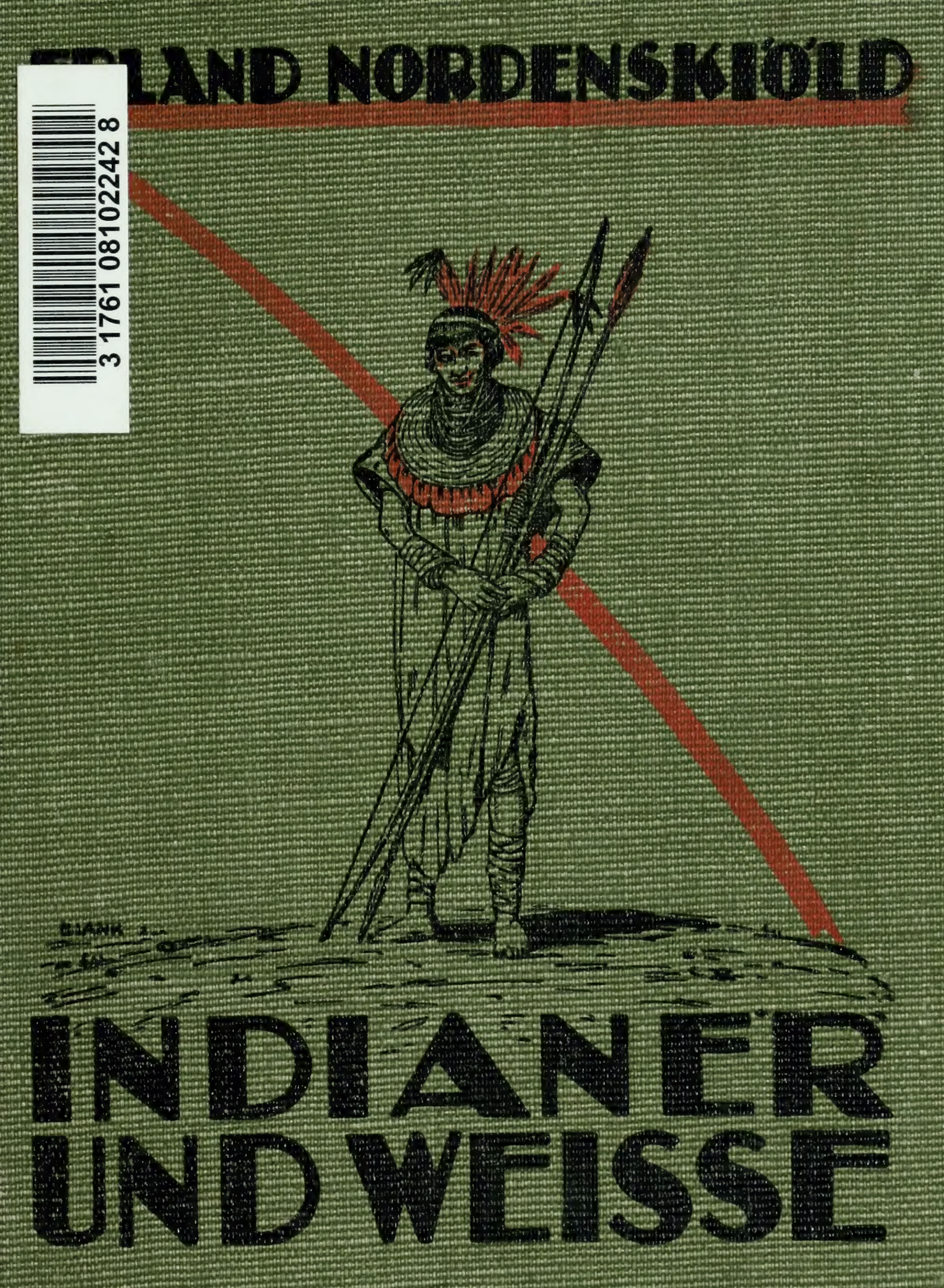
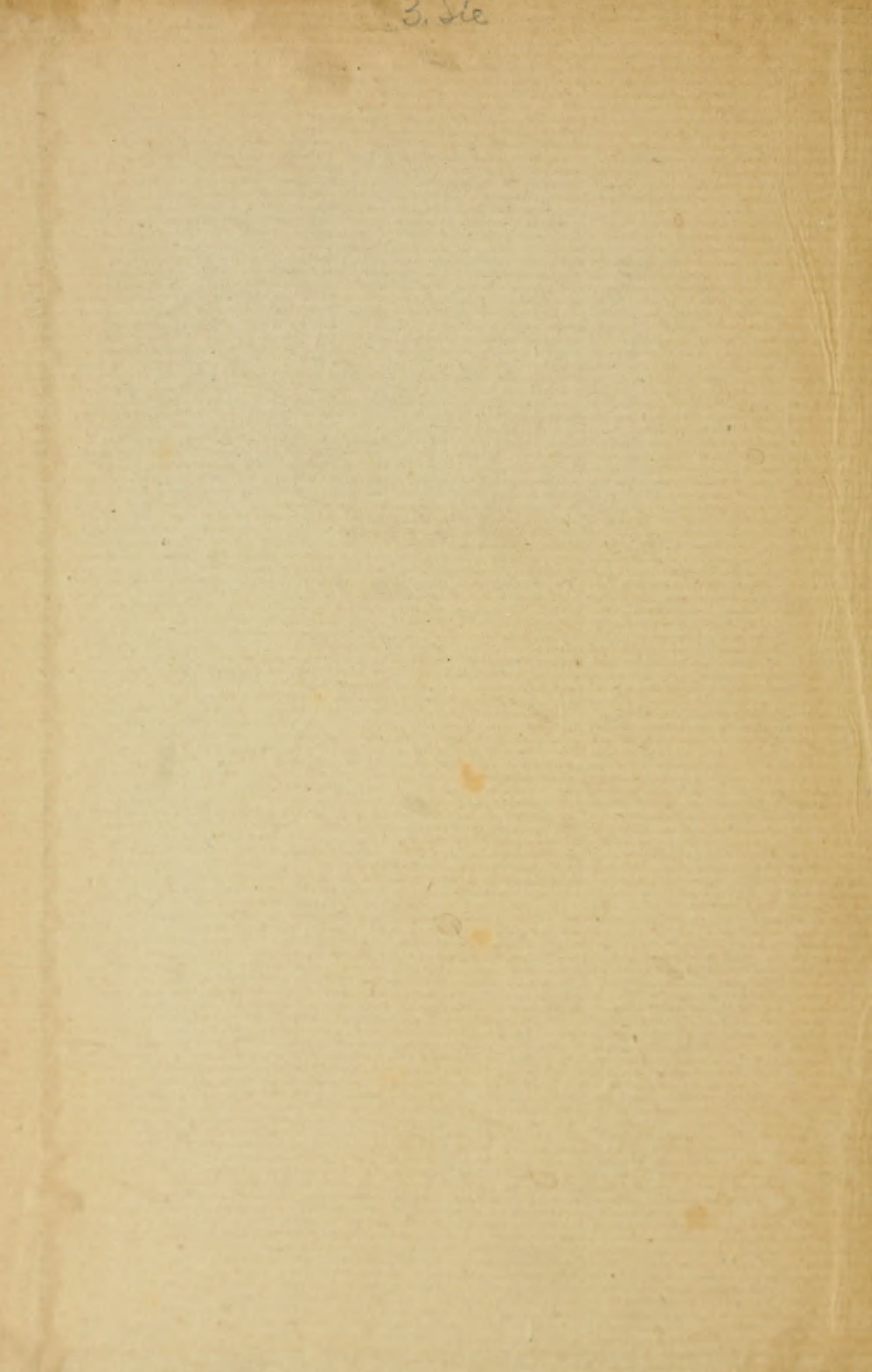


STRECKER UND SCHRÖDER, VERLAG STUTTGART.





INDIANER UND WEISSE









Junge Chacoboindianer
Tragen nebst anderen Schmuckgegenständen den Brustschmuck aus Affenzähnen

ERLAND NORDENSKIÖLD

INDIANER UND WEISSE
IN NORDOSTBOLIVIEN

Mit 90 Abbildungen im Text, 35 Tafeln
und einer Karte

Stuttgart 1922
Verlegt von Strecker und Schröder



Die autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen
besorgte Ignaz Schlosser.
Gedruckt wurde dieses Buch bei
Strecker und Schröder in Stuttgart.
Den Einband zeichnete
Hermann Blank
in Stuttgart

Inhalt

Freiherr Erland Nordenskiöld,

der Verfasser dieses Buches, wurde am 19. Juli 1877 in Stockholm geboren. Sein Vater war A. E. Nordenskiöld, der berühmte Leiter der Vega-Expedition. Der Drang nach unbekannten Fernen liegt also im Blute. 1899 bereiste er als Zoolog Patagonien, wo ihn die vielen Überreste von merkwürdigen Tieren der Vorzeit lockten. Sein Interesse ging bald von den Tieren auf die Menschen über, auf die Indianer Südamerikas. Ihnen galten vier große Forschungsreisen, die zwischen 1901—1915 fallen und die ihn nach Bolivien und den angrenzenden Teilen von Argentinien, Peru, Brasilien führten. Der Forscher und Sammler wurde bald zu einem Freunde der Indianer. Wo es anging, lebte er als Indianer mit Indianern, und sein Interesse wird von dem Kampf ums Dasein der verschiedenen Stämme in gleichem Grade gefesselt wie von deren Kultur und kulturellen Produkten. Besonders in dem vorliegenden Buche hat sich diese Anteilnahme zum Probleme zugespitzt. (Die schwedische Ausgabe erschien im Jahre 1911.)

Vorwort

Dieses Buch ist gleich dem „Indianerleben“ ein Ergebnis der Arvid Hernmarckschen Expedition nach Bolivien 1908—1909.

Ebenso wie in El Gran Chaco bin ich auch während meiner Reise in Nordostbolivien beinahe überall, wohin ich kam, sehr gastfreundlich aufgenommen worden.

Unter meinen vielen Freunden da draußen gedenke ich an erster Stelle Dr. Casiano Gutierrez, dem ich für viele gute Ratschläge und wertvolle Aufklärungen Dank schulde.

Die Herren Gasser und Schweitzer in Sta Cruz, die Franziskanermönche in Guarayos, Herr Velarde in San Miguelito, Herr Enrique Cuellar und viele, viele andere haben auf jede Weise getrachtet mich bei meiner Forschungsarbeit zu unterstützen.

Während der ganzen Reise begleitete mich Herr Carl Moberg und einige Zeit auch Herr W. Andersson. Eine große Expedition ist es nie gewesen. Oft waren Moberg und der Verfasser allein, bisweilen zogen sie in der Gesellschaft einiger Indianer herum.

Ein Schimmer von Landstreicherleben lag über unserer Reise. Abgerissen und schlecht gekleidet, wie wir oft waren, hat uns sicher der eine oder andere für verdächtige Individuen gehalten. Dieses Leben hat uns aber vielleicht bessere Gelegenheiten geboten, die Menschen kennenzulernen, als wenn wir immer als feine Herren gereist wären.

Dem, der die Kosten der Reise trug, den Freunden da draußen und den Reisekameraden, den Indianern und den Weißen, will ich hier meine Dankbarkeit aussprechen, bevor ich die Schilderung meiner Fahrt beginne.

Stockholm, am 15. September 1911.

Erland Nordenskiöld

Einleitung

In meinem Buche „Indianerleben" habe ich die Indianerstämme geschildert, die ich 1908—1909 in El Gran Chaco oder an seinen Grenzen kennenlernte. Wir wanderten da von einem Stamm zum anderen. Überall begegneten wir Indianern. Schon an der Eisenbahn im nördlichen Argentinien trafen wir solche, die aus der Wildnis kamen, um in den Zuckerfabriken Arbeit zu suchen. Wenn man von Argentinien nach Sta. Cruz de la Sierra in Bolivien reitet, so begegnet man nicht nur den halbzivilisierten Chiriguano und Chané, sondern auch Gruppen von Mataco, Toba, Choroti und Tapiete in malerischen Trachten, rotbemalt und federgeschmückt. Ohne Schwierigkeit kann man dort echtes Indianerleben zu sehen bekommen, und erst wenn man tief in den Chaco eindringt, wagt man etwas.

Folgt man dem Rio Pilcomayo, so kommt man an zahlreichen Dörfern vorbei und trifft verschiedene Stämme, die untereinander Freunde oder Feinde sind. Am oberen Rio Pilcomayo ist es nicht ungewöhnlich, eine Ansiedlung der Weißen dicht neben einem großen Indianerdorf zu finden, wo die Einwohner noch in ihren kleinen, runden Hütten wohnen, wo sie noch federgeschmückt tanzen und ganz unabhängig von den Eindringlingen sind.

Wie ganz anders sind die Verhältnisse nördlich von Sta. Cruz de la Sierra. Reist man von dieser Stadt nach Mato Grosso oder zu den Madeirafällen in Brasilien und hält sich an die Landstraßen, so muß man ganz besonderes Glück oder Unglück haben, wenn man Indianer trifft, die nicht kurzgeschoren und nicht mit Hosen und baumwollenen Hemden bekleidet sind.

Ich sage Unglück, denn es kann auch auf den großen Land-

straßen passieren, daß plötzlich ein Trupp Urwaldwilder auftaucht. Sie kommen jedoch nie als Freunde, sondern stets als Feinde, um die Reisenden zu überfallen.

Aber es gibt in Nordostbolivien auch friedliche Indianer, die noch viele von ihren alten Sitten und Gebräuchen bewahrt haben. Zuweilen findet man diese Menschen erst nach abenteuerlichen Urwaldwanderungen, wo sie verborgen vor den Weißen wohnen, häufig beinahe isoliert von anderen Stämmen.

Die Indianer dieser großen, herrlichen und üppigen Urwälder und meine Besuche bei ihnen will ich in diesem Buche schildern. Es sind beinahe immer ganz kleine Horden, die letzten Trümmer zahlreicher Indianerstämme, die in allen den Flüssen gefischt haben, die in den Schneeriesen der Anden entspringen und sich zum Rio Madeira vereinen, einem der stolzesten Zuflüsse des Amazonenstromes.

Wir würden jedoch Nordostbolivien nicht verstehenlernen, wenn ich nur die Indianer der Urwälder schilderte. Ein wesentlicher Teil dieses Buches behandelt deshalb die Eroberung des Landes durch die Weißen, und die Indianer, welche von den Weißen unterworfen wurden und die nun als zivilisiert oder halbzivilisiert bezeichnet werden.

Ich habe dieses Buch „Indianer und Weiße" genannt. Das klingt wie ein mutwilliges Knabenspiel. Aber was ich schildern will, ist nichts weniger als Spiel, sondern — von meinem Standpunkt gesehen — der Kampf eines einstmals glücklichen Volkes gegen eine stärkere Rasse.

Vor allem wird die ökonomische Unterdrückung der Indianer durch die Weißen behandelt.

Wir leben in der Zeit des Industrialismus. Weit, weit bis in die entlegensten Urwälder hinein strecken rücksichtslose Weiße ihre Polypenarme, um den Kautschukbedarf der Industrie zufriedenzustellen.

In den Gegenden, die ich hier schildern werde, hat man wirklich ausgezeichnete Gelegenheit, die Einflüsse der weißen Rasse auf die Indianer zu studieren. Hier stoßen wir auf Stämme, wie die Iténe und Siriono, die noch mit bewaffneter Hand

Urwald und Unabhängigkeit verteidigen; auf friedliche Indianer, wie die Chacobo, die von den Weißen völlig unabhängig sind, aber von diesen Werkzeuge aus Eisen bekommen haben; auf die Yuracáre, die trotz ihres starken Freiheitsgefühles mehr und mehr von den Weißen abhängig werden; auf die Guarayú, die in blühenden Franziskaner-Missionen leben; auf die Mojo und Baure, die früher Schüler der Jesuiten waren, jetzt Schuldsklaven der Weißen sind, und schließlich auf eine Anzahl Mojo, die, der Übergriffe der Weißen müde, sich wieder in die Freiheit der Urwälder zurückgezogen haben.

„Trümmer" hätte ich dieses Buch nennen können. Denn echtes Indianerleben finden wir nur in den unzugänglichsten Urwäldern, von alter indianischer Kultur aber finden wir nur Trümmer. Auch von den einst blühenden Jesuitenmissionen finden wir nur mehr Erinnerungen, denn Verwüstung hat der weiße Mann hier mit sich gebracht. Vernichtend wie in früheren Zeiten die Pest hat das Kautschukfieber direkt oder indirekt größere Teile von Ostbolivien verheert.

Dieses Buch schildert nur einen ganz kleinen Teil der Welt und es ist nur ein Vermerk in dem langen Sündenregister der weißen Rasse. Ich hoffe, daß es für den, der einmal eine Arbeit über den Untergang der indianischen Rasse schreibt, von Nutzen werden kann.

Hier schreibe ich über Indianer und Weiße als zwei Gegensätze. Wir müssen jedoch bedenken, daß diese Rassen in weiten Gebieten, die geschildert werden sollen, stark vermischt sind. Schon die ersten spanischen Eroberer nahmen natürlich zum großen Teil Indianerinnen als Frauen und Geliebte. Doch ist während der Jahrhunderte hier eine herrschende Klasse entstanden, die sich freilich von unten her rekrutiert, aber sich dennoch als weiße bezeichnet. Die Sprache bildet einen besonders wichtigen Faktor. Wer Spanisch als Muttersprache hat, zählt zu den Weißen, der mit einer indianischen Muttersprache zu den Indianern. In der Regel rechnet sich die Hauptmasse der Mestizen zu den Weißen. Soll das allgemein anerkannt werden, so darf die Rassenmischung nicht erst von den Eltern stammen. In den meisten Fällen ge-

schah die Mischung so, daß die Mutter Indianerin, der Vater ein Weißer war. Das umgekehrte Verhältnis ist äußerst selten, wenn es überhaupt vorkommt, denn nirgends auf der Welt haben sich weiße Frauen in größerer Anzahl mit einer farbigen Rasse vermischt. So wie es in Bolivia gebräuchlich ist, nenne ich die Mestizen in der Regel ganz einfach Weiße, die Fälle ausgenommen, wo die Mutter Vollblutindianerin war und die Rassenmischung daher ganz frisch ist, oder wo das Indianerblut zu überwiegen scheint.

Unter den Weißen in Ostbolivia gibt es auch viele, die nicht der spanischen Rasse angehören; die meisten davon sind Deutsche. Viele dieser Ausländer sind ganz sympathisch. Daß verschiedene schlechte Elemente diese entlegenen Gegenden aufsuchten, als ihnen die Heimat aus dem einen oder anderen Grunde zu eng wurde, ist ganz natürlich. Diese eingewanderten Weißen, die nicht unter der einschläfernden Tropensonne geboren sind, zeichnen sich vor den Bolivianern häufig durch Energie und Unternehmungslust aus.

Wer mein „Indianerleben“ kennt, wird finden, daß man in Nordostbolivien, nördlich von Sta. Cruz de la Sierra, eine Natur antrifft, die ganz verschieden ist von der des Chaco, Urwälder von viel größerer Üppigkeit, ein Übermaß an Niederschlägen und große schiffbare Flüsse. Die Schwierigkeiten, zu den Indianern zu gelangen, sind größer als im Chaco. — Die Leser werden es daher sicher ganz natürlich finden, wenn es mich hier mehr als im „Indianerleben“ lockte, die Umgebung, in der die Menschen leben, zu schildern. Oft mußte ich lange durch den Urwald und über Weidegründe wandern, oder auf Flüssen fahren, ohne einen Menschen zu treffen. In dieser Einsamkeit hat mich die Natur mit ihrer wunderbaren Schönheit gefesselt.

Erstes Kapitel

Der skulptierte Berg bei Samaipata

Wir sind über das große Wasser nach Buenos Aires und auf der Eisenbahn nach Nordargentinien gefahren. Auf dem Rücken des Maulesels ritten wir durch die Wildnis des Chaco. Nun geht es weiter nach Norden.

Im Oktober 1908 reite ich mit meinen zwei schwedischen Begleitern über den Rio Grande, den südlichsten Nebenfluß des Amazonenstromes. Wir folgen dem Wege, der längs der letzten Ausläufer der Anden von Argentinien nach Sta. Cruz de la Sierra führt. Bei Florida, das von der Blumenpracht der Büsche und Bäume seinen Namen bekommen hat, verlassen wir die große Landstraße und kommen auf elende, lebensgefährliche Gebirgssteige. Wir reiten durch Hohlwege und über Bergkämme. Der skulptierte Berg bei Samaipata lockt mich. Dort sollen die sonderbarsten Figuren in Fels gehauen sein, und man sagt, daß große Schätze in dem Inneren des Berges verborgen liegen. Da gibt es ein tiefes Loch, „una boca de mina", in welches sich keiner hineinwagt, denn ein Frosch mit feurigen Augen, so groß wie Teller, bewacht den Schatz. Ein kleiner Knabe hat auf dem Berge bei Samaipata kleine Llamatiere aus Gold gefunden. Ein Ausländer war hier, aber niemand weiß genau, wieviel Gold er fand. Vielleicht hat er die versteckten Schätze gefunden, diese „gringos"[1] wissen ja soviel mehr als andere.

Noch immer träumen die Nachkommen Pizarros und Almagros von vergrabenen Schätzen, „tapados". Wie oft bekam ich diese Erzählungen zu hören, wenn die Mestizen abends um das Lager-

[1] Verächtliche Bezeichnung für Ausländer.

feuer saßen; lodernde Flammen hatten sie gesehen, wo die Schätze vergraben waren; während der Nacht schlichen sie an Ort und Stelle, begannen zu graben, aber Gespenster erschienen und erschreckten sie, so daß sie nicht wagten, tief genug zu graben. Diese Geschichten von Urnen und Schätzen haben mich nicht selten zu archäologischen Entdeckungen geführt. In den Urnen aber, die die Schatzgräber fanden, war kein Gold gewesen, sondern nur Knochen hatte man gefunden, denn es waren alte indianische Graburnen.

Vierhundert Jahre lang haben die Spanier und ihre Nachkommen nach Gold, Gruben, Chinarinde und Kautschukwäldern gesucht. Man trieb Raubbau mit der Natur und den Indianern, die überall für die goldhungrigen Weißen arbeiten mußten. Die Gier nach schnellem Verdienst ohne Gedanken an die Zukunft wurde das Unglück dieser Gegenden.

Die Landschaft zwischen Florida und Samaipata ist ein wildes, herrliches, zerklüftetes Bergland, nur spärlich bewohnt von Mestizen. In vergangenen Tagen streiften hier Einsammler von Chinarinde umher, aber das lohnt sich nicht mehr. Den Chinabaum hat man ausgerottet und keine anderen dafür gepflanzt, das war Raubbau.

Hier wohnen keine Indianer, aber in der Nähe von Samaipata sind die kultivierbaren Plätze größer und die Bevölkerung recht zahlreich. Sie macht zwar einen rein spanischen Eindruck, dürfte aber doch mit Quichuaindianern vermengt sein. Nicht weit von Samaipata beginnt die Quichuagegend, die sich über einen großen Teil des Berglandes von Ostbolivia ausbreitet.

Der skulptierte Berg bei Samaipata wird „el fuerte del Inca" genannt, „Festung der Inka". Ganz sicher ist hier nie eine Festung gewesen. Der erste, der von dem Berge spricht, ist d'Orbigny[1]. Er ist der Meinung, daß man dort Gold gewaschen habe. Dies ist jedoch nicht möglich; der Berg bei Samaipata kann keine praktische Verwendung gehabt haben.

Der skulptierte Berg ist eine große, flache Kuppe aus losem, rotem Sandstein, in dessen etwa 1000 qm messende Oberfläche

[1] D'Orbigny, Voyage dans l'Amerique meridionale 1826 – 1833, Partie historique. T. 3/1 S. 259 (Paris und Straßburg 1844).

zahlreiche Reihen von Nischen gehauen sind, die aus der Entfernung wie Fenster und Türen aussehen. Schatzgräber haben versucht, mit Sprengschüssen die Türen zu öffnen, aber keinem gelang es, „den richtigen Eingang“ in das Innere des Berges zu finden, wo die Schätze verborgen liegen. Sonst ist der ganze Berg mit eigentümlichen Figuren, Sitzen, Treppen, Bassins u. a. übersäet. Einige der auffallendsten sind hier (Tafel I—V) abgebildet. In einiger Entfernung von den Figuren findet sich das erwähnte Loch. Wir seilen Moberg ab, der eine kleine Schlange als einzigen Verteidiger vorfindet. Das Loch ist 15 m tief und 1—3 m breit.

Eine Woche lang bleiben wir auf dem Berge, um zu photographieren und nach Grab- und Wohnplätzen zu suchen. Um den Berg herum liegen bebaute Kulturterrassen. Da gibt es auch schlecht erhaltene Grundmauern von einigen kleinen Gebäuden. Gräber finden wir nicht, dagegen machen wir eine Anzahl loser Funde. Nebenbei kaufen wir etliche Gegenstände, die von Mestizen und ihren Kindern auf den Feldern gefunden sind, die um den Berg herum liegen.

Es sind nicht viele Sachen, aber sie sind interessant, weil sie der bolivianisch-peruanischen Bergkultur angehören. Da gibt es eine bronzene T-förmige Axt, ein Stück von einer Schalnadel, „topu“, aus Silber, Schleudersteine und einen steinernen Morgenstern. Derartige für die Bergkultur charakteristische Gegenstände findet man im Tiefland nicht. Auf dem Berge bei Samaipata hat man, wie erwähnt, auch Llamas aus Gold gefunden.

Der skulptierte Berg bei Samaipata scheint der äußerste Vorposten der Bergkultur, „Inkakultur“, gegen die Urwälder gewesen zu sein. Die Figuren, Sitze und Nischen erinnern vollständig an ähnliche Berge in der Gegend von Cuzco in Peru, wovon uns Uhle eine wertvolle Beschreibung gegeben hat[1]. Seiner Meinung nach dienten sie zur Verehrung der Vorfahren. Die Rinnen und Bassins waren nach Uhle dazu da, um Speise und Trank zu opfern. So hat man also den Berg nicht für irgendwelche praktische Zwecke behauen, sondern für religiöse Zeremonien.

---

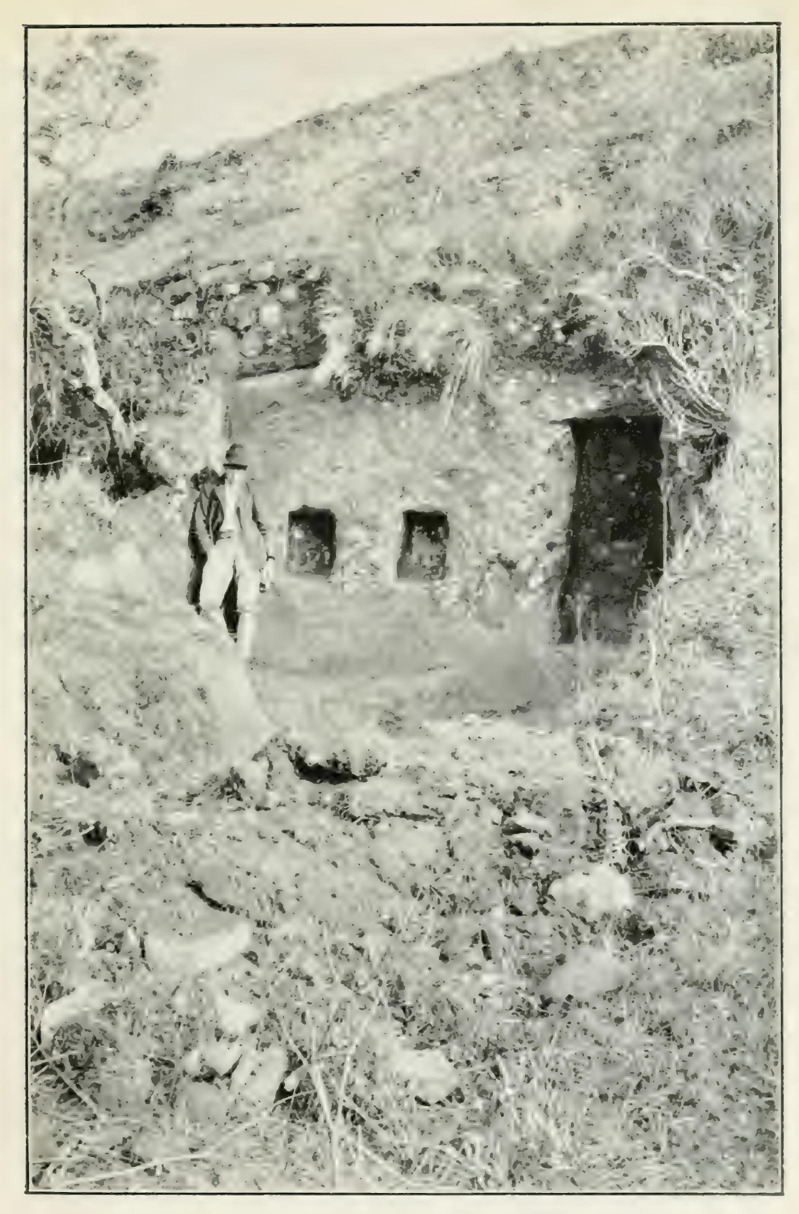
[1] Uhle, Amerikanisten-Kongreß 311 (Wien 1908).

Was den Samaipataberg so interessant macht, ist, daß er so weit von ähnlichen Denkmälern entfernt liegt, an der Grenze der großen Ebene im Osten, an der Grenze des Urwaldes. Wenn wir nun durch die Urwälder des Tieflandes und die Flüsse entlang weiterziehen, so finden wir, daß die dortigen Menschen außerhalb des Einflusses der mächtigen Inkakultur lebten. Wie eine Mauer haben die Urwälder am Ostfuße der Anden die Bewohner der Hochebene und der Gebirgstäler von den schiffbaren Flüssen getrennt. Andere Natur, andere Menschen.

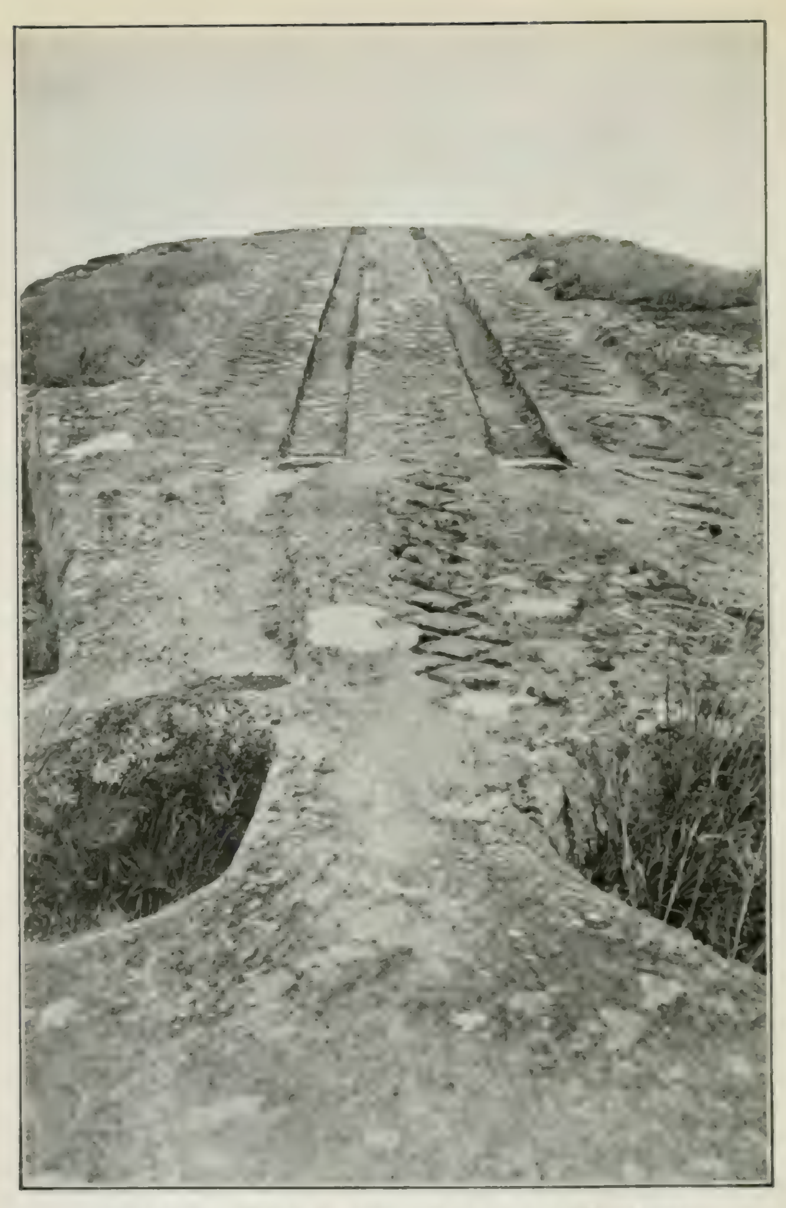
In Samaipata hat man Knochen von einem sehr großen Riesenfaultier, Megatherium, gefunden. Ich erwähne dies deshalb, weil es sich vielleicht für jemand lohnen kann, der Spur zu folgen.

Unter Sturzregen verließen wir Samaipata auf dem einzigen Wege, der aus dem Inneren Boliviens nach Sta. Cruz de la Sierra führt. Pfui! so ein schlüpfriger, erbärmlicher Steig. Die Bäche waren zu brausenden Flüssen angeschwollen, und wir konnten nur mit größter Schwierigkeit oder gar nicht hinüberkommen. Moberg und Andersson reiten in jugendlichem Übermut in die Furt hinein und halten mich, den Vorsichtigen, für einen Feigling. Aber sie bekommen sehr bald eine nützliche Lehre in südamerikanischem Flußübergang. Andersson reitet ungeniert zwischen Steinblöcken in einen tosenden, kleinen Strom, bis der Maulesel nicht mehr kann und stürzt. Dem Manne gelingt es jedoch nach einem ordentlichen Bad ans Land zu krabbeln, aber der Maulesel wird ein ziemliches Stück mitgerissen, ehe er wieder Land unter die Füße bekommt. Am schlimmsten war das für die Satteltasche, denn von ihr und ihrem Inhalt ist nicht viel übrig. Das ist sehr ärgerlich, denn sie enthielt viele Topfscherben von Samaipata, verschiedenes Apothekerzeug, Revolver u. a., lauter Dinge, die für uns unentbehrlich und kostbar sind. Die Geister der Toten vom Samaipataberge haben sich gerächt, würden die Indianer und Mestizen sagen.

Stückweise ist der Weg so schlecht, daß sich die Maulesel nur mit größter Mühe durcharbeiten können, und doch ist dieser Weg viel benützt. Ständig begegnen wir langen Karawanen, die von Sta. Cruz kommen. Unter den Lasttieren gibt es Maulesel, aber noch mehr davon sind Esel und viele von den Treibern sind Quichua-



Tafel I: Der skulptierte Berg bei Samaipata. Im Felsen ausgehauener Platz mit drei Nischen, einer großen und zwei kleinen. Der Mann auf dem Bild ist mein Begleiter Karl Moberg



Tafel II: Der Gipfel des skulptierten Berges bei Samaipata

indianer von Cochabamba. Dieser Weg zwischen Cochabamba und Sta. Cruz de la Sierra macht einen gewaltigen Bogen.

Ein Berggebiet, das mit Urwald bedeckt ist und dessen Flüsse nicht schiffbar sind, ist äußerst schwer zu erforschen. Das ist die Ursache, warum es hier zwischen den Städten Cochabamba und Sta. Cruz de la Sierra, die schon im sechzehnten Jahrhundert angelegt wurden, so bedeutende Wald- und Gebirgsstrecken gibt, die nur wenig oder gar nicht erforscht sind.

Ein Spanier, namens España, versuchte vor einigen Jahren zwischen diesen bedeutenden Städten einen direkten Weg quer durch den Urwald anzulegen. Er hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen; schließlich wurde er von seinen eigenen Leuten ermordet.

Das Gebirge in Bolivia wird, außer von den weißen Herren, von Quichua- und Aymaraindianern bewohnt. Auf dieser Reise habe ich keine von ihnen als Kolonisten oder Arbeiter im Tiefland oder Urwald gesehen.

Nachdem wir den Kontakt mit der Bergkultur gesucht hatten, verließen wir wieder das Gebirge und kamen in die Ebene von Sta. Cruz, wo die zahlreichen Fiederpalmen und Massen von Korbarbeiten in den Hütten der Mestizen davon Zeugnis geben, daß wir El Gran Chaco hinter uns gelassen haben und uns an der Grenze der üppigen Urwälder von Nordostbolivien befinden. Die Menschen dieser Gegenden werde ich hier schildern.

Zweites Kapitel

Sta. Cruz de la Sierra

(Das Herz von Südamerika)

Wir reiten ein in Sta. Cruz de la Sierra, in die Hauptstadt der Ebene.

So weit weg, so weit außerhalb guter Verbindungen, wie diese Stadt, gibt es wohl keinen größeren Ort in ganz Amerika. Wo die Anden ihre letzten Ausläufer gegen das riesige Tiefland im Osten senden, dort liegt sie. — Ganz in ihrer Nähe fließt der Rio Piray vorbei, einer von den südlichsten Zuflüssen des Amazonenstromes.

Sta. Cruz de la Sierra wurde in seiner jetzigen Lage im Jahre 1595 gegründet. Die Stadt hat 14 000 Einwohner, 9000 Frauen und 5000 Männer[1]. Die Bevölkerung, auch in den unteren Klassen, wirkt mehr spanisch als in den Bergstädten in Bolivien, wo das indianische Element überwiegt. Es herrscht ein gewisser Gegensatz zwischen den Einwohnern von Sta. Cruz, den Cruzeños, und den Collas[2], den Bergbewohnern. Die ersteren sind faul, fröhlich, leichtsinnig, ironisch, oberflächlich, offen, herzlich, freigebig und gastfreundlich. Die letzteren dagegen sind fleißig, verschlossen, sparsam, gutherzig, zuverlässig und argwöhnisch.

Die Cruzeños sprechen mit einer gewissen Verachtung über die Collas. Sie treiben beständig Scherz mit ihnen. Es gibt viele Geschichten von den Scherzen der Cruzeños mit den Bergbewohnern.

[1] Nach Herzog, Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft (Zürich 1910).
[2] Schimpfname für die Bergbewohner von Bolivien.

Es war einmal ein Cruzeño, der wollte ein paar Collas, die die Straße daherkamen, zum besten haben. Der Cruzeño legte sich an der Straße hin und stellte sich tot. Als die Collas ihn sahen, sagten sie: „Ach, der arme Mann ist hier einsam gelegen und gestorben und nun bekommt er kein ordentliches Begräbnis." Die guten Leute machten eine Bahre, legten den „toten" Cruzeño darauf und banden ihn fest, und so nahmen sie ihn mit. Als sie ein Stück gegangen waren, kamen sie an einen Fluß, der sehr schwer zu durchwaten war. Sie versuchten, mit der Bahre hinüberzukommen, konnten aber die Furt nicht finden. Zaudernd standen sie mitten in dem brausenden Flusse und konnten nicht vorwärts kommen, da erhob der „Tote" seine Stimme und sagte dumpf: „Als ich noch lebte, war die Furt weiter unten."

Die erschrockenen Collas ließen die Bahre fallen, die der Strom mit sich riß. Von dem Cruzeño hat man keine Spur mehr gefunden.

Der Cruzeño liebt ein lustiges Leben. Hat er tausend Pesos in den Kautschukwäldern verdient, so reist er in seine geliebte Vaterstadt, verschafft sich Mädchen, Champagner, Wein, Maisbier und eine kleine Musikkapelle, und dann fliegt das Geld viel, viel schneller davon, als er es verdient hat.

Eines Tages im Juli 1909 wurde die Entscheidung der argentinischen Regierung in dem Grenzstreit mit Peru bekannt. Daraus entstand ein unerhörter Aufruhr in ganz Bolivien. Das Haus der argentinischen Gesandtschaft in La Paz bewarf man mit Steinen und schrie nach Krieg.

Auch nach Sta. Cruz de la Sierra kam eine Schlagwelle der nationalen Erbitterung. Die Cruzeños erledigten die Angelegenheit auf ihre Weise. Sie rissen das Schild von dem argentinischen Konsulat herab, obgleich der Konsul, ein Deutscher, sie bat, es rücksichtsvoll zu behandeln. „Denn es ist sehr teuer", setzte er hinzu. Man hielt Reden, man demonstrierte, man brüllte: „Viva Bolivia! Abajo Peru! Abajo Argentina!" Man trank Champagner und Maisbier. Es war ein Fest. Es war so lustig, so schrecklich lustig. Das war etwas Neues, eine kleine Abwechslung in dem eintönigen Leben.

Sehr großen Einfluß in Sta. Cruz haben die Deutschen. Der

Handel liegt zum großen Teil in ihren Händen. Die eingeborenen Handelsleute können mit ihnen nicht konkurrieren. Es ist nicht ganz grundlos, wenn diese Ausländer verhaßt sind. Man sieht wohl ein, daß sie tüchtig sind, aber man kann sie nicht leiden.

Ein Kreole sagte einmal zu mir: „Zuerst wohnten die Indianer am Marktplatze. Dann kamen wir, und die Indianer mußten in die äußeren Stadtteile übersiedeln. Darnach kamen die Deutschen, und wir mußten das Schicksal der Indianer teilen."

Sta. Cruz de la Sierra ist so gebaut wie fast alle Städte in Südamerika. Die Straßen schneiden einander in rechtem Winkel; mitten in der Stadt liegt der Marktplatz, „plaza" genannt. Da die Straßen während der Regenzeit häufig überschwemmt sind, hat man Pfähle in den Boden geschlagen, auf denen man sie trockenen Fußes überschreiten kann. Bauten von größerer architektonischer Schönheit gibt es kaum. Ein oder das andere alte, anspruchslose Haus kann aber doch recht malerisch sein.

Im Inneren scheinen die Häuser ganz geräumig zu sein, aber man hat kein Verständnis für Komfort. Das ist charakteristisch für ganz Südamerika. Der Kreole kümmert sich sehr wenig um häusliche Bequemlichkeit. Nicht selten fehlen sogar Einrichtungen für die dringendsten Bedürfnisse. Ein Grammophon dagegen gehört zu den notwendigen Gegenständen eines besseren Hauses in Sta. Cruz.

Der Fremde kann sich selten beklagen, daß er von den Cruzeños betrogen wird. Sie sind außerordentlich gastfrei und fragen nicht viel darnach, ob der zugezogene Europäer ein Abenteurer ist oder nicht. Hauptsache, daß er gemütlich und froh ist; wer er sonst ist, darum kümmert man sich nicht.

Unterklasse und Mittelklasse sind ziemlich bigott; jedoch auch dies auf ihre Weise. Denn auch die Heiligen faßt man ein wenig von der heiteren Seite auf. Daß San Antonio die entlaufenen Maulesel suchen soll und, wenn es ihm nicht gelingt, kopfüber in einen Mörser gesteckt wird, das hält er noch für erträglich, aber wenn ihm die frohen Mädchen eine Kerze opfern, auf daß er ihnen einen Liebsten schaffe für die Nacht, so denkt er wohl, das geht denn doch zu weit. San Antonio di Padova kann Sünden über-

sehen, nur darf man nicht gegen die alleinseligmachende Kirche sündigen. Er weiß ganz gut, daß die hiesigen eingeborenen Diener der Kirche oft eine schöne Haushälterin haben. Wenn die Hirten Wein und Mädchen lieben, — was kann man dann von den Schafen verlangen.

Man sieht nicht selten Indianer in Sta. Cruz. Guarayú von den Missionen der Franziskaner und Churápa von Buenavista kommen dorthin, früher kamen auch zahlreiche Chané und Chiriguano. Manchmal, wenn sie betrunken waren, fing man sie ein und verkaufte sie in die Kautschukwälder, deshalb fürchten sie jetzt Sta. Cruz. Auch Weiße hat man in die Kautschukwälder verkauft. Man erzählt von einem Gouverneur, der einmal den ganzen Inhalt des Gefängnisses von Sta. Cruz an einige Kautschukpatrone verkaufte. Das war zwar rücksichtslos, aber vielleicht nicht so schlecht für die Gefangenen.

Manche Cruzeños haben eine sonderbare Art, Geld zu verdienen. Gegen billige Entlohnung mieten sie in Sta. Cruz Diener, reisen dann mit ihnen zum Rio Beni und vermieten sie dort gegen große Taggelder. Es kommt auch häufig vor, daß rücksichtslose Werber an junge Leute größere Geldsummen leihen, die diese nicht zurückzahlen können. Dann müssen sie ihr Heim verlassen und in die Kautschukwälder reisen, wo sie einem dunklen Schicksal entgegengehen.

Sta. Cruz de la Sierra ist eine Stadt mit einer großen Zukunft. Sie liegt in einer Gegend mit großen Entwicklungsmöglichkeiten. Eine wirkliche Bedeutung aber bekommt Sta. Cruz erst dann, wenn die Eisenbahn von Argentinien über Yacuiba dahin gebaut wird und andere Linien zum Rio Paraguay, nach Cochabamba und nach Las Juntas am Rio Grande gelegt werden. Sta. Cruz wird dann der Stützpunkt für die Entwicklung eines riesigen Gebietes im Inneren von Südamerika, das jetzt nur eine spärliche Bevölkerung besitzt und zum großen Teil unerforscht ist.

In diesen wenigen Zeilen habe ich das Charakteristische der Cruzeños und der Weißen, die Nordostbolivien eroberten und bewohnen, zu zeichnen versucht. Neben den Missionaren haben diese Menschen die „Zivilisation" unter den Indianern verbreitet.

Auch unter den Cruzeños gibt es ernste, tüchtige Leute, aber sie sind selten. Ein sehr gewöhnlicher Zug an ihnen, den ich nicht hervorhob, ist die Grausamkeit, ihr Raubbau mit den Menschen, die Indianer heißen, und ihr Unvermögen, an die Zukunft des Landes zu denken, das sie bewohnen.

Wein, Weiber und Witze sind der Lebensinhalt des Cruzeño. Dazu braucht man Gold; aus den Indianern wurde es herausgepreßt. Die Cruzeños haben die freien Männer des Urwaldes zu Schuldsklaven gemacht, die Indianerinnen zu Kebsweibern.



Abb. 1: Mojoindianer spielt auf der Panflöte
(Nach Eder)

Drittes Kapitel

Die Grenze von Sta. Cruz

(Eine natürliche Kulturgrenze)

Als ich in meinem Buche „Indianerleben" die Indianerstämme in El Gran Chaco schilderte, und die, welche dem Flußgebiete des Rio Mamoré angehören, für ein anderes Buch aufsparte, geschah das nicht willkürlich. Denn in der Ebene Ostboliviens, ungefähr bei Sta. Cruz de la Sierra, treffen wir auf eine scharfe, natürliche Grenze zwischen dem trockenen Chaco im Süden und den wasser- und vegetationsreichen Gegenden im Norden.

Über die anthropogeographische Bedeutung des Gegensatzes zwischen Gebirgs- und Tieflandklima, Pflanzen- und Tierwelt habe ich mehrfach geschrieben. Dieser Gegensatz ist besonders scharf, wenn wir von Cuzco nach Sta. Cruz de la Sierra den Anden folgen, an deren Fuß üppige, schwerdurchdringliche Urwälder liegen. Südlich der genannten Stadt dagegen, wo die Berghänge nicht von ähnlichen riesigen Wäldern bedeckt sind, ist dieser Gegensatz weniger bedeutend.

Die anthropogeographische Bedeutung der Sta.-Cruz-Grenze habe ich jedoch vorher nicht betont oder betont gefunden, weshalb ich hier näher darauf eingehen will. Sie ist eine pflanzengeographische Grenze und wurde als solche von Herzog studiert[1]. So fehlen südlich von Sta. Cruz, südlich des achtzehnten Breitegrades mehrere wildwachsende Pflanzen, die für die Indianer eine außerordentliche Bedeutung haben. Bevor wir weiterziehen,

[1] Herzog, Pflanzenformationen Ostbolivias. Sonderabdruck aus Englers Botanischen Jahrbüchern (1910).

dürfte es daher für den Leser von Interesse sein, die wichtigsten dieser Pflanzen zu erwähnen.

Da gibt es z. B. nördlich der Sta.-Cruz-Grenze mehrere Baumarten, Ficusarten u. a., deren Rinde die Indianer zu Stoffen ausklopfen. Diese Bäume wachsen dagegen nicht südlich der Grenze. Man sieht dort nie Rindenstoffe. Nördlich der genannten Grenze verwenden alle Indianerstämme in Nordostbolivien, die Siriono ausgenommen, Rindenstoffe zu Kleidern u. a. Eine Folge davon ist, daß die Webekunst bei mehreren dieser Stämme nur wenig entwickelt ist.

Eine für die Indianer außerordentlich wichtige Pflanze ist das Pfeilgras, „chuchio“[1]. Ihr Blumenstengel wird als Pfeilschaft verwendet und liefert gerade, schöne Pfeile. Nördlich der Sta.-Cruz-Grenze verwenden alle Indianer der bolivianischen Ebene, ausgenommen die Iténe am Rio Guaporé, chuchio als Pfeile, während die südlich dieser Grenze wohnenden Indianer ihre Pfeile gewöhnlich aus dem Stamme von Arundo Donax verfertigen. Vergleicht man Pfeile aus diesem Schilfe mit solchen aus chuchio, so wird man finden, daß die letzteren immer mit größerer Sorgfalt ausgeführt sind. Das schöne Material verlockt zur Ausschmückung, zu sorgfältiger Arbeit. Die Iténe verwenden die dünnen Zweige einer Bambusart. Aus den Blattscheiden des chuchio verfertigen alle nichtzivilisierten Stämme, die ich in Bolivia nördlich von Sta. Cruz kennenlernte, außer den Siriono, viereckige Körbe (Abb. 26). Die Männer verwenden sie zum Aufbewahren der Federn u. dgl. Diese Korbtype fehlt vollständig südlich der Sta.-Cruz-Grenze. Der Stamm des chuchio eignet sich dank seiner großen Zähigkeit ausgezeichnet als Kanustange. Besonders verwendet man diese „Grashalme“ bei Stromschnellen, wo man fortwährend einem kräftigen Anprall standhalten muß.

Manchmal benützt man ganze Chuchiopflanzen als Hausbaumaterial.

Nördlich der Sta.-Cruz-Grenze kommen viele Arten von

[1] Gynerium saccharoides. Ortnamen, Eigennamen, spanische und indianische Wörter sind in der Regel hier nach spanischer Aussprache geschrieben.



Tafel III: Der skulptierte Berg bei Samaipata



Tafel IV: Auf dem Gipfel des skulptierten Berges bei Samaipata. Der Teich ist im Felsen eingehauen

Palmen mit gefiederten Blättern vor. Mehrere von diesen, besonders die „motacú[1]", eignen sich als Material zum Korbflechten. Wir finden nördlich der Sta.-Cruz-Grenze mehrere Typen von leichtgeflochtenen Körben, die südlich dieser Grenze, wo es keine Fiederpalmen gibt, fehlen. Südlich der Sta.-Cruz-Grenze fehlen auch die aus Palmblättern geflochtenen Sitzmatten.

Als ich 1909 wieder nach Süden in den Chaco wanderte, hatte ich Guarayúindianer bei mir. Südlich der Sta.-Cruz-Grenze konnten sie sich keine Tragkörbe der gewohnten Art anfertigen, da die Fiederpalmblätter fehlten.

Der Fischfang mit Gift ist im Chaco unbekannt; denn südlich der Sta.-Cruz-Grenze wachsen weder „barbasco"[2] noch „ochohó"[3], die beiden Pflanzen, die die Indianer für diese Art Fischfang verwenden. Die Bogen der Indianer nördlich der Sta.-Cruz-Grenze sind aus „chonta"[4]; auch diese Palme hat hier ihre Südgrenze.

Außer diesen gibt es mehrere Gewächse von geringerer Bedeutung für die Indianer, die man südlich der Sta.-Cruz-Grenze nicht antrifft. So pflanzen die dortigen Indianer keine Bananen, die nur von den Weißen an einigen Stellen kultiviert werden.

Wir sehen also, daß mehrere Pflanzen, die für die Indianer nördlich der Sta.-Cruz-Grenze zur Herstellung von Kleidern, Gerätschaften, Waffen u. a. äußerst wichtig sind, südlich dieser Grenze fehlen.

Ebenso gibt es mehrere, für die Indianer wichtige, wilde Pflanzen, die zwar südlich der Sta.-Cruz-Grenze, aber nicht nördlich davon vorkommen. Die bedeutendste dieser Pflanzen ist „caraguatá[5]". Man verwendet sie zu Tauen, Stricken, Netzen, Hemden, Speisebürsten u. a. Von besonders großer Bedeutung ist sie für alle Chacostämme der Mataco- und Guaycurugruppen. Für die Chiriguano und Chané ist sie weniger wichtig.

Südlich der Sta.-Cruz-Grenze gibt es auch mehrere wilde Gewächse, deren Früchte im Haushalt der Indianer eine große

---

[1] Attalea princeps. [2] Serjania perulacea, Magonia glabrata. [3] Hura crepitans. [4] Guilielma insignis. [5] Bromelia serra.

Rolle spielen. Diese sind: „algarobo“ [1], „tusca“ [2], „chañar“ [3] und „mistol“ [4]. Infolge dieser überall vorkommenden, fruchtreichen Pflanzen ist der Ackerbau bei etlichen Chacostämmen nur wenig entwickelt.

Von den wichtigeren wildlebenden Tieren fehlen die schönen Arara-Papageien südlich der Sta.-Cruz-Grenze, während die Strauße nördlich davon selten sind. In den Urwäldern fehlen diese gänzlich. Den schönsten Schmuck der Indianer südlich der genannten Grenze bilden die Straußfedern, nördlich davon die Federn des Arara.

Mehrere von den Haustieren des weißen Mannes haben eine große Bedeutung für einige Stämme gewonnen. So haben die Indianer im Chaco allgemein Schafe, die für sie eine besondere Rolle spielen, da die Weiber aus der Wolle Decken, Bänder, Taschen u. a. verfertigen. In den feuchtwarmen Gegenden nördlich der Sta.-Cruz-Grenze hat die Schafzucht keinen Erfolg, weshalb die dortigen Indianer keine Schafe haben.

Die Temperaturverhältnisse im Gebirge und in der Ebene sind natürlich sehr verschieden voneinander. Eine scharfe Temperaturgrenze finden wir jedoch nicht. Wegen des kälteren Klimas in Südbolivien aber müssen die Indianer dort dickere Kleider tragen. Nach Süden zu verschwindet die Hängematte oder verliert an Bedeutung. Die kalten Nächte in Südbolivien verleiten nicht zum Schlafen in der Hängematte.

Während man in dem trockenen Chaco Felle u. dgl., wenn auch mit Schwierigkeit, aufbewahren kann, so ist das beinahe unmöglich in den feuchtwarmen Urwäldern nördlich der Sta.-Cruz-Grenze. Säcke, Sitzmatten, Kleidungsstücke u. a. aus Fellen, die bei den Chacostämmen so gewöhnlich sind, kommen hier nicht vor und werden durch anderes Material ersetzt.

Südlich von Sta. Cruz sind die Flüsse nur wenig schiffbar; die dortigen Indianer haben keine Fahrzeuge. Nordostbolivien dagegen wird von zahlreichen schiffbaren Flüssen durchquert. Längs dieser Flüsse haben die Weißen das Land erforscht; die

---

[1] *Prosopis alba.* [2] *Acacia aroma.* [3] *Gourliea decortitans.* [4] *Zizyphus Mistol.*

Mehrzahl von ihnen lebt auch an den Flüssen. Sicher haben auch die Indianer auf die gleiche Weise dieses Gebiet bevölkert. Charakteristisch genug, scheint nur die Verbreitung der Sirionoindianer, die eine Art Urbevölkerung darstellen, von den Flüssen unabhängig zu sein.

Wir haben gesehen, daß die bolivianische Ebene durch eine natürliche Grenze in zwei anthropogeographische Gebiete geteilt wird. Wir können also in Bolivien von wenigstens drei natürlichen Kulturprovinzen sprechen:

1. Die Anden und ihre Hochebene.

2. Das Tiefland nördlich des siebzehnten und achtzehnten Breitegrades (der Sta.-Cruz-Grenze).

3. Das Tiefland südlich des siebzehnten und achtzehnten Breitegrades.

Jede Gegend bietet natürlich lokale Eigenheiten, denen sich der Mensch anzupassen suchte. Bisweilen sind sie so groß, daß sie für ihn eine bedeutende Rolle spielen, daß sie ihn zwangen, neue Geräte u. dgl. zu erfinden. Für Mojos, einen Teil des Gebietes, das wir nun bereisen werden, ist das vollständige Fehlen von Stein besonders charakteristisch. In dem steinarmen Mojos hat man in früheren Tagen die Pfeilspitzen mit Topfscherben geschliffen, und gemahlen hat man in Tonschüsseln mit Walzen aus gebranntem Ton.

D'Orbigny[1] erzählt, daß er einmal mit Indianern von Mojos ins Gebirge kam. Als sie die ersten Steine sahen, sammelten sie diese mit Begeisterung, als ob sie große Kostbarkeiten gefunden hätten. Schließlich sahen sie allerdings ein, daß sie die Steinriesen der Anden nicht wegtragen könnten. Gibbon[2] sagt, daß man in Trinidad, dem Hauptorte des steinarmen Mojos, auf dem Markte Steine verkauft habe, die aus dem Lande der Yuracáreindianer kamen.

Es ist wichtig, daß die natürlichen anthropogeographischen

---

[1] D'Orbigny, Voyage 3/1 S. 154.

[2] Lardner Gibbon, Exploration of the Valley of the Amazon. Part II S. 231 (Washington 1854).

Kulturgrenzen von ganz Südamerika bekannt werden. Von besonderer Bedeutung ist es, solche Grenzen wie die Sta.-Cruz-Grenze zu kennen, wo so viele für die Indianer wichtige Pflanzen ihre Nord- oder Südgrenze haben, so daß die materielle Kultur zu beiden Seiten sehr verschieden ist.

Wenn wir Kulturgrenzen studieren und Unterschiede in der Kultur der Stämme beobachten, so müßten wir zuerst zusehen, wie weit diese von der umgebenden Natur verursacht sind. Wenn wir diese notwendigen Unterschiede kennen, können wir leichter die Gegensätze studieren, deren Ursache in dem verschiedenen Entwicklungsgrad der Stämme und in fremden Kultureinflüssen liegt.

Wir verlassen jetzt Sta. Cruz de la Sierra, um die zweite der genannten Kulturprovinzen zu durchstreifen. In meinem Buche „Indianerleben" schilderte ich die dritte.



Abb. 2: Tongefäß, gefunden in einem Grabe am Rio Palacios, Provinz Sara, Bolivien (1/2 n. Gr.)

Viertes Kapitel

Zu den Churápaindianern

Nachdem wir unsere Ausrüstung vervollständigt haben, reiten wir an einem der ersten Novembertage mit Churápaindianern von Sta. Cruz in die Provinz Sara als nächstes Ziel.

In Sara lasse ich mich in San Ignacio bei Don Casiano Gutierez, einem gebildeten Kreolen von guter Familie, nieder. Er ist äußerst gastfrei, wie alle Kreolen von altem Schlag. Auf jede Weise sucht er meine Arbeit zu unterstützen.

Mit San Ignacio als Stützpunkt unternehme ich Ausflüge in die Wälder von Sara, um nach alten Graburnen zu forschen. Hier mache ich auch die Bekanntschaft der Churápa- oder Choropaindianer, wie die Weißen sie nennen. Churápa bedeutet Freund. Diese Indianer, die Chiquitaner sind, kamen vom Rio Grande in ihr jetziges Gebiet[1]. Im Jahre 1723 gründeten die Jesuiten unter ihnen bei Buenavista eine Mission. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts gab es 2017 Churápaindianer, jetzt sind es 500—1000, Weiber und Kinder mitgerechnet. In der Regel wohnt jede Familie für sich, nie in Dörfern, d. h. mit Ausnahme derjenigen, die in der alten Missionsstation Buenavista leben.

Die Churápaindianer sind keine Urwaldwilden mit bunten Federn, sondern sind jetzt alle zivilisiert. Wir werden jedoch, bevor wir weiterziehen, einen Blick in ihre Hütten werfen und sehen, wie sie leben und ob noch einige alte Erinnerungen von echter indianischer Kultur zu entdecken sind.

---

[1] Vgl. Viedma 86: Descripcion de la provincia de Santa Cruz de la Sierra (1793) (in Angelis, Coleccion de obras y documentos relativos à la historia antigua y moderna de las provincias del Rio de la Plata t. III [Buenos Aires 1836]).

Die Hütten der Churápa sind viereckig mit der Türe an der Giebelseite. Das Dach ist aus Palmblättern, die Wände sind aus demselben Material oder aus Bambus und Erde. Gewöhnlich ist die Hütte so abgeteilt, daß vor der Tür ein kleiner Vorraum liegt, durch das vorspringende Dach gegen Regen geschützt.

Es ist ganz gemütlich in der Churápahütte. Kreuz und Heiligenbilder zeigen, daß wir uns bei einem christlichen Stamme befinden. Aber Tanzmasken und Tanzkleider aus Straußfedern verraten, daß die Heiligen und die Madonna noch nicht die alleinigen Herren des Platzes sind. Die Hütten sind fein und sauber. Nicht selten sieht man, daß die Churápa Blumen pflanzen, wozu das Schönheitsgefühl ihrer weißen Herren nicht ausreicht.

Die Einrichtung der Hütten ist nicht gerade großartig. Als Liegestätte verwenden die Churápa Matten aus Palmblättern. In den meisten Hütten gibt es auch Hängematten und manchmal Pritschen. Als Kopfkissen dienen Holzklötze, auch einfache Schemel kann man sehen.

Das Hausgerät bietet nicht viel Interessantes; es hat seinen indianischen Charakter meist verloren. Die ältesten Indianer erzählen jedoch, daß früher die Churápa schön bemalte Tongefäße herstellten. Diese sieht man nicht mehr, jetzt sind die Tongefäße ganz einfach und unbemalt. Die Churápa sind geschickte Korbflechter, ferner schnitzen sie Holzgefäße, dagegen ist die Weberei ganz außer Gebrauch gekommen. In die Kalebassen schnitzen sie ganz lustige Figuren, aber nie etwas Schönes. Diese Ornamente dürften eine Art Eigentumsmarken sein (Abb. 3).

Alles ist praktisch und sauber in der Churápahütte, aber es ist langweilig. Phantasie und Kunstfreude fehlen. Die indianische Kunst verträgt nicht die Zivilisation, da stirbt sie unrettbar. Sicher schmückten früher die Churápa sich selbst und ihre Sachen, jetzt aber kleiden sie sich wie die Weißen und verzieren nichts mehr mit Geschmack.

Beinahe alle Churápa sind Diener bei Weißen, die sie verhältnismäßig gut behandeln. Besonders human ist Don Casiano Gutierez. Doch treffen wir auch hier schon die Schuldsklaverei, mit der wir späterhin nähere Bekanntschaft machen werden. Die

Churápa stehen in der Schuld ihrer Herren und können sie daher nicht verlassen. Manche sind sogar der Ansicht, daß alle Indianerkinder, die auf ihren Besitzungen geboren sind, ihnen gehören. Ja, sie glauben sogar das Recht zu haben, die Kinder wegzuschenken.

Sehr charakteristisch ist folgende Geschichte, die mir ein Deutscher erzählte. Er war mit einer jungen Dame aus Sta. Cruz verheiratet. Eines Tages sagte sie ihrem Bruder, sie brauche notwendig jemanden, der auf die Kinder aufpasse. „Da werde ich dir einen von den Jungen auf meinem Hofe schenken", sagte der Bruder. Für ihn war das genau so, als sollte er einen jungen Hund wegschenken.

Zwischen den Churápa und ihren Herren herrschen jedoch recht patriarchalische Verhältnisse. Die Kinder der Indianer und des Hausherrn wachsen zusammen auf. Auf manchen Estancias ist es sicher nicht ganz leicht, mein und dein zu unterscheiden, wenn es sich um die Kinder handelt. Häufig nehmen Kinder der Dienstboten mit Recht oder Unrecht den Namen des Herrn an.

Die Churápa stehen in dem Rufe guter Arbeiter. Ein Churápamann verdient den Tag 20 Centavos und das Essen. Die Frau bekommt nur 10 Centavos. Einige wenige Estancieros bezahlen den Männern sogar 30 Centavos. Hier wie überall treiben die eingewanderten Ausländer die Löhne hinauf. Durch Einkerbungen in einen Holzstab markieren die Churápa die Anzahl Tage, die sie gearbeitet haben.

Was die Churápaindianer vor allem mit harten Fesseln an die Weißen bindet, ist der herrliche Branntwein. In der Provinz Sara wird Branntwein und Zucker im großen hergestellt.

Einen nicht unbedeutenden Nebenverdienst wirft den Churápa das Flechten der sogenannten Panamahüte ab. Diese sind wirklich gut gemacht. Wahrscheinlich haben die Jesuiten sie diese Arbeit gelehrt, indem sie die Geschicklichkeit der Indianer im Korbflechten ausnützten. Ein in die Gegend eingewanderter Spanier hat ihnen in letzter Zeit auch beigebracht, den Hüten eine moderne Form zu geben, so daß sie teurer als früher verkauft werden können.

Die Kirche in der alten Mission Buenavista zeugt von dem Reichtum der Jesuitenmission. Das Inventar enthält lange Listen von Gold- und Silbersachen. Ein Kelch aus massivem Gold, besetzt mit schönen Edelsteinen, und verschiedenes andere ist noch vorhanden.

In den Churápahütten suche ich natürlich nach Erinnerungen an alte Zeiten; es ist jedoch nicht viel zu finden. Das Bemerkenswerteste sind zwei geschnitzte Pfeifen (Abb. 4 und 7). Die eine (Abb. 4) bekam ich von einem alten Mann.

Als er sie mir gab, sagte der Alte: „Du wirst sterben, aber diese stirbt nie"; womit er sagen will, daß diese Pfeife vom Vater auf den Sohn vererbt wurde.

Die runde Pfeife des Alten ist bemerkenswert, denn sie zeigt uns, wie konstant ein Ornament sein kann. Bei den Choroti und Ashluslay[1] im Gran Chaco finden wir Massen von diesen runden Pfeifen mit genau der gleichen Ornamentierung, und dennoch haben diese Indianer vermutlich nie etwas gehört von den Churápa oder umgekehrt. Außer bei den Chacostämmen am Rio Pilcomayo finden wir diese Pfeifen bei den Chiriguano und Chané, überall mit ähnlichem Ornament. Jahrhundertelang haben diese Stämme Pfeifen auf dieselbe Weise geschnitzt. Nördlich von den Churápa finden wir sie auch bei den Yuracáre, aber dort sind sie ohne Ornament und haben eine andere Form.

Leider hatte ich nie Gelegenheit, die Churápa an den hohen christlichen Festtagen zu sehen. Da tanzen die Männer in eigentümlichen Trachten, vom Kopf bis zu den Füßen in Straußfedern gehüllt. Vor dem Gesicht haben sie Tanzmasken aus Stoff und Holz. Auf dem Marktplatze von Buenavista führen sie Kampfspiele auf. Man kämpft mit Pfeilen, die statt der Spitze einen Wachsklumpen haben. Nach dem Spiele trinken die Streitenden miteinander.

Eine von den Tanzmasken stellt die Sonne vor; ich bekam sie jedoch nie zu sehen, denn die Indianer versteckten sie sorgfältig vor mir. Dagegen gelang es mir, Tanzkleider und Stoffmasken zu erwerben.

[1] S. Indianerleben l. c. 86.

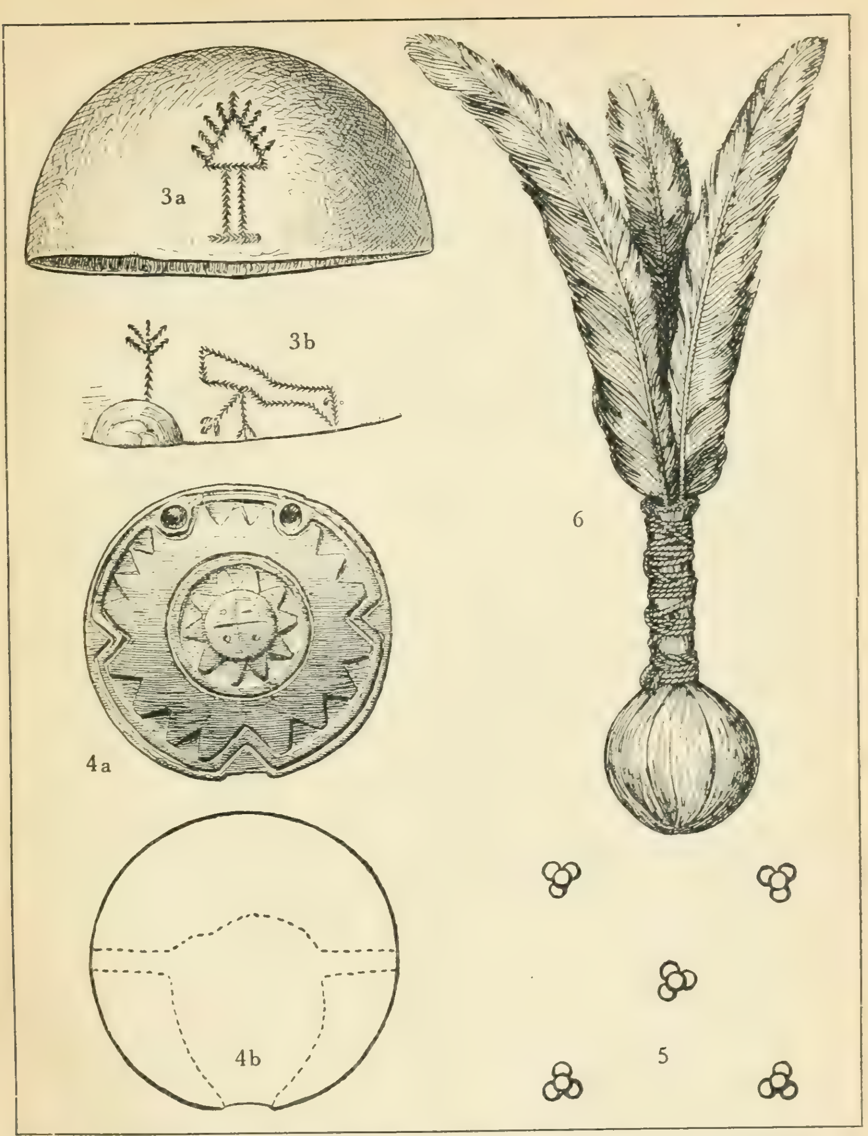


Abb. 3—6: 3 Holzkalebasse „tatúmash“: a ein Baum (1/3 n. Gr.), b Rückseite mit einem Vogel (2/3 n. Gr.); 4a hölzerne Pfeife „kíuris“ (2/3 n. Gr.), 4b im Durchschnitt; 5 Lage der Kugeln am Beginn des Pápankóshspieles; 6 Ball aus Maisblättern und Federn (1/2 n. Gr.), Churápa

Bei diesen Festen wird maßlos gesoffen. Doch gilt es, vor den Verhexern auf der Hut zu sein, denn das hat das Christentum noch nicht ausgetrieben. Wem sie an den Leib wollen, zu dem gehen diese Leute in der Nacht. Aber nur ihr Geist ist draußen, der Körper liegt zu Hause im Bett und schläft. Der Geist des Hexenmeisters nimmt den Geist des anderen mit, und dieser erkrankt.

Früher verbrannte man diese Hexenmeister, nachdem man sie mit Stricken umschnürt hatte. Auch die christlichen Priester waren dabei, wenn diese Zauberer angezündet wurden.

Trotz der Zauberer machen die Churápa einen gesunden und starken Eindruck. Chronische Blutleere, verursacht durch einen Eingeweideparasiten, Ancylostoma duodenale, ist jedoch gewöhnlich in Buenavista. Dagegen ist das Gebiet, das sie bewohnen, ganz fieberfrei. Niemand hat einen Kropf, der z. B. unter den Mestizen bei Porongo in der Nähe von Sta. Cruz häufig auftritt. Geschlechtskrankheiten sollen selten sein. Conjunctivitis, die in gewissen Gegenden so viele Ganz- und Halbblinde verursacht, kommt hier nicht oft vor. Im Gegensatz zu den Indianern der Wildnis haben die Churápa äußerst schlechte Zähne. Es ist gar nicht so ungewöhnlich, daß ganz junge Mädchen völlig zerstörte Vorderzähne haben. Auch bei den Weißen in dieser Gegend ist das sehr gewöhnlich.

Die Churápa arbeiten für die Weißen, aber sie haben außerdem ihre eigenen Pflanzungen, die nicht selten ganz ansehnlich und wohlgepflegt sind. Bisweilen fordert jedoch auch das Indianerblut sein Recht. Die Churápa sind eifrige Jäger und Fischer, und das Gebiet, in dem sie wohnen, ist reich an Wild. Mit der Büchse streifen sie durch den Urwald. Manche verwenden auch Pfeil und Bogen; für die Jagd auf kleine Vögel benützen sie den Kugelbogen. Man versteht sich auch auf das Stellen von Fallen.

Nicht selten lagen die Churápa in Fehde mit den Siriono, die sie „matsáuka" nennen. Diese leben völlig unabhängig und feindlich gegen Weiße und andere Indianer tief in den Urwäldern von Sara zwischen dem Rio Piray und Rio Ichilo. Zuweilen schmarotzen sie in den Äckern der Churápa.

Auf diese Wilden des tiefen Urwaldes komme ich später noch zurück.

Die Churápa schießen die Fische mit Pfeil und Bogen. Die vorne schweren Pfeile, die sie dabei verwenden, haben lange Spitzen aus Palmholz. Dieser Fischfang ist ihr größtes Vergnügen.

Weniger vornehm ist ihre andere Fangmethode, nämlich das Vergiften des Wassers, so daß die Fische betäubt an die Oberfläche kommen. Dazu verwenden sie barbasco[1] und ochohó[2]. Das ochohó ist ein starkes und sehr gefährliches Gift. Der Saft brennt Löcher in die Haut. Kommt etwas davon in das Auge, so erblindet es. Fische, die auf diese Weise gefangen wurden, können ohne Gefahr oder Unbehagen gegessen werden, nachdem man sie auf gewöhnliche Weise geröstet oder gekocht hat.

Mehrere von den Spielen und Spielsachen der Churápa sind sicher ursprünglich. Am meisten spielt man jedoch heute Würfel und Karten.

Ein Spiel ist das „Kisoropés". Plättchen aus Topfscherben werden gegen ein Ziel, z. B. einen kleinen weißen Stein, geworfen. Wer mit seinem Plättchen den Stein bedeckt oder ihm am nächsten kommt, gewinnt. Ähnliche Spiele sind bei den Quichua in den Anden und bei den Chiriguano im Süden weitverbreitet.

„Papankósh" heißt ein anderes Spiel, das mit Kugeln aus Palmnüssen gespielt wird. Diese legt man in Pyramiden zu vier Stück. Die Pyramiden liegen entweder in einer Reihe und dann ist die Anzahl unbestimmt, oder sie bilden zusammen eine Figur, wie die Fünf auf einem Würfel (Abb. 5). Der eine wirft eine Kugel und sucht einen Haufen zu treffen. Trifft er nicht, so macht er einen Strich mit dem Finger zum nächsten Haufen und wirft dann seine Kugel, um den Haufen umzuwerfen. Gelingt es ihm, so darf er fortfahren. Schlägt er fehl, so kommt ein anderer an die Reihe usw. Wer die meisten Häufchen umgeworfen hat, hat gewonnen.

Bisweilen spielt man auch mit Bällen aus Maisblättern („pókish", Abb. 6). Diese sind südlich der Sta.-Cruz-Grenze selten, aber

---

[1] Serjania perulacea. [2] Hura crepitans.

man trifft sie allgemein nördlich davon. Früher verwendeten die Churápa das Schwirrholz „súkurúsh“ als Spielzeug, aber jetzt ist es außer Gebrauch gekommen. Vorher wurde auch mit Stöcken Ball gespielt „káratés“, sowie mit Gummibällen, die man einander mit den Köpfen zustieß. Letzteres Spiel hieß „táurósh“.

Ein Teil der Churápaindianer versuchte sich von der Abhängigkeit von den Weißen zu befreien. Sie zogen fort nach El Cerro de Amboro und bauten sich ein Dorf mit eigener Kirche. Einige rücksichtslose Weiße brannten jedoch das Dorf nieder und zwangen die Indianer, in ihren Dienst zu treten. Ihre Ansprüche begründeten sie mit angeblichen oder wirklichen Schulden, die die Indianer gemacht haben.

Oft sitze ich in den Hütten der Churápa. Es ist nicht schwer, dort Indianer zu finden, die spanisch sprechen. Ich frage sie nach Märchen. Sie versichern jedoch einmütig, daß sie keine kennten. Ich glaube nicht, daß es wahr ist; sie wollen sie ganz einfach nicht erzählen. Die zivilisierten Indianer bewahren noch viele alte Überlieferungen und Vorstellungen, aber sie wollen nicht sagen, woran sie glauben. Seit Generationen sind sie von den Weißen unterdrückt worden. Sie sind jetzt Christen und wollen nicht, daß die Weißen wissen, an wieviel Altes sie noch glauben. Vielleicht schämen sie sich auch, das einzugestehen.

Nach der Anweisung von Don Casiano, der dort zahlreiche Topfscherben gesehen hat, wandere ich in den Urwäldern von Sara umher, um nach Erinnerungen von den Indianern zu suchen, die hier wohnten, als die Weißen Amerika noch nicht kannten. Wir haben ziemliches Glück. Bald suchen wir die Gräber mit der Sonde, bald haben die Gürteltiere sie an den Tag gebracht, wovon die Topfscherben erzählen, die sie aus ihren Löchern ausgeworfen haben.

Das Resultat dieser Ausgrabungen will ich später veröffentlichen[1]. Hier will ich nur bemerken, daß die Keramik, deren Reste wir tief in den Urwäldern von Sara finden, zwar nicht

[1] Bereits erschienen in Baeßlers Archiv: Urnengräber und Mounds im bolivianischen Flachland (1913).

direkt von einer alten, hohen Kultur spricht, uns aber doch zeigt, daß vor der Eroberung durch die Weißen hier Menschen mit Schönheitssinn wohnten. Ihre Tongefäße beweisen, daß sie einen weit besseren Geschmack hatten als die Weißen in Sta. Cruz und in Sara, oder als die zivilisierten Indianer.

Schon manche Künstler haben die kleinen Gefäße aus den Gräbern dieser Menschen bewundert. Die Fragmente, die ich von ihrer Keramik fand, sind sicher nicht gerade das Beste von dem, was sie gehabt haben. Wie könnte ich hoffen, das Beste zu bekommen, wenn ich nur durch Zufall eine kleine Anzahl ihrer Gräber fand?

Außer den Churápa leben in Sara einige wenige Chiriguano in Sta. Rosa und ein Yuracáre in S. Carlos. Auch deren Vorfahren sind Missionskinder gewesen, auch sie sind „zivilisiert".

In der Kirche von Buenavista sind die Weihwasserschale und verschiedene andere Dinge widriger, moderner, europäischer Dutzendkram. Einige alte, schöne Sachen zeugen von dem kultivierten Geschmack der Jesuiten. In den Indianerhütten in Sara sieht man verschiedenes, was in Deutschland für den Export erzeugt wurde und „gut und sehr billig" ist. Bei den Estancieros schnarren die Grammophone. In der Erde aber liegen Dinge verborgen, die von dem Gefühle für Schönheit reden, das die alten Indianer hatten.

Mindestens vierhundert Jahre voll „Entwicklung" sind seitdem vergangen.

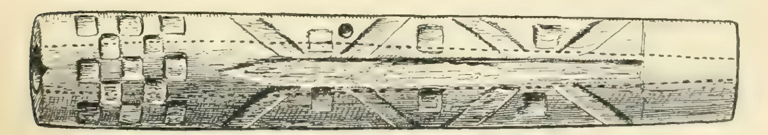


Abb. 7: Hölzerne Pfeife „sánanásh", Churápa (1/2 n. Gr.). Die gestrichelte Linie deutet den Hohlraum an

Fünftes Kapitel

Im Motorboot zu den Yuracáreindianern

Wir verlassen San Ignacio und reiten durch den großen Wald nach Quatro Ojos am Rio Piray. Dieser Platz steht in einem sehr schlechten Rufe, denn über Quatro Ojos wurden oft Gefangene gebracht, Chiriguanoindianer und andere Schuldsklaven, darunter manchmal auch Weiße, die über den Rio Mamoré in die Kautschukgegenden zum Verkauf geführt werden. Die deutschen Maschinisten auf den kleinen Dampfern, die Passagiere auf dem genannten Flusse befördern, teilten mir mit, daß sie wiederholte Male solche Transporte von gefesselten Indianern gesehen hätten.

In Quatro Ojos hat die bolivianische Regierung jetzt eine Wache postiert mit der Aufgabe, die Sklavenhändler abzufangen. Dies zeigt den guten Willen der Regierung und hat sicher den Verkehr erschwert, freilich nicht unmöglich gemacht.

Noch immer wartet der alte Irépa in Caipipendi auf seine drei Söhne Miré, Yamay und Santiago, die gleich vielen, vielen anderen in die Kautschukwälder am Rio Beni verkauft wurden.

Wann wird der Tag kommen, da die bolivianischen Behörden mit Gewalt den Gummipatronen, Europäern oder Eingeborenen, ihre Sklaven wegnehmen und die Indianer, die nicht freiwillig ihre Hütten verließen, zu ihren Vätern, Müttern, Frauen und Kindern heimschicken?

In Quatro Ojos kaufe ich ein großes Kanu. Es ist jedoch unmöglich, Ruderer zu bekommen. Wir entschließen uns daher, bis Las Juntas del Rio Grande selbst zu rudern, in der Hoffnung, dort Leute zu bekommen. Aber auch dort finden wir niemand, der mit uns ginge. Deshalb miete ich ein Motorboot. Es gehört einem

spanischen Anarchisten, der auf dem Flusse Waren und Passagiere befördert. Dies ist, soviel ich weiß, das einzige Motorboot in ganz Ostbolivia.

Die Schwierigkeit, Ruderer zu finden, ist an den bolivianischen Flüssen überall gleich. Dank dem Exporte von Indianern in die Kautschukwälder, dank der Schuldsklaverei wird es immer schwerer, solche zu bekommen. Es gibt keine freien Indianer, die ein Durchziehender für kürzere Zeit in seinen Dienst nehmen könnte. Und Schuldsklaven zu kaufen, ist für einen Reisenden sehr schwer. Das wird zu teuer für ihn, da er sie am Ende der Reise als anständiger Mensch freigeben muß und nicht weiterverkaufen kann. Die Indianer haben hier noch immer große Bedeutung für den Verkehr. Überall auf den Flüssen transportiert man Güter, Post und Passagiere in größeren oder kleineren Kanus und Ruderbooten. Die Mannschaft auf diesen Fahrzeugen besteht aus zivilisierten Indianern. Sie sind sehr ausdauernde und tüchtige Ruderer. Es ist gar nicht ungewöhnlich, daß sie zwölf, vierzehn, ja sogar sechzehn Stunden täglich rudern.

Auf den größten Flüssen verkehren kleine Dampfer. Diese können jedoch nicht alle kleineren Flüsse befahren und sind in hohem Grade abhängig von der Regenzeit. Deshalb ist es wichtig, die indianische Arbeitskraft zu verwenden, ohne mit diesen Menschen Raubbau zu treiben. Das Paddeln ist eine Arbeit, die für die Indianer paßt. Das ist keine Erfindung der Weißen.

Die Indianer sterben aus. Es bereitet mir ein Vergnügen, feststellen zu können, daß sie den Weißen fehlen werden, denn diese brauchen sie notwendig.

Bekämen die Indianer selbst das teure Geld, das ihre weißen Herren an den Transporten verdienen, so würde es ihnen wirklich gut gehen. Sicher bekommen sie aber nicht mehr als zehn bis zwanzig Prozent. Das übrige wandert in die Taschen der Herren.

Im Motorboot, das Kanu im Schlepptau, fahren wir den Rio Grande hinab. Wir kommen rasch vom Fleck. Das ist ein herrliches Beförderungsmittel. Den Rio Mamoré hinauf geht es dagegen infolge der starken Strömung recht langsam. Diese Flüsse machen unerhörte Windungen, so daß der Weg, den man zurück-

legen muß, sehr lang wird. Im Wasser tummeln sich kleine Delphine[1] in großer Zahl und spielen vor dem Steven des Bootes. Der eine Flußstrand ist hoch und mit ungewöhnlich üppigem Urwald bewachsen. Stück für Stück reißt der Fluß von dem hohen Strande, unterminiert die Waldriesen, bis sie ins Wasser stürzen und von der Strömung fortgeführt werden. Hier und da haben sich Massen von Ästen angehängt, so daß es schwer ist, weiterzukommen. Lianen baumeln von den überhängenden, zum Tode verurteilten Bäumen ins Wasser herab und treiben mit der Strömung. Der Mann am Steuerruder muß sehr achtsam sein, damit er nicht auf einen Stock lossteuert, den das Wasser verbirgt.

Auf dem niedrigen Strande herrscht das schöne Pfeilgras vor. Da sieht man, wenn die Sonne warm scheint, hier und da einen Alligator liegen und sich strecken in der angenehmen Wärme. Oft teilt sich der Fluß in zwei Arme, die nicht selten große Inseln umschließen. Früher oder später siegt der eine Arm über den anderen, der dann langsam verwächst. Seen und abgeschlossene Buchten, sogenannte „madrejones", halten sich lange. Während der Regenzeit überschwemmt der Fluß den niedrigen Strand. Das Land besteht aus Schlamm, nichts als Schlamm. Man sieht keine Berge, keinen Stein, keinen Sand. Hier in diesen Gegenden und noch mehr weiter hinab den Rio Mamoré kämpfen Wasser und Land einen ewigen Kampf. Es ist ein Kampf mit großen Ereignissen, keine langsame Erosion. In der letzten Zeit haben sich sowohl Rio Mamoré als Rio Grande ein neues Bett gegraben. In der Nähe von Trinidad hat ersterer während der letzten Jahre seinen Weg bedeutend verkürzt. Rio Grande hat während historischer Zeit, und diese ist hier nicht sehr lange, seinen Lauf völlig verändert.

Was hier am oberen Rio Mamoré eigentlich fehlt, das ist der Mensch. Er findet sich nur vereinzelt. Allerdings gewinnt dabei die Natur, sie hat hier noch ihre ursprünglichen Reize. Und zu allem Glück gibt es keine Kautschukbäume in diesen Wäldern.

Wir wissen es wohl, daß die Yuracáreindianer mit Vorliebe

[1] Inia boliviensis.



Tafel V: Der skulptierte Berg bei Samaipata. Terrassen mit Nischen



Tafel VI: Yuracáreindianer besuchen d'Orbigny. (Nach seiner Reiseschilderung)

gut verborgen wohnen, wo die Weißen sie nicht so leicht finden können. In allen diesen Flußseen gibt es Verstecke und Winkel, wohin man nur schwer den Weg findet. Das Vogelleben ist bisweilen reich, da fliegen zahlreiche Enten von Ufer zu Ufer, Waldhühner huschen durch die Bäume.

Zuweilen wird das Tierleben ärmer, und die Flußufer liegen still. Da argwöhnen wir, daß es in der Nähe Indianerhütten gebe, denn die Yuracáreindianer stehen seit alters her in dem Rufe guter Jäger. Bald mit dem Motorboot, bald im Kanu fahren wir in alle Winkel und Verstecke, in diese Flußseen mit ihrer reichen Vegetation von Wasserpflanzen, mit den zuweilen überschwemmten Ufern, umgeben von üppigen Urwäldern, in denen man nicht die geringste Öffnung sieht, wo alles ein Wirrwarr vom herrlichsten Grün ist. Während der ersten Tage finden wir nur eine einzige verlassene Hütte mit einer verwachsenen Anpflanzung von Bananen und Papayabäumen. Von früh morgens bis spät abends sitze ich vorne und halte Ausguck nach Menschenspuren. Viele Male landen wir. Einer hat einen Steig entdeckt, aber bei näherer Untersuchung erweist er sich nur als Trinkplatz für die wilden Tiere des Waldes. Wir sind recht mißmutig; denn wir fürchten, die Indianer in ihren Verstecken nicht aufzufinden. Schließlich sehen wir aber einen breiten Weg, der in den Wald hinein führt. Er ist mit Querhölzern belegt, über die man ein Kanu ins Wasser gesetzt hat, ein Kanu, gehauen aus einem mächtigen Baum, dessen Stumpf wir finden. Wir dringen noch tiefer hinein in die Flußseen und kommen endlich zu einer gemütlichen Hütte mit ihrer Pflanzung. Es ist eine Yuracárehütte, umgeben von Bananen.

Nur Frauen und Kinder sind zu Hause. Die Männer flüchteten bei unserer Ankunft in den Wald. Sie fürchteten, von den Weißen zum Ruderdienst gepreßt zu werden. Später finden wir noch mehr Yuracárehütten, von denen ein paar ganz offen am Flußufer liegen. Bei einem alten Mann namens Aguirre lassen wir uns für einige Zeit als Gäste nieder.

Es ist ein sehr geeigneter Platz, denn Aguirre ist ein guter Dolmetsch. Er spricht Spanisch und kann auch Quichua, das er in Cochabamba gelernt hat. Die Indianer erweisen uns die größte

Gastfreundschaft, und wir sind bald gute Freunde. Neben ihren Hütten schlagen wir unser Zelt auf und machen uns heimisch. Man bittet mich sogar, ein kleines, ungefähr fünf Jahre altes Mädchen zu taufen. Ich mache Ausflüchte, aber man bleibt beharrlich. Die Situation ist fatal. Das Mädchen wird auf einen Schemel gesetzt. Ich versuche feierlich zu sein und schütte einen Blechkrug voll Wasser über sie; „en el nombre de Dios, Jesu Christo y el Espiritu Santo". In der Taufe bekommt sie die Namen Rosa Maria. Dann kommt das wichtigste. Zuerst soll das Mädchen ein Tipoy[1] haben. Dann soll auch die Mutter fein gekleidet werden. Schließlich bittet auch der Vater um ein Paar Hosen. Für den „Priester" wird diese Taufe eine teure Geschichte.

Vielleicht bin ich gar nicht der erste, der Rosa Maria getauft hat. Aguirres Familie gehört zu den Yuracáre, die recht viel mit den Weißen in Berührung kommen. Diese Yuracáre finden es überaus lustig, ihre Kinder von den Weißen taufen zu lassen. Da bekommen sie Geschenke von den guten Katholiken, die sich darüber freuen, der Madonna einige Seelen gewonnen zu haben. Was tut das, wenn auch die Jungen drei-, viermal getauft werden.

Ein großer Teil der Yuracáremänner arbeitet zeitweise für die Weißen von Sta. Rosa am Rio Chapáre als Ruderer. Sie sind durch Schulden für Werkzeug, Kleider und Branntwein zu dieser Arbeit verpflichtet. Sie sind jedoch nur zu bestimmten Zeiten gebunden, und es scheint, als ob eine wirkliche Schuldsklaverei hier — wenigstens am Rio Chimoré — noch nicht Eingang gefunden hätte.

Trotz aller Taufen, trotz der Arbeit für die Weißen, trotz aller Missionäre, die über hundert Jahre lang versuchten und noch versuchen, diese Indianer zu bekehren und zu zivilisieren, lebt die Mehrzahl von ihnen noch ihr eigenes Leben in dem gewaltigen Urwaldgebiete, das sich vom Rio Ichilo bis zum Rio Sécure erstreckt. In der Tiefe der Urwälder gibt es Yuracáre, die außerhalb jedes direkten Einflusses von den Weißen wohnen. Dorthin fliehen sie, um nicht ihre Schulden an die Weißen bezahlen zu

[1] Kleid in Form eines Hemdes ohne Ärmel.

müssen. Es ist sicher nicht so leicht, dahin zu gehen und sie zu holen.

Die Herren der Yuracáre sind keine Cruzeños, sondern Collas, die vom Gebirge nach Sta. Rosa gekommen sind. Ich glaube, daß letztere gegen die Indianer weniger hart sind als erstere. Sie sind auch von verschiedener Rasse, denn die Cruzeñosmestizen haben Guaraniblut, während die Collas Quichuablut haben.

Eine Sache, die nie genügend beachtet wird, ist der ausgesprochene Unterschied, der zwischen den verschiedenen Arten von Mestizen herrscht. Ein Aymara oder Quichua ist seinem Charakter nach weit getrennt von z. B. einem Chiriguano. Spanier und Aymara- oder Quichua-Frau geben daher ein anderes Resultat als Spanier und Chiriguano-Frau. Die spanisch-amerikanische Rasse ist sehr ungleich in den verschiedenen Gegenden. Eine der wichtigsten Ursachen ist die, daß die indianischen Mütter verschiedenen Stammes waren.

Bereits Castillo[1] erwähnt Yuracáre vom Rio Yapacané. Der erste, der sie näher bespricht, ist Tadeo Haeke[2]. Im Jahre 1832 besuchte sie d'Orbigny[3], auf dessen außerordentlich interessante Schilderungen ich mehrmals zurückkommen werde. Auch Gibbon[4] spricht mit großer Zuneigung von ihnen. Einiges erzählt auch von Holten[5].

Sechsundsiebzig Jahre später als d'Orbigny bin ich zu den Yuracáre gekommen. Daß während einer so langen Zeit der Einfluß der Weißen nicht spurlos vorübergegangen ist, ist selbstverständlich. Sie haben jetzt sicher mehr Kleider, Werkzeuge u. a. als zu

---

[1] J. de Castillo, Relación de la provincia de Mojos 296. Documentos para la Historica Geográfica. Compilados y anotados par M. V. Ballivian. Tomo I. Las provincias de Mojos y Chiquitos.

[2] Tadeo Haeke (Haenke, Haink), Descripcion Geografica, Fisica é Historica de las montañas habitadas par la nación de los indios Yuracarés (1796). Edicion de 1898, hecha en La Paz. (Siehe auch Viedma a. a. O.)

[3] D'Orbigny, Voyage, Partie Historique 3/1; D'Orbigny, L'homme Américain (Paris 1839).

[4] Gibbon a. a. O.

[5] Hermann von Holten, Das Land der Yurakarer und dessen Bewohner. Z. f. E. 105 (Berlin 1877).

der Zeit, da d'Orbigny sie besuchte. Die Männer haben sich unsere häßliche Sitte des kurzgeschnittenen Haares beigelegt. Viele von ihnen können recht gut Spanisch. Auch ihre alten Sitten und Gebräuche haben sich verändert.

Und dennoch ist es recht angenehm, wieder unter Indianern zu sein, wo man schöne und interessante Sachen sammelt und ein richtiges Indianerleben lebt, weit weg von den Weißen, von denen ich in den letzten Monaten mehr als genug bekommen habe. Bei den Yuracáre ist es gemütlich. Man hat das angenehme Gefühl, ihr Kamerad zu sein, was dort, wo sie im Dienst der Weißen stehen, unmöglich ist.

In Aguirres Gesellschaft machen wir zwei Exkursionen, die eine zu einem Nachbarhof, die andere zu einer kleinen Franziskanermission am oberen Rio Chimoré.

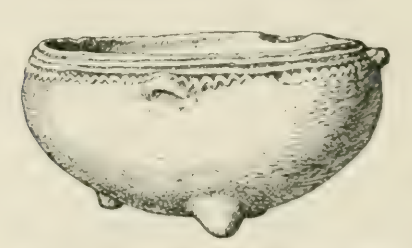


Abb. 8: Tongefäß, gefunden in einem Grabe am Rio Palacios in der Provinz Sara, Bolivien (1/2 n. Gr.)

Sechstes Kapitel

Zwei Ausflüge mit Yuracáreindianern

Wir verstauen uns, Indianer und Weiße, mit Mundvorrat und Tauschwaren in Aguirres Kanu. Es ist ein kleines, wackeliges Ding. Als der letzte Indianerjunge hineingeklettert ist, ist es so belastet, daß der Rand nur ein paar Finger breit über dem Wasser liegt.

Hastig gleitet das Kanu den Fluß hinab, das Urwaldufer entlang zwischen Haufen von Geäst und Bäumen, die ins Wasser gestürzt sind. Das eine Ufer ist hoch, steil und mit Urwald bedeckt, das andere niedrig und dicht mit Pfeilgrasbüschen bewachsen.

Im Kanu wird gelacht und geschnattert; kein Laut aus dem Walde, kein plätschernder Fisch entgeht dem Naturmenschen. Man erblickt die Tiere tief drinnen im dichten Laubwerk, man ahmt den Schrei der Affen nach, man erfreut sich an allem in der Natur. Doch sind die Tiere hier scheu, da sie von ungewöhnlich geschickten Bogenschützen verfolgt werden, die viel geschickter sind als andere Indianer, die ich kennengelernt habe.

Es ist etwas Bezauberndes an einer solchen Fahrt, wenn es im raschen Takt den reißenden Fluß hinabgeht und die Indianer mit dem Kanu geschickt zwischen Holzstöcken und durch Wasserwirbel hindurchmanövrieren. Die Männer in ihren Hemden aus geklopftem Bast und mit ihren rotgemalten Gesichtern, die Weiber mit ihren Bastkleidern und den Halsbändern aus Samen und Glasperlen hängen so eng zusammen mit diesem Leben auf dem Urwaldflusse.

Aber auch die Kanufahrten haben ihre Unannehmlichkeiten. Am Morgen und Abend, wenn es kühl ist, ist es behaglich, aber wenn die Mittagssonne herabbrennt, da vergißt man die schöne Natur und die interessante Reisegesellschaft. Die Tiere im Walde

haben ihre Verstecke aufgesucht, und es ist still, schweigsam und drückend heiß. Gar nicht selten wird man auf solchen Fahrten von einem Gewitter überrascht — und was für einem Gewitter! Das ist kein artiges schwedisches Gewitter, sondern ein solches Gewitter kann nur in den Tropen vorkommen, rasch, wahnsinnig, gewaltsam. Der Donnergott verwendet nicht wie zu Hause eine alte Vorderladekanone, sondern schießt mit Schnellfeuergeschützen. Der Regen stürzt unaufhaltsam herab.

Wir halten an einem hohen Flußufer, wo eine halbverwachsene Bananenpflanzung zwischen dem Geäst der Bäume hervorschimmert, und nachdem wir das Kanu vertaut haben, gehen wir ans Land. Am Waldesrande liegt ein verlassenes Indianerfeld, das der Fluß zur Hälfte weggespült hat.

Ein gut ausgetretener Weg führt von hier in den Wald. Es ist ein herrlicher, düsterer, stiller Wald, reich an mächtigen, geraden Bäumen, welche die Yuracáreindianer zu Kanus aushöhlen, die sie teils selbst verwenden, teils an die Weißen und andere Indianer verkaufen. — Noch weit weg in den Kautschukgegenden an der Grenze Brasiliens haben keine Kanus so guten Ruf wie die dieser Indianer. Sie selbst bekommen freilich nicht viel dafür, aber wenn die Weißen damit untereinander schachern, so wird ein solches Boot mit drei- bis vierhundert Kronen bezahlt. Es gibt Kanus, die bis zu drei Tonnen nebst Steuermann und acht Ruderern laden können. Diese ganz großen machen sie aber nur auf Rechnung der Weißen; für eigenen Gebrauch behalten sie leichte, kleine Kanus.

Wir sind noch nicht weit gegangen, da kommen wir zu großen verlassenen Pflanzungen, welche die leichte Garde des Urwaldes, die Schlinggewächse, bereits in Besitz zu nehmen begonnen haben. Wir sehen hier Bananen, Papaya, Kürbisse, Mandioca massenhaft, ferner Süßkartoffel, Baumwolle und andere Gewächse, die die Urwaldindianer bauen.

Im Felde liegen die Überreste von abgebrannten Häusern. „Das ist mein Acker“, sagt der alte Aguirre. „Als meine Frau starb, wurde sie hier in der Hütte begraben, worauf ich diese verbrannte und wegzog.“

Es ist eine eigentümliche Sitte, die diese Indianer haben. Wenn jemand von der Familie stirbt, wird der Hof verbrannt und die Überlebenden ziehen weit weg, wo sie ein neues Haus bauen und neue Felder roden; aber es scheint sie nichts daran zu hindern, auf diesen verlassenen Pflanzungen zu ernten.

Die Furcht vor dem Geiste des Toten vertreibt diese Menschen von Hütte und Feld, um mit großer Mühe im Urwald einen anderen Platz auszuroden. Vor den Geistern der Toten, „sínokshé", die im Walde umherwandern, hegen die Yuracáre große Angst. Sie verbittern das Dasein dieser Menschen.

Überall in diesen Wäldern, wo wir vorbeikommen, finden wir Überreste von mehr oder weniger verfallenen und verwachsenen Kulturen. — Als wir Weiße einmal allein waren, verproviantierten wir uns in einem solchen verlassenen Feld. Das hätten wir jedoch nicht tun sollen, denn als wir mit der Diebsbeute an den Fluß kamen, füllte sich das Kanu durch eine Unvorsichtigkeit mit Wasser, und alles, was wir gestohlen, und vieles andere noch dazu schwamm fort.

Im Innern des Waldes kommen wir endlich zu großen, gutgepflegten Äckern, wo fleißige Hände ein großes Gebiet gerodet haben, und wo nun die gelben Früchte des Papayabaumes, große Bananenbündel, wohlschmeckende Ananas und vieles andere locken.

In den Feldern liegen zwei gutgebaute Hütten, wo ein Yuracáreindianer mit seinen nächsten Angehörigen wohnt.

Diese Indianer haben es fein und gemütlich. Alles ist geputzt und rein. Alle, auch die Kinder, sind mit Hemden aus Rindenstoff bekleidet. Auf die Kleider der Kinder hat man bunte Vogelfedern, Vogelschnäbel und anderes zum Schmuck gehängt.

Wir sind offenbar erwartet, niemand ist mit Arbeit beschäftigt. Man bietet uns leckere, kleine, gelbe Bananen und ungewöhnlich süße Ananas. Wir setzen uns auf Holzklötze und essen so viele Früchte, als wir nur können.

Neugierig blicken wir uns um. Bei diesen Indianern gibt es keine Hängematten; sie liegen auf Matten aus den Blattscheiden einer Palme, und darüber sind Moskitonetze aus Rindenstoff aufgehängt.

Hier am Rio Chimoré würde ich lieber zwei Tage hungern als eine Nacht ohne Moskitonetz im Walde liegen. Das wäre schrecklich. Es gibt mehrere Arten von Moskitos, aber alle Arten sind gleich gemein, zudringlich und unverschämt. Nicht nur in der Nacht plagen die Moskitos die Menschen. Im Walde verfolgen sie einen den ganzen Tag. Auf dem Flusse gibt es tagsüber keine Moskitos, dagegen Massen von Mücken verschiedener Größe und Gattung.

Am Dache der Hütte hängen zahlreiche Körbe, von denen besonders die viereckigen den Sammler locken (Abb. 26). In diesen verwahren die Männer alle ihre Kostbarkeiten, gleichwie die Frauen ihre in Säcken aus Rindenstoff. Auf einem breiten Gestell liegen Bogen, Pfeile und Ruder.

Auf dem Boden stehen nur wenige, äußerst einfache, unbemalte Tongefäße, aber große Mengen von Holznäpfen und Holzschüsseln. In den größten von diesen, die beinahe so groß sind wie kleine Kanus, gärt das Mandiocabier. Bei fast allen Indianern, die ich kenne, spielt das Trinkgelage eine große Rolle. Man macht weite Ausflüge, um sich nachbarlich zu besuchen, zu trinken und zu plaudern.

Wie in allen Yuracárehütten, die ich besuchte, haben auch die hiesigen Indianer eine kleine Menagerie mit Affen und Waldvögeln. Sie sind die Freunde und Gesellschafter der Kinder. Versteckt in einem Winkel der Hütte, hockt ein kleiner lichtscheuer Nachtaffe; ein rotblauer Ararapapagei, bunter als alle anderen Urwaldvögel, sitzt auf einem Sproß im Dach. Ein kleines Mädchen geht immer mit einer Beutelratte im Haare.

In einer Ecke der Hütte sitzen zwei taubstumme Mädchen und unterhalten sich in der Zeichensprache mit einem älteren, ebenfalls taubstummen Weibe, das leise ein Kind in einer Wiege aus Rindenstoff wiegt. Alle anderen sind um den weißen Mann versammelt. Sie sind neugierig wie Kinder auf den Inhalt meiner großen Bündel. Man hat bereits von dem weißen Manne gehört, der so viele von ihren Sachen eintauscht.

Alle sind ganz entzückt, als ich die Bündel öffne und die Tauschwaren ausbreite. Leider verderbe ich die ganze Gesell-

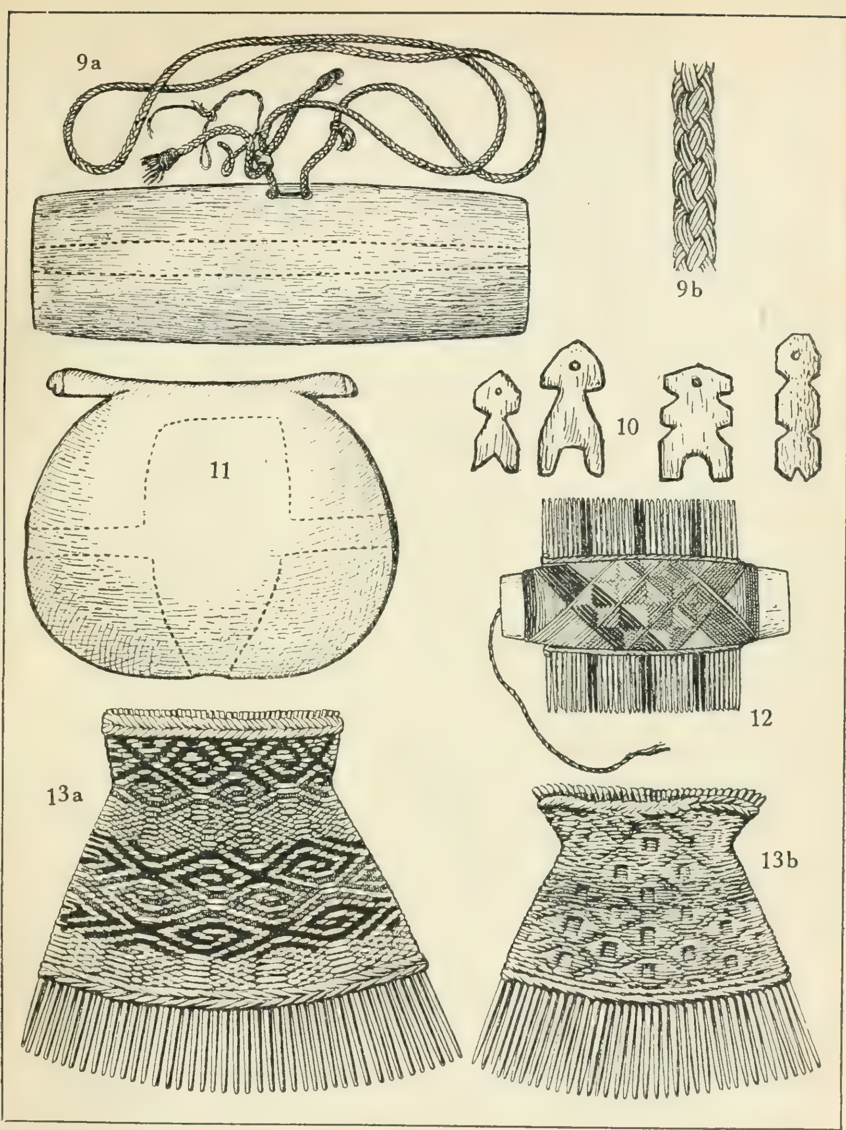


Abb. 9—13: 9a Holzpfeife „sirre"; diesen Typus kennt man von den Chiriguano, Chané, Ashluslay, Lengua und Churápa, dann von der peruanischen Küste aus der vorspanischen Zeit (1/4 n. Gr.), 9b die Schnur; 10 Schmuckstücke aus Bein für Halsbänder, stellen Menschen dar (1/1 n. Gr.); 11 Holzpfeife „biria", findet man bei den in Abb. 9 genannten Stämmen und einigen anderen Stämmen im Chaco, aus Peru nicht bekannt (1/2 n. Gr.); 12 und 13 Kämme aus Bambus und Wollfäden (2/3 und 1/1 n. Gr.), Yuracáre

schaft damit. Die Hemden aus Rindenstoff tauscht man gegen Hemden aus Kattun. Man nimmt die Schatzkörbe und Schmucktäschchen herab, voll mit Federn, geschnitzten Früchten, Tierfiguren, die man aus Alligatorzähnen geschnitten hat, und vielen anderen Dingen, die den Sammler locken. Ein und das andere aus ihrem Besitz ist ganz bemerkenswert.

So verstehen diese Indianer mit geschnittenen Holzstempeln eigentümliche Ornamente auf ihre Rindenstoffe zu drucken (Abb. 15), wie sie oft auch die Ornamente, mit denen sie ihr Gesicht schmücken, mit Stempeln auftragen (Abb. 35—38).

Wie immer bei Indianern, die nicht viel Berührung mit den Weißen hatten, stehen die Eisenwaren am höchsten im Werte. Die Äxte aus schwedischem Eisen und die Waldmesser halte ich am längsten zurück. Mit ihnen versuche ich die Kostbarkeiten herauszulocken, die ich versteckt vermute, und die sie nicht gerne hergeben wollen.

Schön langsam kommt doch ein Familienkleinod nach dem anderen hervor. Fein ornamentierte Flöten aus Bein (Abb. 29), alte Pfeifen aus Holz (Abb. 9 und 11), Kämme, die richtige kleine Kunstwerke sind, und verschiedene andere Sachen holt man aus den Verstecken.

Die Männer geben leicht weg, was sie haben; die Frauen tauschen ungern ihre liebsten Schmuckstücke. Nichts kann eine von ihnen bewegen, einen Hängeschmuck aus roten Tukanfedern und geschnitzten schwarzen Früchten, der ihr Stolz zu sein scheint, auszutauschen. Die Kinder geben ihr Spielzeug für Spiegel und andere lustige Sachen.

Unmöglich sind jedoch diese Indianer zu bewegen, fremdes Eigentum fortzugeben. Nicht einmal ein Stück Ton, das sie vom oberen Rio Chimoré zur Töpferei geholt haben, kann ich herauslocken, — da die Besitzerin nicht zu Hause ist.

So verbringen wir einige Stunden in diesen Hütten und bereichern die Sammlungen mit verschiedenen interessanten Dingen. Als es spät wird, beschließe ich, zu Aguirres Hütte, meinem Hauptquartier, zurückzukehren, und verspreche, an einem anderen Tag zurückzukommen.

Wir verabschieden uns von unseren neuen Freunden und gehen denselben Weg zurück, den wir gekommen. Es ist bereits Abend, als wir zum Kanu gelangen. Sachte rudern wir den brausenden Fluß hinauf. Viele sonderbare Laute klingen aus dem Walde. Die Feuerfliegen leuchten auf und verschwinden, und die Grillen zirpen. Kühl und herrlich ist der Tropenabend.

Vorne sitzt schweigend der alte Aguirre und blickt ins Dunkel. Er ist so freundlich, dieser Alte. Ruhig habe ich viele Nächte lang unter seinem Dache geschlafen, ruhiger als vielleicht gut war, denn ich weiß wohl, daß ich bei einem Manne schlief, der einen grauenhaften Mord begangen hat. Ein gebildeter Engländer, ein Sonderling, namens Mentith (?), lebte viele Jahre lang einsam bei diesem Mann und seinen Stammesfreunden, bis diese aus unbekanntem Anlaß den Fremden auf langsame und grausame Weise ermordeten.

Diese guten Naturmenschen, die wie große Kinder wirken, können bisweilen eine Grausamkeit entwickeln, die völlig unerklärlich ist. Auch hier im Urwald besteht der Mensch aus Gegensätzen. Man hat behauptet, daß sie von den Weißen in Sta. Rosa am Rio Chapáre verleitet wurden, da diese fürchteten, der Engländer könnte zu viel Einfluß auf die Indianer gewinnen.

Noch spät am Abend sitzen wir in Aguirres Hütte am Feuer und plaudern. Wir sprechen darüber, wie die Chimáneindianer die Yuracáre verhexen und über die Mission am oberen Laufe des Flusses, über die Übergriffe der Weißen und vieles andere. Ich suche vergebens Aguirre zu überreden, mich zu seinen Stammesfreunden zu führen, die tief im Urwald verborgen wohnen, wohin die Weißen nie gehen, und wohin nur die Indianer durch die Sumpfgebiete kommen können. Aber Aguirre will nicht zum Verräter an seinem Stamme werden, trotzdem ich mit großen, großen Geschenken locke. Ich verspreche schließlich, nie den anderen Weißen das zu erzählen, was ich gesehen, aber der Alte ist nicht zu erweichen.

Er lehrt mich kleine Yuracáregedichte. Und der Yuracáreindianer und der Schwede singen zusammen in der Urwaldhütte die einfachen Gesänge:

Tátche éja
Kamerad
Bäibäsa mätai éja.
Bruder, komm.

Und:

Bólólosh sénenía
Alligator, weißer Reiher
Milobuloi sénenía
auf dem Sande weißer Reiher
Kúdávúma ápáshéyre
auf des Sees Strand.

Endlich legen wir uns schlafen nach einem angenehmen und lehrreichen Tage, nachdem wir die Sammlung um mindestens hundert Gegenstände vermehrt haben, die in einem anderen Weltteil Zeugnis ablegen sollen von dem Kampf ums Dasein und dem Kunstsinn dieser Menschen. Einmal werden sie zu den wenigen Erinnerungen gehören, die von diesem eigentümlichen Volk übrig sind, das am Rio Chimoré seine Felder bestellte und in den Urwäldern jagte.

Das war der eine Ausflug von Aguirres Hütte. Der andere galt einer kleinen Missionsstation der Franziskaner am oberen Rio Chimoré. Vergebens suchten die Missionare die verschiedenen Yuracárefamilien dort zu sammeln. Für einige Zeit kommen sie wohl zu den Mönchen. Aber die Messe interessiert sie nicht. Es gibt eine andere Seite der Religion, auf die sie Wert legen. In der Mission bekommen sie nämlich Werkzeuge u. dgl. Wenn sie bekommen haben, was sie brauchen, dann verschwinden sie wieder in die Freiheit des Urwaldes.

Der Missionsleiter schien mir unverständig. So klagte er zum Beispiel darüber, daß die Eltern nicht erlaubten, daß er die Kinder züchtige, wenn diese seiner Meinung nach einen Fehler begangen hätten. — Welche Unverschämtheit, die freien Kinder des Urwaldes züchtigen zu wollen! Vielleicht wollten sie nicht in die Messe gehen. Die Yuracáre schlagen ihre Kinder nie. D'Orbigny[1]

[1] D'Orbigny, Partie historique 3 I S. 200.

sagt darüber: „Nie habe ich einen Vater gesehen, der seine Kinder bestraft; sie begreifen nicht das Recht zu strafen, sie besitzen nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache, um diese Idee auszudrücken."

Eine wichtige Aufgabe aber haben die Missionare hier. Sie versuchen die Indianer gegen die Übergriffe der Weißen zu schützen. Durch die Begierde der Indianer nach Branntwein wollen die Weißen sie an sich binden, und dann legt man sie an die Ketten der Schuldsklaverei. Denn die Weißen brauchen sie als Ruderer.

In der Mission gab es bei meinem Besuch fünfzehn Familien, weitere fünfundvierzig waren dort gewesen, aber wieder in die Wälder zurückgekehrt. Nach Pierini[1] gab es in dieser Mission zwei Jahre vorher, 1906, hundertzweiundvierzig Indianer, verteilt auf vierunddreißig Familien. Davon waren dreißig Schulkinder.

Wahrscheinlich wird diese Mission verschwinden, wie alle Missionen, die man bei den Yuracáre anzulegen versuchte. Brauchten die Indianer nicht den Schutz der Mission gegen die Weißen, so wären sie längst alle zur Freiheit zurückgekehrt.

Bei den Mönchen der Mission geht es arm und dürftig zu. Es gibt keinen Überfluß an Speise wie bei den freien Yuracáre, die ich besuchte. Diese Tatsache gibt zu denken.

---

[1] F. Pierini, Dos asuntos de actualidad en Bolivia (Buenos Aires 1907).

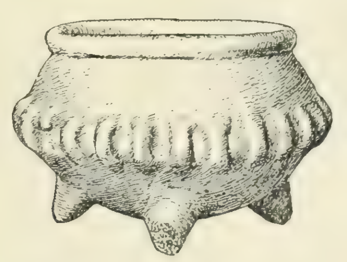


Abb. 14: Tongefäß, gefunden in einem Grabe am Rio Palacios in der Provinz Sara, Bolivien ($^1/_2$ n. Gr.)

Siebentes Kapitel

Bei den Yuracáreindianern

Aguirres Hütte

Die Indianerstämme, die ich im Gran Chaco kennenlernte, lebten immer in Dorfschaften. Bisweilen waren die Dörfer ziemlich groß. Die Yuracáre aber sind, wie wir sahen, nicht so gesellschaftlich. Ein, zwei Familien wohnen zusammen, das ist alles. Zum nächsten Nachbarhof sind es oft mehrere Meilen. Das war ein Grund mehr, warum es so außerordentlich schwierig war, die Yuracáre zum Leben in Missionen zu bewegen. Sie bewohnen ein gewaltiges Gebiet; und ihre Anzahl ist im Verhältnis dazu ganz gering. Ein Missionar am Rio Chimoré hat sie auf zweitausend geschätzt, Frauen und Kinder mitgerechnet, aber ich halte diese Zahl für übertrieben. Wahrscheinlich sind es höchstens tausend. Wir finden diese Indianer am Rio Mamorecillo[1], Rio Chimoré, Rio Chapáre, Rio Sécure und ihren Nebenflüssen.

Die Yuracáre wohnen in dem großen Urwald, in dem es keine Lichtungen gibt. Dies trägt dazu bei, daß sie nicht in Dörfern wohnen, denn die Jagd des großen Urwalds ist arm, und diese Indianer sind als eifrige Jäger bekannt. Der gewaltige, feuchte Urwald, den das Feuer nicht angreift, ist mit primitiven Werkzeugen nicht so leicht auszuroden, weshalb es früher, als man keine eisernen Äxte hatte, schwerhielt, genügend große kultivierbare Plätze zu schaffen. — Vielleicht liegt es in der Natur dieser Indianer, daß sie sich nicht zusammenschließen, sondern jeder soviel als möglich seinen eigenen Weg geht.

[1] Der obere Rio Mamoré heißt Rio Mamorecillo.

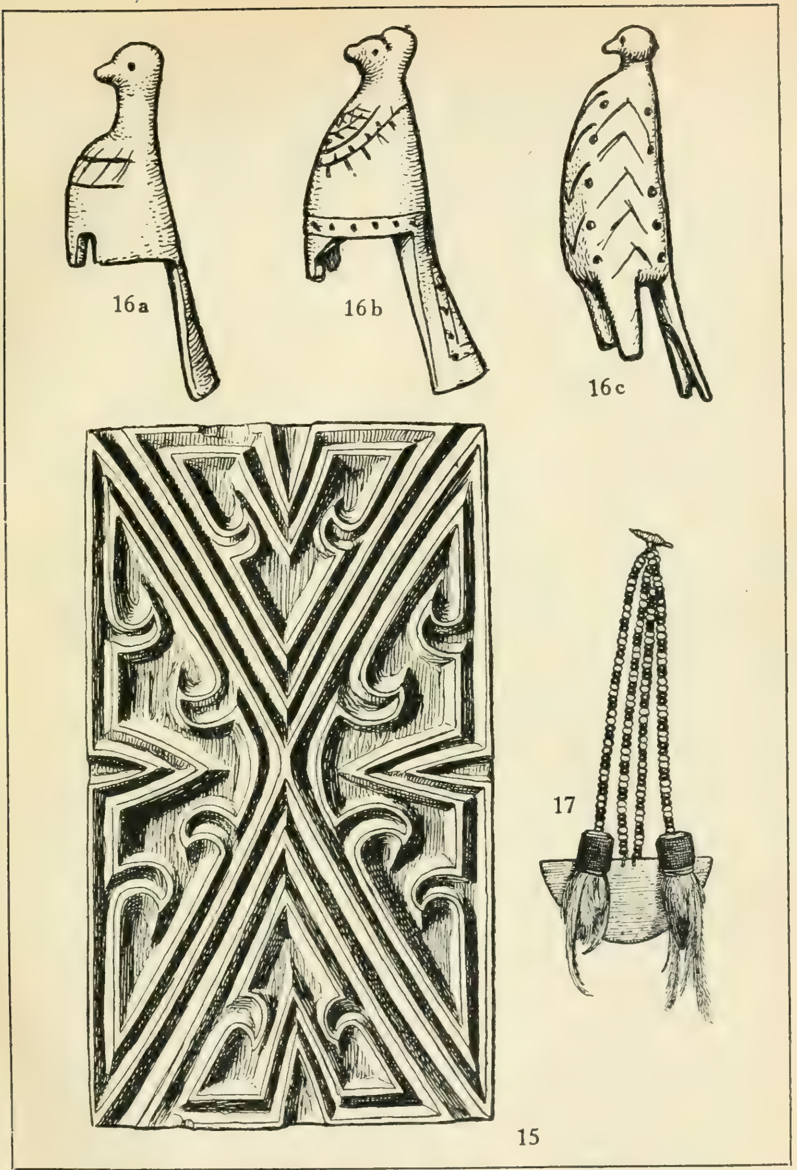


Abb. 15—17: 15 Holzstempel zum Aufdruck von Ornamenten auf Rindentsoff ($^{2}/_{3}$ n. Gr.); 16a, b und c Vögel aus Alligatorzähnen geschnitzt, Hals- oder Hemdschmuck ($^{1}/_{1}$ n. Gr.); 17 Ohrgehänge „méyétu“; das Blättchen ist aus Silber; früher war es wahrscheinlich eine Muschelschale; im übrigen besteht es aus Glasperlen, Federn usw. ($^{2}/_{3}$ n. Gr.), Yuracáre

Der Yuracáreindianer ist seßhaft, aber er wechselt oft und schafft sich neuen Boden. Wir haben ja gehört, wie der alte Aguirre fortzog, als seine Frau starb. Auch wenn die Jagd unergiebig wird, zieht er weg.

Ich bin nur in fünf Yuracárehöfen gewesen. Zwei davon lagen an Seen, madrejones, in der Flußnähe, einer lag drinnen im Urwalde und zwei am Flußufer. Die zwei ersten waren am Rio Mamorecillo, die letzteren am Rio Chimoré.

Beinahe an der Hauswand begann der große Urwald, doch hatten sie ganz schöne Felder oder, besser gesagt, Gärten gerodet. Zwischen den Hütten gibt es selten ordentliche Wege, denn der Yuracáreindianer zieht es in der Regel vor, seine Nachbarn im Kanu zu besuchen. Manchmal reiten sie auf einem Baumstamm den Fluß hinab. Das mag ein lustiges Spiel sein, wenn man, wie diese Indianer, ein guter Schwimmer ist.

Die Hütten der Yuracáreindianer haben eine schöne Lage; aber das ist nicht das Verdienst der Indianer, sondern der Natur, die in diesen Gegenden so verschwenderisch ist, und der wunderbar reichen Vegetation. Da die Flüsse immer neue Wege suchen, immer große Stücke des hohen, vom Urwald bedeckten Ufers wegreißen, suchen sich die Indianer gern Plätze aus, wo sie wenigstens eine Zeitlang vor dem Einbruche des Flusses geschützt sind. Aber es kann vorkommen, daß man Reste einer alten Pflanzung auf einer Anhöhe des Ufers sieht, die der Fluß Stück für Stück untergräbt und mit sich fortführt.

Zwischen den Familien, die an den verschiedenen Flüssen wohnen, herrscht keine besondere Freundschaft. In der Mission am oberen Rio Chimoré hat es viele Schwierigkeiten gegeben, wenn man die Indianer von den verschiedenen Flüssen zusammenführen wollte.

Unter den Verhältnissen, in denen die Yuracáreindianer leben, sind meiner Meinung nach verschiedene Dialekte und Sprachen entstanden. Wenn nicht die Kultur der Weißen in ihre Entwicklung eingreifen würde, so entstände zwischen den verschiedenen Flüssen eine immer tiefere Kluft in Sprache und Gebräuchen, und der Unwille würde schließlich in offene Feindschaft ausarten.



Tafel VII: Yuracárehütten in der Nähe des Rio Mamoré



Tafel VIII: Yuracáreindianer auf der Heimfahrt von einer Nachbarsiedlung

Die Yuracáreindianer wohnen gut, sogar sehr gut. Rund um die Hütte liegen die Felder, die ganz bedeutend sein können. Ich kenne ein Beispiel, wo sie 500 m lang und 5—10 m breit waren. Und da gibt es viele gute Sachen. Die wichtigsten Kulturpflanzen sind Bananen, Mandioca und Mais; außer diesen baut man Bohnen, Papaya, Zuckerrohr, Ananas, Valusa[1], Süßkartoffel, Kürbis, Wassermelone, Kakao, Tabak, Baumwolle und spanischen Pfeffer.

Tabak pflanzen die Yuracáre wenig, denn sie sind keine starken Raucher. Manchmal rauchen sie Maisblattzigaretten, das Pfeifenrauchen ist ihnen dagegen unbekannt. Sie verwenden den Tabak hauptsächlich gegen eine Fliegenlarve, Dermatomya, die sich unter die Haut einbohrt und mit Tabak getötet wird. Nach d'Orbigny heilten die Yuracáre Rheumatismus mit Tabakrauch.

Hunde sind bei den Yuracáre sehr selten, und von anderen Haustieren, außer den gezähmten Waldtieren, haben sie nur Hühner, die sie von den Weißen erhielten. Für diese bauen sie verschlossene Hühnerställe zum Schutze gegen Beutelratten und Vampire, welch letztere den Hühnern, die über Nacht im Freien sind, das Blut aussaugen.

Die Yuracárehütte liegt, wie gesagt, dicht neben dem Urwalde, so dicht, daß die wilden Tiere des Waldes um die Hausecken streichen. Als ich bei Aguirre wohnte, schlich in der Nacht ein Jaguar um die Hütte; am Morgen fanden wir die Spuren nicht weiter als 50 m von der Hütte. Er hatte es vor allem auf die Hunde abgesehen.

Die Yuracárehütten sind gut gebaut und mit Palmblättern gedeckt[2]. Das ist ein herrliches Material zum Hüttenbauen. Aus wenigen Blättern kann man ein Dach machen, das gegen starken Regen schützt. Ich zeige hier, wie Aguirres Hütte gebaut war (Abb. 19). Der Kochraum lag gleich daneben.

Als ich im Jahre 1904 mit Atsahuacaindianern den Rio Inambari entlang wanderte, machte ich die erste Bekanntschaft mit diesen Hütten. Unter meinen Begleitern befanden sich außer den genannten

---

[1] Colocasia esculenta.

[2] Man verwendet stets die Blätter von Fiederpalmen.

Indianern Quichua von den waldlosen Anden. Eines Abends hatten sich die Quichua eine Hütte gebaut, ich eine andere und meine zwei Atsahuacafreunde eine dritte.

Während der Nacht regnete es tüchtig. Am Morgen waren die Quichuaindianer durch und durch naß, ich war ziemlich naß, nur die Atsahuaca waren trocken und lachten uns natürlich aus.

Für die folgenden Nächte mußten die Atsahuaca auch meine Hütte bauen. Sie trieben zwei starke, lange Stangen schief in den Boden, dann spalteten sie die Blätter von Fiederpalmen nach dem Mittelnerv und banden sie an die Stangen, so daß die Lappen wie Dachziegel übereinander lagen. Unter die Stangen setzten sie ein paar Stützen und verbanden sie mit einer querlaufenden Stange. In einer Hütte, die auf diese Weise mit nur wenigen Blättern gebaut wurde, können einige Personen wohlgeschützt gegen den Regen liegen.

Als wir dann zu dem Wohnplatz der Atsahuacaindianer kamen, sah ich mehrere derartige Schutzdächer. Bisweilen hatte man zwei solche gegeneinander gestellt[1].

Betrachten wir den Grundriß der Yuracárehütte (Abb. 18), so besteht auch dieser aus zwei gegeneinander gebauten Dächern, die nicht auf demselben Dachfirst aufliegen. Diesen Hüttentypus halte ich deshalb für ursprünglicher als den auf Fig. 19 abgebildeten. Auch bei den Chané habe ich Hütten gesehen, die auf dieselbe Weise gebaut waren, ohne Dachfirst in der Mitte. Meiner Meinung nach ist sie nur eine Entwicklungsform des einfachen Schutzdaches aus Palmblättern.

Große Ähnlichkeit herrscht zwischen der Yuracárehütte (Abb. 19) und dem Klubhause der Chacoboindianer[2].

Wie wichtig für diese Indianer die Palme als Holzbaumaterial ist, ersehen wir daraus, daß die Yuracáre sowohl Hütte als auch Motacúpalme „sibä“ nennen. Bei den Chacobo heißt die Hütte „shóbo“ und Motacú „shóbini“.

Nördlich der Sta.-Cruz-Grenze in Bolivia kenne ich runde oder

---

[1] Siehe Erland Nordenskiöld, Ymer H. 3 (1905).

[2] Siehe weiter unten.

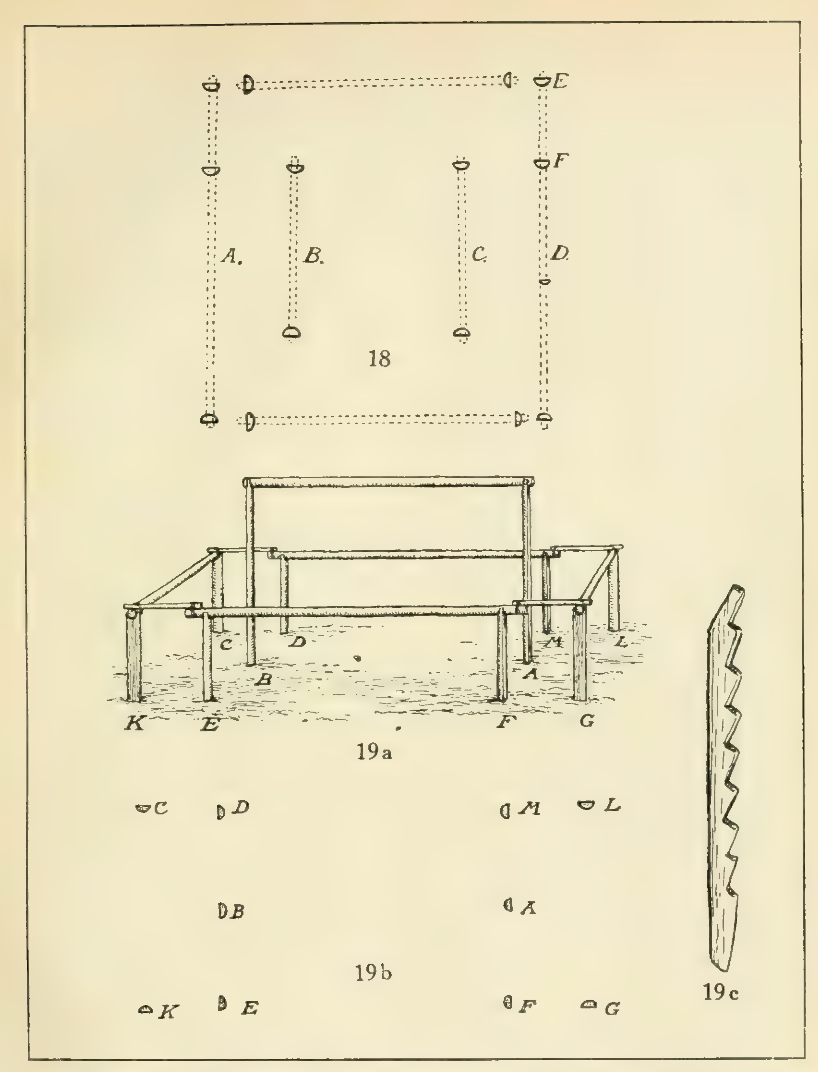


Abb. 18 und 19: 18 Grundriß einer Yuracárehütte, Rio Chimoré: A—D = 6 m, E—F = 1,5 m; diese Hütte hat keinen Firstbalken; das Schutzdach liegt auf den Querbalken A—B und C—D, ▭ sind gespaltene Palmstämme, welche die Querbalken tragen; 19a und b zeigen das Gerüst einer Yuracárehütte mit Firstbalken; interessant ist, wie die Hütte verlängert wurde; K—G = 12 m, G—L = 5 m, M—F = 5 m, K—E = 2 m, c Stiege

ovale Hütten nur von Tambopataguarayo. Sie waren aus Pfeilgras gebaut. Sicher hängt die Form der Hütte innig mit dem Material zusammen. Es scheint, als ob die langen Blätter der Fiederpalme besser für viereckige Hütten passen, während sich Pfeilgras für den Bau runder Hütten eignet. Deshalb ist es meiner Ansicht nach nicht ganz sicher, daß die runden Hütten primitiver sind als die viereckigen oder umgekehrt. Das Vorhandensein eines geeigneten Materials spielt da die größte Rolle.

Die Yuracárehütten imponierten mir durch ihre Geräumigkeit. Das wäre nicht der Fall gewesen, wenn ich von den Chacobo- oder von brasilianischen Indianern zu ihnen gekommen wäre. Man braucht nur in Koch-Grünbergs großartiger Arbeit „Zwei Jahre unter den Indianern" zu blättern, um zu sehen, daß es in Brasilien Indianer gibt, die wirklich fein wohnen, bedeutend besser als viele Weiße. Kommt man dagegen, wie wir, aus dem Gran Chaco, so fragt man, warum Stämme, die auf derselben Entwicklungsstufe stehen, so verschiedene Ansprüche an Wohnungen stellen. Bei den Ashluslay, Choroti und Mataco begnügt sich oft eine ganze Familie mit einer kleinen elenden Hütte, in der man nicht aufrecht stehen kann, und wo es oft hineinregnet. Und doch sind die Chacoindianer industriell genau soweit gekommen wie die Yuracáre, so daß man nicht sagen kann, sie ständen auf einer tieferen Stufe. Die meisten von ihnen wechseln freilich öfter den Wohnplatz als die Yuracáre, aber viele Plätze in der Nähe der Brunnen sind dennoch infolge des Wassermangels fast immer bewohnt.

Auch die in vieler Hinsicht hochstehenden Quichua- und Aymaraindianer auf der Hochebene der Anden geben sich gewöhnlich mit recht erbärmlichen Hütten zufrieden. Sicher hängt dies mit der Kälte im Gebirge zusammen. In einer kleinen, engen Hütte, voll von Menschen, die um eine rauchende Feuerstelle liegen, ist es warm und angenehm, wenn der Sturm in den Bergen heult. Im Urwald aber braucht man Luft und Kühle.

Es war wirklich gemütlich in Aguirres Hütte. Die Weiber hielten sie sauber und fein. Kein anderes Ungeziefer als Kakerlaken störte die Gemütlichkeit, soweit man nicht auch die Moskitos dazu rechnet, die im Yuracáreland über die erlaubte Grenze hinaus un-

angenehm sind. Das mochten sogar die Indianer denken, denn sie verwenden, wie gesagt, Moskitonetze, „mitúpta", aus Rindenstoff oder jetzt auch aus Stoff, den sie von den Weißen erhalten. Schon d'Orbigny[1] spricht davon, weshalb es möglich ist, daß sie es selbst erfunden haben. Das Bett besteht aus den Blattscheiden einer Palme. Decken verwenden sie nicht. Manchmal hat man Pritschen.

In der Regel gibt es keine Raumeinteilung in der Yuracárehütte, aber die einzelnen Teile haben ihre besondere Aufgabe. In Aguirres Hütte konnte man von einer Vorratskammer, einem Schlafraum und einem Speisewinkel sprechen. Letzterer war der lichteste Teil der Hütte, wo man sich auch zur Plauderstunde versammelte. Die Küche war bei Aguirre abgetrennt für sich, aber so ist es nicht überall. Eine Yuracárehütte habe ich gesehen, die in einen vorderen Raum — die Küche — und einen hinteren Raum — Schlafzimmer und Wohnstube — abgeteilt war.

Zu d'Orbignys Zeiten hatten die Herren ihr eigenes Haus, wo sie die Pfeile herstellten und aßen. Dort durften die Frauen nie hineingehen. Dieses Klubhaus ist vermutlich jetzt vollkommen verschwunden.

Bei den Yuracáre fehlt, wie gesagt, die Hängematte, dieses echt indianische Bett. Von den Stämmen, die in diesem Buche näher besprochen werden, sind sie die einzigen, die die Hängematte nicht verwenden, im Chaco dagegen ist die Hängematte allen Stämmen, ausgenommen Chiriguano und Chané, unbekannt. Auch die Bergindianer, Quichua und Aymara, benützen keine Hängematten. Im Chaco und im Gebirge hängt dies sicher, wie ich bereits sagte, mit der Kälte zusammen. Es ist gewöhnlich zu kalt, um in der Hängematte zu schlafen. Hier in den feuchtwarmen Urwäldern der Yuracáreindianer ist sie freilich praktisch, doch läßt sie sich nicht gut mit dem Moskitonetz vereinen. Dieses ist für große Familienbetten bestimmt, und es wäre unmöglich für alle, mit Hängematten darunter Platz zu finden. Denn nicht bloß Vater und Mutter schlafen zusammen, sondern auch die kleinen Kinder. Die einzigen, die eine Art Hängematte haben, sind die ganz

---

[1] D'Orbigny, Partie Historique 3 I S. 198.

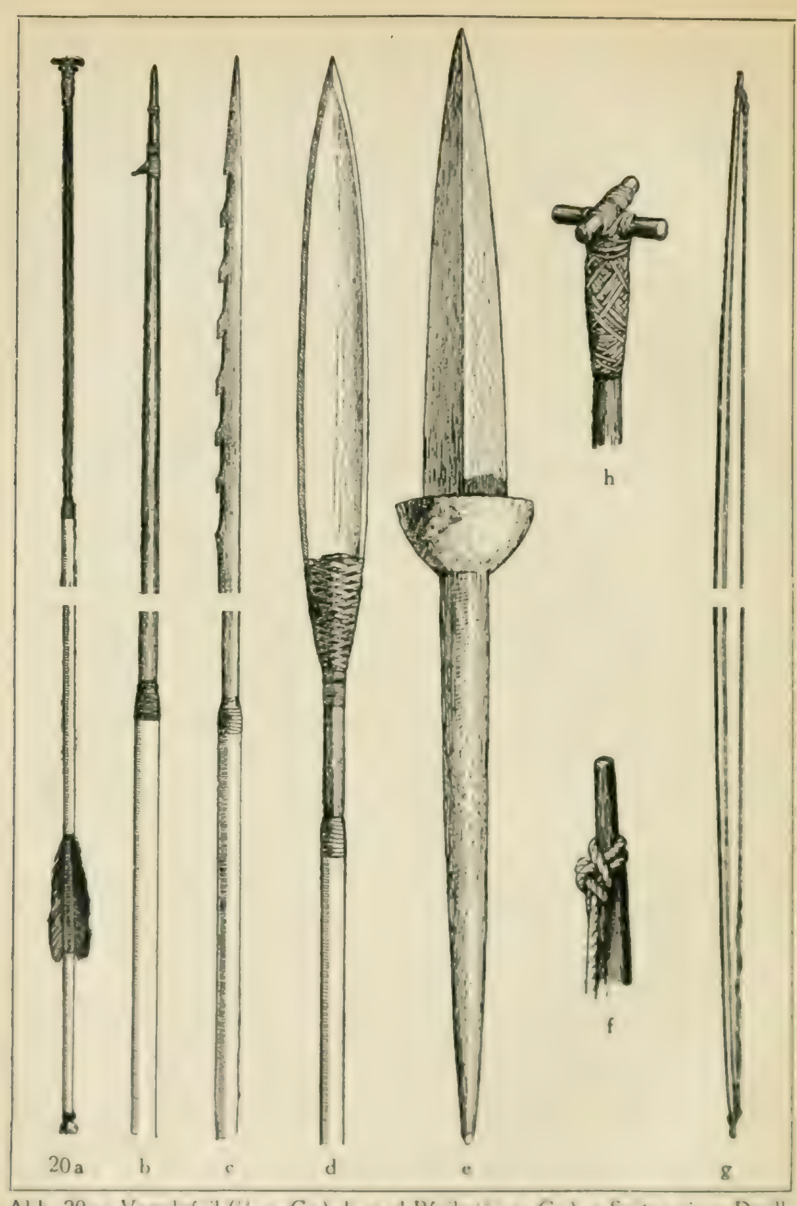


Abb. 20: a Vogelpfeil (1/8 n. Gr.), b, c, d Pfeile (1/4 n. Gr.), e Spitze eines Duellpfeiles (1/3 n. Gr.), f Stück eines Bogens (1/2 n. Gr.), g Bogen (1/4 n. Gr.), h Spitze eines Vogelpfeiles aus Holz (1/3 n. Gr.), Yuracáre

kleinen Kinder. Diese Hängematten sind aus Rindenstoff; zieht man an einem Bande, so bringt man sie zum Schaukeln.

Es gibt nicht viele Einrichtungsgegenstände in der Yuracárehütte. Selten sieht man Schemel. Man sitzt auf Matten aus Palmblattscheiden. In viereckigen Körben (Abb. 26), die im Dache aufgehängt werden, verwahren die Männer ihre Federn und andere Schmucksachen. Diese Körbe haben den Typus, den wir zwar in ganz Nordostbolivia, aber nicht im Chaco antreffen. Dort haben sie auch ihre Bogen und Pfeile, ihre Basthemden u. v. a. Sie behandeln die Steuerfedern sehr achtsam, damit sie nicht zerzaust werden. So wie ein alter Jäger einen Burschen anschnauzt, der das Gewehr nicht reinhält, so fuhr mich Aguirre an, wenn ich die Pfeile, die ich eingetauscht hatte, nicht vorsichtig genug behandelte.

Die Yuracáre sind gute Bogenschützen und eifrige Jäger. Als besondere Waffen haben sie eigentümliche Vogelpfeile und Duellpfeile, „tónyo", mit dreikantigen Spitzen (Abb. 20e). D'Orbigny gibt eine interessante farbige Darstellung eines solchen Indianerduells, die ich hier aus seiner berühmten Reiseschilderung wiedergebe (Tafel 14).

Beim Duell darf man nur auf die Achsel zielen. Jeder Yuracáremann hat zahlreiche Narben, auf die er sicher ebenso stolz ist wie ein deutscher Korpsstudent auf die seinen.

Während bei anderen Indianern die Steuerfedern am rückwärtigen Ende des Pfeiles befestigt sind, sitzen sie hier ein gutes Stück gegen die Mitte zu (Abb. 20a).

Die Weiber verwahren ihre Schmucksachen und Kleinigkeiten in Säckchen und Bündeln. Darüber werde ich später sprechen.

Die Yuracáre haben viel Berührung mit den Weißen, und deshalb sieht man viele fremde Sachen in den Hütten.

Blicken wir in die Kochhütte, so sehen wir mitten auf dem Boden den Feuerplatz. Da stehen einige einfache Kochtöpfe (Abb. 23). Dann gibt es zahlreiche Holzgefäße in allen möglichen Größen, vom großen Trog bis zur kleinen Schüssel und Schale, Gefäße aus Palmblattscheiden (Abb. 25), Körbe (Abb. 27), Kalebasssen (Abb. 22) u. a. Zum Mahlen verwendet man eine große

Holzplatte und einen Stein; Mörser scheinen sie nicht zu kennen. Als Sieb verwendet man einen Korb (Abb. 21). Ferner hängen hier die Tragnetze, in denen die Weiber Bananen, Mandioca und andere gute Dinge von den Feldern heimtragen. Hier ist die Nordgrenze der Tragnetze, die im Chaco allgemein gebräuchlich sind. Die Stämme, die wir später kennenlernen, verwenden Tragkörbe. Bei der Feuerstelle liegt ein Wedel aus Federn.

Es wäre ganz unrichtig, wollte ich behaupten, daß ich bei Aguirre wirklich das Leben in einer Yuracárehütte sehe. Dazu sind die Bewohner viel zu interessiert für meine Tauschwaren und was ich und meine Begleiter machen. Man arbeitet sicher weniger als gewöhnlich. Die Männer gehen nicht auf die Jagd und fischen nur selten. Fast den ganzen Tag sitzen wir zu Hause, plaudern und essen geröstete Bananen, gekochte oder geröstete Mandioca und anderes. Man erweist uns große Gastfreundschaft. Nach den Mahlzeiten reichen uns die Frauen Wasser zum Spülen des Mundes und Händewaschen. Gleichwie bei den meisten anderen Indianern essen auch hier Männer und Frauen nicht miteinander. Zu den Delikatessen, die uns angeboten wurden, gehören geröstete Bananen mit Salz und Pilzen.

Nun haben wir Aguirres Hütte besichtigt. Vielleicht findet der Leser die Inventarisierung zu ausführlich und langweilig. Ich kann jedoch versichern, daß dieses Heim weitaus stimmungsvoller ist als die meisten Häuser, die von den Weißen in diesen Teilen Südamerikas bewohnt werden.

Man sehe einmal so eine Hütte wie die Aguirres aus dem Urwald hervorlugen, wenn man stundenlang nur Wald und wieder Wald gesehen hat; man sehe, wie sie sich am Abend, vom Lagerfeuer erleuchtet, gegen die dunkeln Baumstämme und das Gewirr der Lianen abzeichnet, und man muß sie lieben.

Achtes Kapitel

Bei den Yuracáreindianern

Arbeit und Kleinkunst

Die sich am wenigsten um uns kümmerten und am ehesten zu ihrer Arbeit zurückkehrten, das waren die Frauen.

Aus folgender Tabelle sehen wir die Arbeitsteilung unter den Geschlechtern.

	Männer	Frauen	
Verfertigung von Waffen	+	—	
„ „ Körben	+	—	
„ „ Holzgefäßen	+	—	
„ „ Holzstempeln	+	—	
„ „ Kämmen	+	—	
„ „ Kanus	+	—	
„ „ Tongefäßen	—	+	
„ „ Rindenstoff	+	+	
„ „ Fischnetzen	—	+	(Beachte)
„ „ Tragnetzen	—	+	
„ „ Stricken, Schnüren	—	+	
„ „ kleinen beinernen Schmuckgegenständen	+	—	
Jäten des Gartens	+	—	
Saat	+	+	
Ernte	+	+	
Hausbau	+	(?)	
Fischerei	+	+	
Jagd	+	—	

	Männer	Frauen
Spinnerei und Weberei von Bändern	—	+
Kochen	—	+
Holztragen	—	+
Wassertragen	—	+
Tragen auf Märschen	—	+
Chichabereitung	—	+
Arbeit für die Weißen	+	—
Nähen	(?)	+

Bei den Indianern, die ich im Gran Chaco besuchte, liegt die Kunst eigentlich in den Händen der Frauen. Die Frauen malen die schönen Tongefäße bei den Chiriguano, die Frauen weben die fein ornamentierten Mäntel bei den Ashluslay. Bei den Yuracáre besitzen die Männer die Kunstfertigkeit. Die rein weiblichen Künste, Keramik und Weberei, liegen völlig darnieder. Die Tongefäße sind sehr selten bemalt, und man sieht nur wenige Formen (Abb. 23). Sie weben einfache Bänder, das ist alles.

Hier blüht vor allem die Spezialität der Männer, die Schnitzerei. Auch im Chaco sind die Männer die Schnitzer und Verzierer. Jeder Yuracáremann trägt an einer Schnur auf dem Rücken ein eisernes Messer, das er auf seine Weise mit einem Stiel versehen und wie ein Haueisen mit einer Querschneide geschliffen hat. Das ist ein Universalwerkzeug. Besonders fein schnitzen sie die Holzstempel (Abb. 35, 36, 37), lustig sind die Vögel aus Alligatorzähnen (Abb. 16). Eine ganz ungewöhnliche Sorgfalt verwenden sie auf ihre Kämme (Abb. 13). Sie bedienen sich dabei einer Schablone aus Holz oder Bein (Abb. 28), damit die Stäbchen gleich lang werden. Diese werden dann so zusammengebunden, daß die Fäden ein schmuckes Ornament bilden.

Was ist der Grund, daß die Kunstfertigkeit der Frauen darniederliegt, während die der Männer blüht? Diese Frage ist interessant genug, um eine Antwort zu erheischen. Zum großen Teil beruht es wohl auf äußeren Umständen und der strengen Arbeitsteilung unter den Geschlechtern. Die Weberei z. B. ist Frauenarbeit, jedoch sind die leicht herstellbaren Rindenstoffe

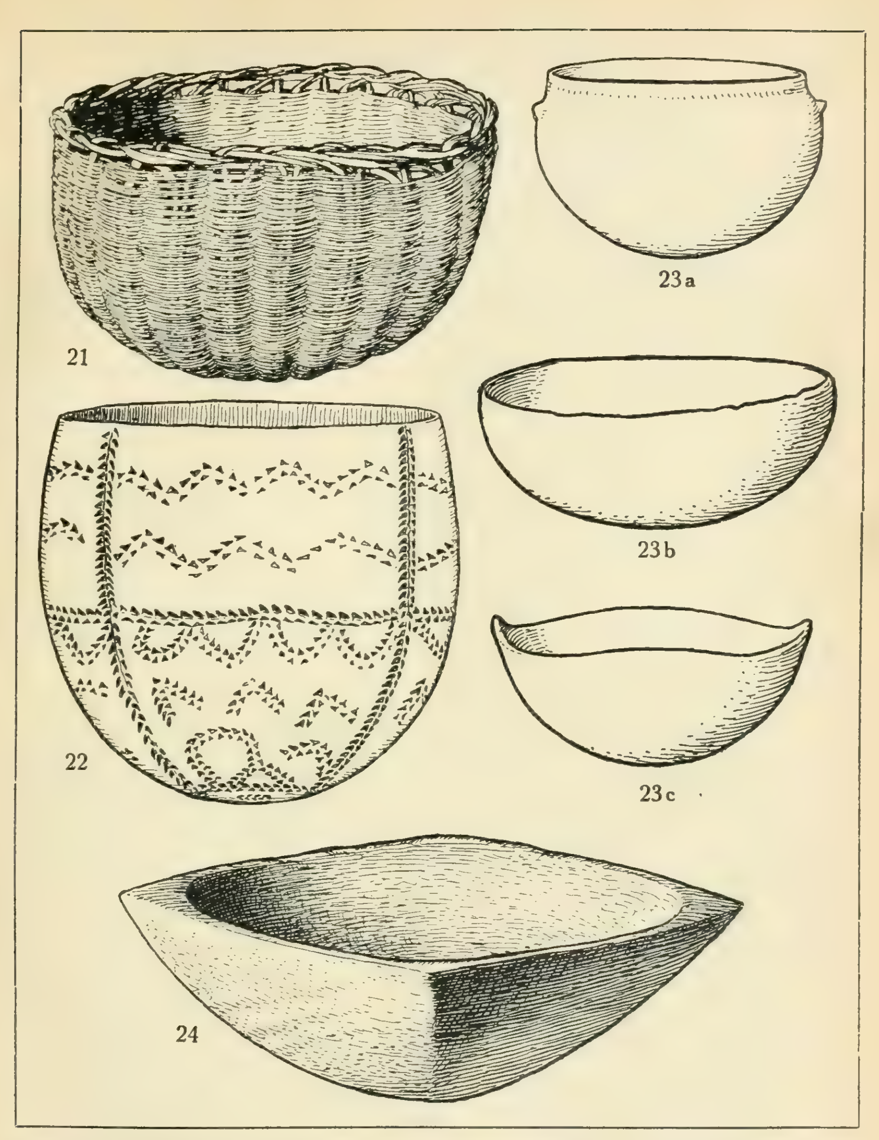


Abb. 21—24: 21 Korb zum Seihen des Mandiocabieres (1/4 n. Gr.); 22 verzierte Holzkalebasse (1/3 n. Gr.); 23 Tongefäße (a 1/4, b und c 1/3 n. Gr.); 24 Holzschale, mit der man kleinen Kindern Wasser zu trinken gibt (2/3 n. Gr.), Yuracáre

reichlich zugänglich und machen die Weberei nahezu überflüssig. Auch die Keramik ist Frauenarbeit. Der Ton muß aber weither geholt werden, und deshalb hat sich die Keramik nicht entwickelt.

Die Yuracáre, sowie die Choroti und Ashluslay im Gran Chaco schmücken sich selbst, aber vernachlässigen darüber das Hausgerät. Noch mehr tun dies die Chacobo, die wir später in diesem Buche kennenlernen werden. Die Chané und Chiriguano verwenden große Sorgfalt auf schmuckhaftes Hausgerät, fein bemalte Tongefäße und schön verzierte Kalebassen. Dieses Bedürfnis, nicht nur selbst fein zu sein, sondern auch schöne Sachen zu haben, beweist uns, daß letztere Stämme kulturell höher stehen als die anderen.

Das Ornament auf der Flöte (Abb. 29d) heißt „túmusi" und stellt einen Fisch dar, das mittlere Ornament (Abb. 29c) heißt „piríssi" und ist nach Aguirre eine Schlange. Ein ähnliches Ornament ist auf dem Rücken der Klapperschlange, und es erscheint mir möglich, daß sie hier die Natur nachzuahmen suchten. *Die Schlange wurde durch eine Zeichnung wiedergegeben, die für sie charakteristisch ist, auf dieselbe Weise wie eine Chorotifrau einen Choroti nur durch die Tätowierung allein darstellte*[1].

So holen die Yuracáre ein geometrisches Ornament direkt aus der Natur. Dieses erhalten sie jedoch nicht durch Stilisierung einer realistisch gezeichneten Schlange, sondern durch Kopieren eines Details von ihr. In der Natur gibt es ja viele einfache Ornamente, die die Naturvölker kopieren können. Daß sie diese beobachten, ist keineswegs eigentümlicher, als wenn sie auf die Ornamente achten, die beim Korbflechten entstehen.

Ich habe bereits hervorgehoben, daß man südlich der Sta.-Cruz-Grenze keinen Rindenstoff antrifft. Hier bei den Yuracáre aber ist die Erzeugung derartigen Stoffes eine wichtige Industrie. Die Basthülle einer Maclura wird in großen Stücken abgezogen, die dann mit Holzkeulen zu Stoffen geklopft werden. Man verwendet diesen Stoff zu Hemden der Männer, Weiber und Kinder, Tragbändern, Taschen, Moskiteros, Wiegen u. a. Die Körbe werden

---

[1] Siehe Indianerleben 130.

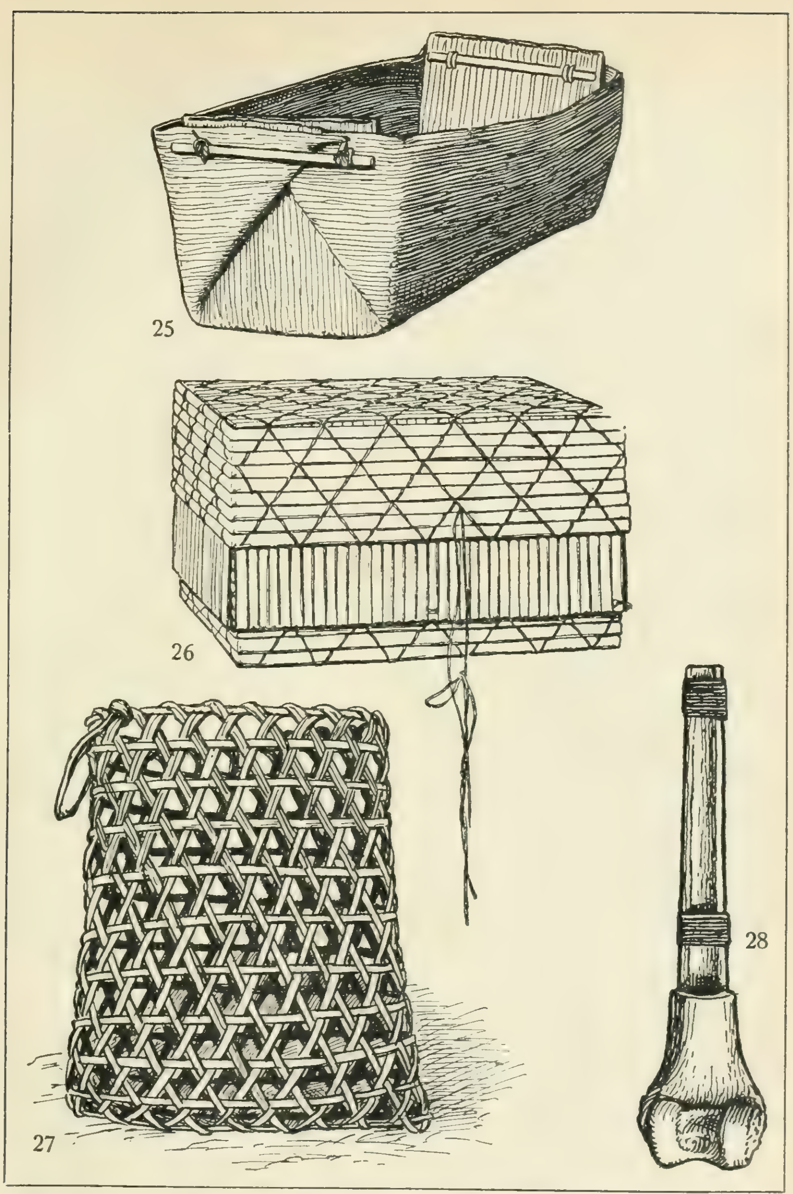


Abb. 25—28: 25 Behälter aus Palmblattscheiden (kommt in allen möglichen Größen vor); 26 Korb „móhoto", geflochten aus den Blattscheiden des Pfeilgrases; die Männer bewahren darin Schmuckgegenstände, Steuerfedern für Pfeile u. dgl. ($^1/_6$ n. Gr.); 27 Korb ($^2/_9$ n. Gr.); 28 Leermaß aus Knochen „bórubotó" zur Erzeugung von Kämmen ($^1/_1$ n. Gr.), Yuracáre

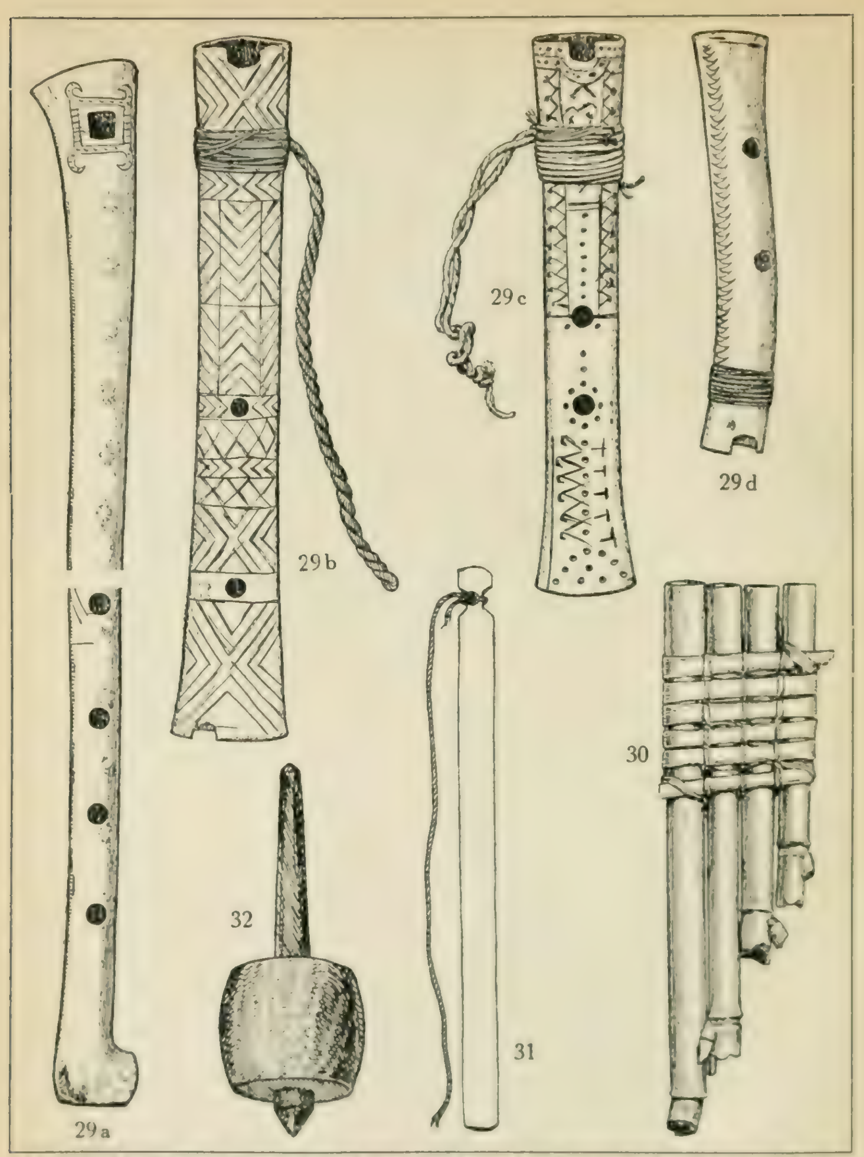


Abb. 29—32: 29a—d Flöten „éritu" aus Knochen; das Ornament in der oberen Hälfte von c bedeutet eine Schlange, das Ornament auf d stellt einen Fisch dar (1/3 n. Gr.); 30 Panflöte aus Bambus (1/3 n. Gr.); 31 Schwirrholz, erzeugt beim Schwingen einen brummenden Laut (1/4 n. Gr.); 32 Kreisel „shéhuoto" aus einer Frucht und einem Holzstäbchen (2/3 n. Gr.), Yuracáre

in mehreren Typen angefertigt, von denen hier ein paar wiedergegeben sind.

Besonders interessant ist der Spinnapparat der Yuracáreindianer (Abb. 42). Er gehört, soviel ich weiß, zu einem neuen Typus.

Die Weißen behaupten, daß die Yuracáre faul bei der Arbeit seien. Für sich selbst jedoch arbeiten sie genügend, um zu essen und gut zu wohnen, um sich zu kleiden und zu schmücken. Mehr kann man nicht von ihnen verlangen. Sie sind so glücklich, in einem dünn besiedelten Lande zu wohnen, wo der Boden ohne allzuviel Arbeit eine reiche Ernte abwirft, und wo niemand Diener ist. Sie haben keinen Anlaß, die vielen Weißen zu beneiden, die vom Morgen bis zum Abend kämpfen müssen, um nicht zu verhungern, und enggepreßt in rauchigen, schmutzigen Städten wohnen. Bis die Weißen alles verdorben haben, solange können sich die Yuracáre den Genuß des Müßigganges gönnen. Dann erst kommt die wirkliche Armut zu ihnen.

Außerhalb ihres Gebietes habe ich nur einmal Yuracáreindianer als Arbeiter bei den Weißen gesehen. Das war bei einem Franzosen, der unter seinen Schuldsklaven einen Yuracáremann hatte. Zwei Töchter von ihm warteten bei Tisch auf. Sie waren sauber und gelehrig. Auch die Mutter war dort gewesen, aber sie war in die Urwälder zurückgeflohen.

Schmuck und Kleidung

Die einzigen Tätowierungen, die man bei den Yuracáre sieht, sind einfache Narben, die nicht mit Ruß gefüllt werden. Wenn die Knaben zwölf bis vierzehn Jahre alt sind, sticht man sie mit einem beinernen Pfriem in Arme (Abb. 39) und Schenkel, auf daß sie gute Bogenschützen werden. Die Frauen werden zuweilen von den Männern in die Arme gestochen, wenn sie bei der Bereitung von Mandiocabier faul sind. Sonst sieht man keine Tätowierung. Sowohl Männer als Weiber bemalen sich dagegen mit roter Farbe (Bixa) oder feinem Sandstein oder mit blauvioletter Farbe (Genipa) (Abb. 38). Die rote Farbe verwahren sie in verzierten Bambusröhren (Abb. 41). Bei festlichen Gelegenheiten tragen die Männer Gehänge in den durchbohrten Ohren (Abb. 17).

Die Männer entfernen sorgfältig alle Haare von dem Kinn und den Oberlippen, dagegen nicht die Haare unter den Armen und um die Geschlechtsteile. Wie es die Frauen machen, weiß ich nicht, da ich nie eine mit entblößtem Oberkörper, geschweige denn nackt gesehen habe.

Alle kleinen Yuracárekinder haben braunes Haar. Einige von diesen Indianern haben Locken. Die Augen sind dunkelbraun. Die Frauen tragen das Haar lang und in der Mitte gescheitelt. Die Männer und Knaben sind jetzt kurzgeschoren. Früher trugen sie langes Haar. Man kann auch Frauen sehen, die zwei lange Zöpfe haben. Ich habe keinen weißhaarigen Indianer gesehen und nur einen, der etwas grau war. Einen glatzköpfigen Yuracáre habe ich nie gesehen.

An Wochentagen tragen die Frauen außer dem Basthemd einige Halsbänder aus Samen und Ringe aus Palmnüssen. Häufig haben sie gleich den Männern die Fußgelenke mit Schnüren umwickelt. Die Männer tragen an Wochentagen keinen Schmuck. Nicht selten verwenden sie die Hosen und Hemden, die sie von den Weißen bekommen haben. In dieser Kleidung treten sie auf, wenn sie zur Mission am Rio Chimoré oder nach Sta. Rosa am Rio Chapáre gehen. Leider habe ich nie die Yuracáre im Festschmuck gesehen, wie sie d'Orbigny abbildet (Tafel 14); dagegen habe ich fleißig in den Schmucktaschen der Frauen und den Federkörben der Männer gestöbert. Das machte mir großes Vergnügen.

Die Yuracáreweiber sind wahre Kuriositätensammler. In ihren Taschen findet man Samen aller Art für Halsbänder, den Kehlkopf des Brüllaffen, Alligatorzähne, Affenzähne, Schnäbel von Tukans, Waldhühnern, Hackspechten und Enten, rote Federn des Tukan, Köpfe von Käfern, eigentümliche Fischknochen, Palmnüsse u. a. All das verwenden sie für Halsbänder, Hemd- und Gehängeschmuck. Offenbar interessiert sich die Yuracárefrau für alles Eigentümliche in der Natur.

In den Körben der Männer sieht man Jaguarzähne, Hirschgeweihe, Papageienfedern und Federn anderer Vögel, beinerne Flöten u. a.



Tafel IX: Yuracárekinder im Kanu



Tafel X: Yuracarémädchen im Kanu

Krankheiten

Sehr gewöhnlich ist hier eine Krankheit, bekannt unter dem Namen Puru-puru, welche die Yuracáre „chátchabu“[1] nennen. Sie äußert sich in rötlich-weißen, pigmentlosen Flecken auf Händen, Armen, Füßen und Beinen. Bei älteren Leuten werden diese Flecken sogar blauschwarz. Aguirre hielt die Krankheit für erblich. Man sieht eigentlich mehr Frauen als Männer mit diesen Flecken, die aber kein Unbehagen zu verursachen scheinen. Daß die Flecken bei Neugeborenen auftreten, habe ich nie gesehen. — Einmal sah ich ein neugeborenes Kind, das war am ganzen Körper hell rötlich, wie das Kind eines weißen Mannes.

Während meiner Reisen unter den Indianern habe ich Puru-puru außer bei den Yuracáre bei den kleinen Stämmen am Rio Tambopata und Rio Inambari gesehen. Man kennt diese Krankheit auch von den Mosetene und Chimáne, und sie scheint daher in diesem Teile Südamerikas längs der Anden dem Urwaldgürtel zu folgen.

Ungewöhnlich viele Yuracáre haben Krätze. Die Blattern haben fürchterliche Verheerungen unter ihnen angerichtet. Gibbon z. B. bereiste diese Gegenden während einer Blatternepidemie. Ich sah keinen Fall von Klimafieber. Conjunctivitis kommt vor.

An Gebrechen beobachtete ich einen Schwachsinnigen, einen Hinkenden und drei Taubstumme, und zwar unter etwa hundert Personen.

Zum Aderlassen verwendet man ein kleines Gerät aus Bambus (Abb. 33), das man gegen die Vene in der Armbeuge schnellen läßt.

Verhältnis zu anderen Indianern

Die Yuracáre haben große Furcht vor den Siriono (in ihrer Sprache Siriáno), die in den Urwäldern zwischen Rio Mamorecillo und Rio Piray leben. Früher lagen sie in Fehde mit diesen Indianern. Haeke erzählt, daß sie in diesen Kämpfen mit eigentümlichen Figuren bemalt waren, die dem Feinde Schreck einjagten. Rio Mamorecillo und Rio Ichilo werden als Grenzflüsse

[1] Vgl. Koch-Grünberg, Zwei Jahre usw. I 83.

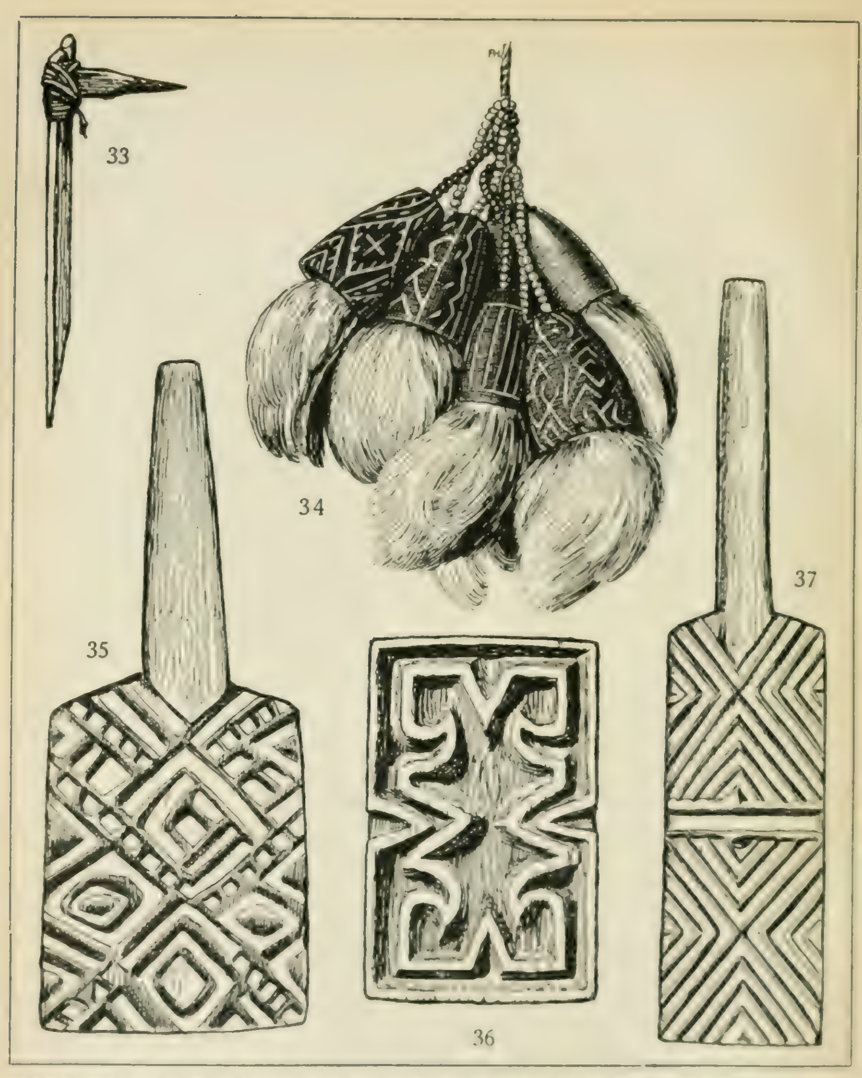


Abb. 33—37: 33 Gerät für den Aderlaß „däshoto" (1/1 n. Gr.); 34 Hängeschmuck für Frauen, ornamentierte schwarze Früchte und rote Tucanfedern (Rhamsphastus) (2/3 n. Gr.); 35, 36 und 37 Stempel zum Bemalen des Gesichtes „shäshätatäbe" (/3 n. Gr.). Yuracáre

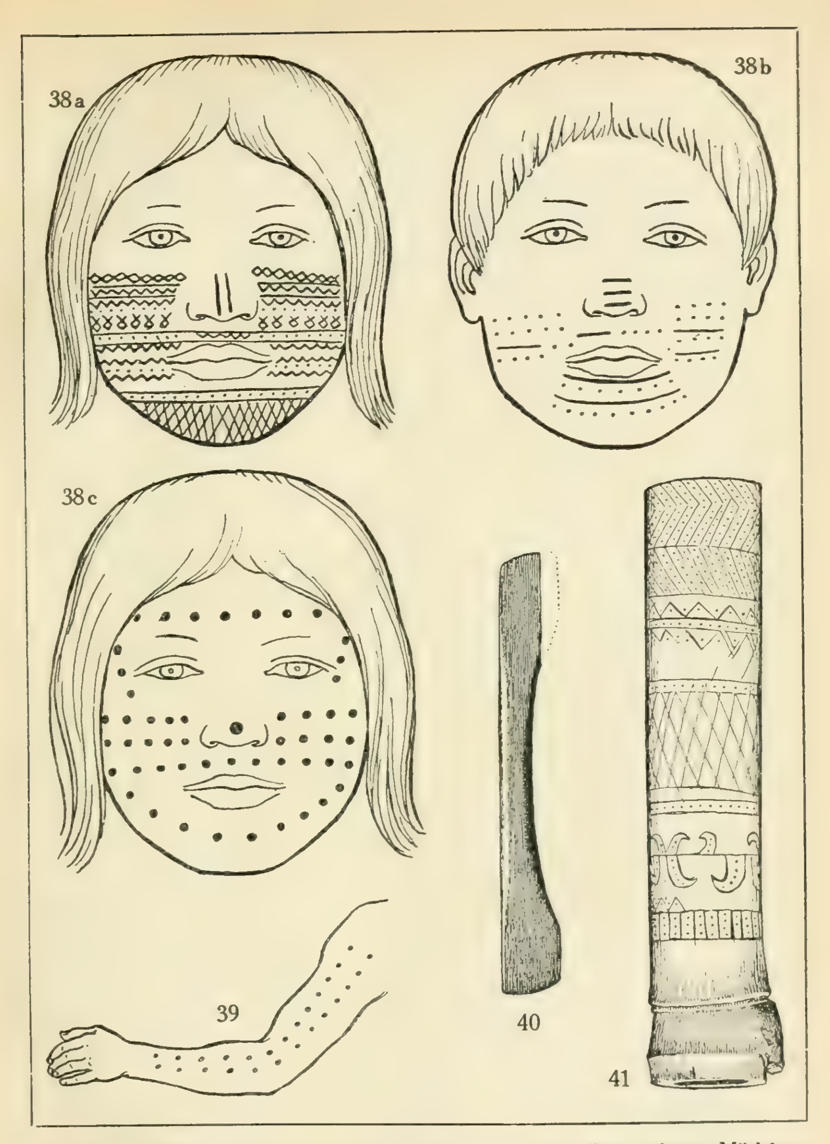


Abb. 38—41: 38 Gesichtsbemalung bei den Yuracáre, alles in Blauviolett: a Mädchen, b Mann, c Frau; 39 narbentätowierter Arm eines Yuracáre jünglings; 40 hölzernes Werkzeug „téämtäbe“ zur Gesichtsbemalung (1/2 n. Gr.); 41 Bambusrohr zum Aufbewahren von roter Farbe (1/2 n. Gr.), Yuracáre

zwischen Yuracáre und Siriono angesehen. Die ersteren weigern sich, auf der Seite des Flusses Lager aufzuschlagen, die den letzteren zugehört.

In Sta. Rosa am Rio Chapáre lernen die Yuracáre die Quichuaindianer kennen, auf ihren Flußfahrten die zivilisierten Indianer am Rio Mamoré. An die ersteren verkaufen sie Kämme und Federn, an die letzteren außer Federn auch Balgstücke vom Tukan und manchmal auch Pfeile und Bogen. Weit im Norden grenzen die Yuracáre an die Chimáneindianer.

Spiele und Spielzeuge

Auf dem Ufer unterhalb Aguirres Hütte tummeln sich die Kinder im Sande. Es ist Wettschießen mit Pfeil und Bogen; Spiel und Glück. Für die Kleinsten haben die Mütter Puppen gemacht, Puppen aus Wachs, doch oft ohne Arme und Beine (Abb. 44). Die Knaben haben Kreisel (Abb. 32), „buzz"[1], Obstkernflinten, Schwirrhölzer (Abb. 31) und Spielzeugbogen. Sie haben auch Tonkugelbogen. Ganz klein manövrieren sie schon die Kanus. Gehen und rudern lernen sie beinahe gleichzeitig. Sie sind sichere Bogenschützen. Unter Scherzen und Lachen knöpfen sie mir meine Preise ab.

Wäre ich ein Indianerjunge, so würde ich nicht in die Messe gehen und Paternoster und Ave Maria lernen oder noch weniger zum Diener der Weißen mich erziehen lassen. Ich versteckte mich wie so viele Yuracáre tief in dem großen Wald, um frei zu leben und zu sterben, um ein Mensch zu sein und nicht nur ein Rad in einer Maschine.

*

Wir müssen nun unsere Freunde, die Yuracáreindianer, verlassen und weiterziehen, um andere Indianer zu besuchen, die unter anderen Verhältnissen leben, um unserem Vorsatze gemäß das Problem Indianer und Weiße von mehreren Gesichtspunkten aus zu studieren.

[1] Buzz (engl. Wort) ist eine kleine runde Scheibe aus einem Stücke Kalebasse mit zwei Löchern. Durch diese läuft ein Faden. Mit diesem Spielzeug bringt man einen brummenden Laut hervor (siehe Indianerleben, Abb. 104 A).

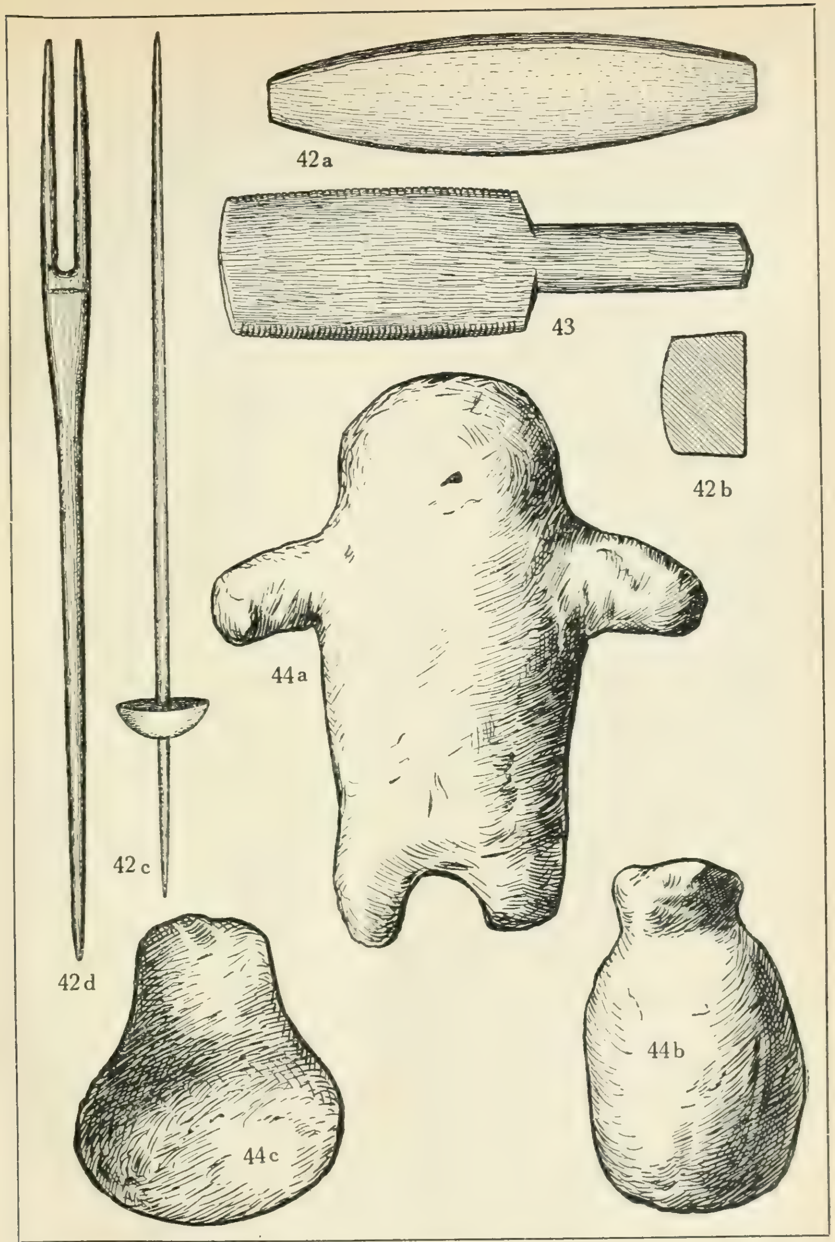


Abb. 42—44: 42 Zubehör zum Spinnapparat: a Holzklotz, auf dem das eine Ende der Spindel aufliegt (1/4 n. Gr.), b Durchschnitt (1/4 n. Gr.), c Spindel „húishhuitá" (1/4 n. Gr.), d Gabel „shäshä", in der die Spindelspitze liegt (1/3 n. Gr.), alles aus Holz; 43 Holzkeule „bóbóto" zum Klopfen des Rindenstoffes (1/2 n. Gr.); 44 Puppen aus schwarzem Wachs (a 1/2 n. Gr.), b und c sind ohne Arme (b 1/2, c 2/3 n. Gr.), Yuracáre

Während meines Aufenthaltes bei den Yuracáre richtete ich ein besonderes Augenmerk auf eine vollständige Sammlung der Hausindustrie. Meine über fünfhundert Nummern zählende Sammlung davon ist meines Wissens einzig dastehend. Durch d'Orbigny wissen wir recht viel über Sitten, Gebräuche und Mythologie dieser Indianer, aber niemand vor mir hat ordentliche Sammlungen angelegt. Sonst pflegt es gerade umgekehrt zu sein. Man kennt recht gut die Gegenstände, die ein Indianerstamm verwendet, aber man kennt nicht die religiösen Vorstellungen, Sitten und Gebräuche desselben Stammes. Die charakteristischsten Gegenstände dieser Indianer habe ich hier abgebildet. Die Kenner der Ethnographie Südamerikas werden sicher viele davon höchst interessant finden.

Ich verstehe ganz gut, daß es auch einem Weißen verlockend erscheinen mag, wie ein Yuracáre in einer kleinen, kleinen Lichtung des gewaltigen Urwaldes zu wohnen, nur mit wenigen zusammen, weit entfernt vom Nachbarhofe, und überall die Natur zu finden, unberührt von zerstörender Menschenhand und dank der feuchtwarmen Luft von einer wunderbaren Üppigkeit. Obgleich ich ein Weißer bin, verstehe ich die Abneigung dieser Indianer gegen eine Vereinigung in Dörfern, um christianisiert und zu „besseren Menschen" erzogen zu werden. Sie sehen es gerne, wenn sie von den Weißen Eisenwerkzeuge, Schmuckgegenstände und Branntwein bekommen, aber wollen dennoch ihr eigenes Leben weiterleben.

Das Eisen hat viele Indianer zu den Weißen gelockt. Für ein Stück Eisen können Siriono und manche Indianer in Chiquitos die Weißen überfallen. Für Eisen riskieren die Tsirakua ihr Leben. Wenn die Indianer einmal auf dem Wege zwischen Sta. Cruz de la Sierra und Puerto Suarez am Rio Paraguay beladene Ochsenwagen überfielen, so nahmen sie alle Eisenbeschläge, das übrige ließen sie liegen. Das Eisen, das wunderbare Eisen lockt die Indianer zu den Weißen. Der Branntwein aber bindet sie dann mit Fesseln, die stärker sind als Eisen.

Wir haben schon gehört, daß viele Yuracáre nicht mehr unabhängig sind von den Weißen. Besonders gilt dies von denen,

die am Rio Chapáre leben. Langsam aber sicher verlieren auch die Yuracáre ihre Selbständigkeit. Alle werden ihre Freiheit verlieren und in die Dörfer der Weißen als deren Diener ziehen. Ihre Kleinkunst, die wir bewundern gelernt, verschwindet. Die Urwälder schließen sich über den kleinen Siedlungen, bis der Tag erscheint, da die Waldabholzer darüber hinziehen, und auch hier die Natur zerschlagen und banalisiert wird.

Wenn wir nun weiterwandern und manchmal in einem Hofe der Weißen haltmachen und in den Arbeiterwohnungen die versoffenen Kerle, Kebsweiber und Kinder einer Mischrasse sehen, so werden wir erfahren, daß nur mehr Sprache und Aussehen davon zeugt, daß diese „zivilisierten Menschen" Indianer sind.

Es wird uns grämen, daß der Verfall auch bei den Yuracáre Einzug hält, und daß der Einfluß der Weißen auf das Land der Yuracáreindianer immer mehr wächst.

Es mag kindisch erscheinen, sich über das Verschwinden eines ganz kleinen Indianerstammes und den Untergang einer unbedeutenden Kultur zu grämen; und das wäre es vielleicht auch, wenn dieser Untergang nicht ein Glied in dem Internationalisierungsprozesse wäre, der in Amerika seit Jahrhunderten mit immer größerem Erfolg stattfindet und sich immer mehr der Vollendung nähert.

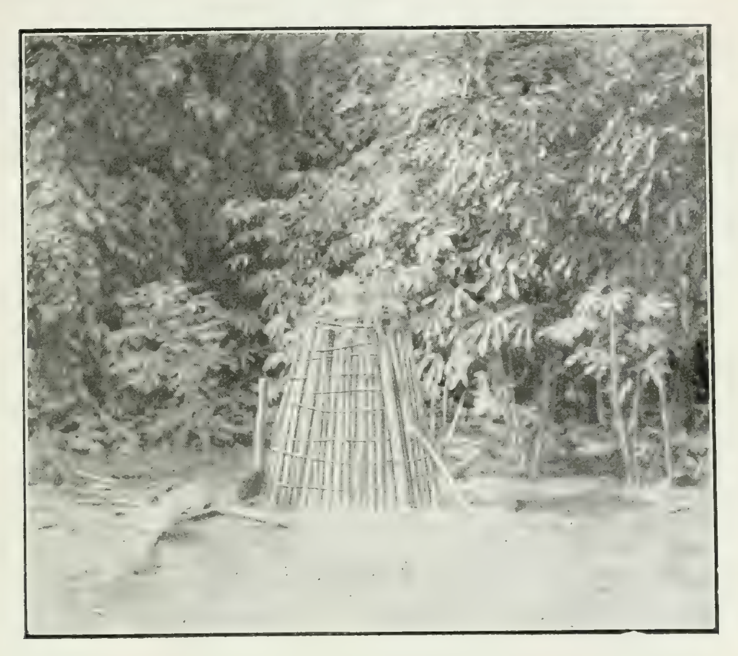
Neuntes Kapitel

Den Rio Mamoré hinab

Wir haben die Yuracáre verlassen. Das Motorboot eilt den Rio Mamoré hinab. Nur hier und da steigen wir ein wenig ans Land. Wir sind im Lande der Mojoindianer, wo die Weißen über eine indianische Bevölkerung herrschen, die mit Ausnahme der Sprache ihre indianischen Sitten und Gebräuche fast völlig verloren hat. Hier hatten die Jesuiten im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert blühende Missionen, bis sie 1767 vertrieben wurden. Die Nachkommen der in den Jesuitenmissionen Bekehrten treffen wir hier in einem ausgedehnten Gebiete, und ich werde wiederholt Gelegenheit haben, näher über sie zu sprechen.

Nach mehrtägiger Fahrt kommen wir nach Trinidad, capital del departemento de Beni. Nicht weit vor Trinidad passierten wir die Mündung des Rio Sécure. Mehrmals wollte ich diesen Fluß bereisen, aber es ist nie etwas daraus geworden.

Ein Teil der zivilisierten Mojoindianer aus Trinidad hat sich nämlich dort in die Wildnis zurückgezogen, um unabhängig von den Weißen leben zu können. Sie stehen unter der Führung eines Mojo namens Santos Noco. In den achtziger Jahren floh er mit einer Menge Stammesgenossen in die Wälder am Rio Sécure, wo er nun über einen kleinen unabhängigen Staat mit Kirche und Schule herrscht. Die Indianer besorgen Gottesdienst und Schulunterricht selbst. Manchmal kommen weiße Handelsleute zu Santos Noco. Sie dürfen jedoch nicht länger als vierundzwanzig Stunden bleiben, dann müssen sie wieder abziehen. Santos Noco ist ein guterzogener Mann. Ich sah Briefe, die er geschrieben hat und die vortrefflich abgefaßt waren. Es heißt sogar, daß er offizielle



Tafel XI: Hühnerstall der Yuracáre



Tafel XII: Tanzende Yuracáreindianer. (Nach d'Orbigny)

Schreiben an den Gouverneur in Trinidad sendet, dem gegenüber er unabhängig ist und sich auch dafür betrachtet. In einem dieser Briefe soll der kleine Indianerkönig gefragt haben: „Was macht dieser Pando augenblicklich? Grüßen Sie ihn von mir.“ Pando war damals Präsident von Bolivien.

Es mag sonderbar erscheinen, daß die bolivianische Regierung einen solchen Herrn wie Santos Noco duldet. Das geschieht jedoch nicht aus Schwäche, sondern vielmehr deshalb, weil die Behörden wissen, daß er mit seinen Leuten in den Urwäldern verschwindet und dort völlig verwildert, wenn sie wieder eine bewaffnete Expedition gegen ihn unternehmen. Eine Expedition, die von Trinidad ausgesendet wurde, haben die Indianer vernichtet.

Leider hatte ich keine Zeit, Santos Noco zu besuchen. Dann war es auch eine zu kostspielige Reise, da ich ja doch nicht mehr als einen Tag und eine Nacht hätte bleiben dürfen. Es wäre aber höchst interessant gewesen, zu sehen, wie sich diese zivilisierten Indianer auf eigene Faust behelfen, was für Heiligenbilder sie selbst geschnitzt haben, wie sie den Unterricht in ihren Schulen betreiben.

Balzan[1], der die Übergriffe der Weißen gegen die Indianer so eindringlich schildert, betont, daß diese Indianer wegen der Grausamkeiten der Weißen in die Wälder flohen. Er berichtet, daß am Tage vor seiner Ankunft in Trinidad der Präfekt, ein bigotter Katholik, hundert seiner Untergebenen um 80000 Lire an den Besitzer einer Kautschukbaracke am Rio Beni verkaufte.

M. V. Ballivian[2], bolivianischer Minister und Bolivias hervorragendster Mann, erzählt von einem Gouverneur in Trinidad, der in den achtziger Jahren zuerst am Marktplatze ein Blutbad anrichtete, worauf er zweihundertfünfzig Indianer in eine Kautschukplantage schickte, von der er Teilhaber war. Keiner von diesen kehrte zurück ... Ein anderer Gouverneur schickte dreihundert usw.

---

[1] Balzan, Da villa Bella all' Assuncion, B. S. Geografica Italiana (Roma 1894).

[2] Descripción de la Provincia de Mojos por Matias Carrasco. Preámbulo Editorial por M. V. Ballivian. Boletin de la Oficina de Estadistica. Nr. 55 56 57 S. 248 (1910).

Man darf sich daher nicht wundern, daß die Indianer in Trinidad die Weißen nicht besonders gern haben.

Es gibt in Bolivia noch verschiedene andere Indianer, die „zivilisiert“ oder wenigstens Missionskinder gewesen sind, die es jedoch verdroß, und die wieder Urwald und Freiheit aufsuchten. Ein solcher Stamm sind die Paunaca in Chiquitos. Cardus[1] erwähnt noch mehrere. Diese Indianer, die mit den Weißen nähere Bekanntschaft gemacht haben, hüten sich davor, wieder abhängig zu werden. Sie haben genug bekommen. Das einzige, das sie bei den Weißen kennenlernten und nur schwer entbehren können, ist das Eisen.

Unweit Trinidad liegt La Loma, wo der große Vernichter wohnte. Auf einem Hügel, den die Indianer einmal in Mojos aufführten, liegt ein zweistöckiges Haus. Mitten auf dem Hofe steht ein großes Kreuz, so groß, als sei es für eine Kreuzigung berechnet. Das ist ein Grab. Auf dem Balkon wurde vor einigen Jahren der Vernichter ermordet. Seine Diener schlugen ihm mit einer Hacke den Kopf ein und warfen ihn dann auf den Hof hinab. Es gab wohl wenige, die sich nicht über diesen Mord freuten, wenn sie auch aus Furcht vor dem Schatten des Toten ihre Meinung nicht laut zu sagen wagten. Die Welt war von einem Menschenvernichter befreit worden.

Ich habe den Vernichter nie gesehen, aber man schildert ihn als einen feinen, etwas scheuen, liebenswürdigen und angenehmen Menschen. Wenn ihn Fremde besuchten, so wurden sie mit größter Freundlichkeit empfangen und reichlich bewirtet. Der Vernichter selbst jedoch nahm nie an den Mahlzeiten teil, da er keine Speisen zu essen wagte, die er nicht selbst zubereitet hatte. Er lebte in beständiger Furcht, ermordet zu werden. Seine Mätressen hielt er im oberen Stockwerke des Hauses angekettet, da er fürchtete, daß sie ihn vergiften könnten. Dort fand man sie, als er ermordet war. Eine dieser Frauen, eine Mojoindianerin, habe ich gesehen; sie war eine strahlende Schönheit.

---

[1] José Cardus, La Misiones Franciscanas entre los infieles de Bolivia (Barcelona 1868).

Der Vernichter war der Mörder, der die Mörder fürchtete. Seine Spezialität war, Indianer zu Tode peitschen zu lassen, und zwar mit raffinierter Grausamkeit, die wohl pervers war.

Er verurteilte zum Beispiel einen Indianer, so lange gepeitscht zu werden, als er selbst eine Zigarette brennend erhalten konnte. So langsam als möglich rauchte er, währenddessen der Henker schlug. Einmal verurteilte er einen Indianer zu zweihundert Peitschenhieben. Da legte er zweihundert Maiskörner auf einen Teller. Für jeden Hieb nahm er ein Korn weg. Als er ans Ende kam, sah er, daß der Mann die Mißhandlung überleben würde. Da rief er dem Büttel zu: „Ach, ich habe mich verzählt, aber das tut nichts. Wir fangen von vorne an." Da erwiderte der Büttel: „Der Mann stirbt." — „Nein, er lacht ja", sagte der Vernichter und ließ das Auspeitschen fortsetzen, bis der arme Indianer eine blutige Leiche war.

Man erzählt von einem Aufseher, den der Vernichter hatte und der darüber Klage führte, daß er seine Leute nicht in Zucht halten könne. Besonders zwei Canichanaindianer bezeichnete er als widerspenstig. „Ich werde dir helfen", sagte der Vernichter. Er ließ die Indianer rufen und in einer Reihe aufstellen.

„Wo sind die, die die anderen aufwiegeln?" rief der Vernichter. Der Aufseher zeigte auf die beiden Indianer. Der Vernichter riß die Pistole heraus und knallte sie nieder. Darauf wandte er sich an den Aufseher und sagte: „Nun magst du die anderen in Ordnung halten."

Unzählige Indianer hat dieser Mann in die Kautschukwälder geschickt. Vielleicht stand er hinter den Präfekten, von denen Balzan und Ballivian erzählen. Er war einer von denen, die am meisten zur Ausrottung der Indianer in Mojos beigetragen haben, in diesem Lande, das so blühend war, als noch die Jesuiten dort ihre Mission hatten und das seitdem immer mehr verfiel.

Solcher Typen, wie den Vernichter, gibt es in Ostbolivia mehrere. Er war jedoch großzügiger als die meisten anderen. Unheimlich sind die Schilderungen Balzans[1] vom Rio Beni. Skla-

---

[1] L. Balzan, Da Reyes a Villabella, B. S. G. Italiana (Roma 1892).

verei und Prügel sind dort das Los der Indianer. Bezeichnend ist folgendes Geschichtchen, das Balzan erzählt: „Eines Tages beobachtete ich in einer Baracke einige Knaben beim Spielen. Einer von ihnen stellte einen Diener vor, der geflohen war, ein anderer verfolgte ihn, nahm ihn fest, streckte ihn am Boden aus und peitschte ihn ... Der Knabe, der den Herrn vorstellte und im Spiele die Auspeitschung befahl, war der Sohn des Hauses und vier Jahre alt! . . .“

Die Prügelstrafe erregt uns vielleicht mehr als die Schuldsklaverei, aber sie ist eine Folge der letzteren und bei den jetzigen Verhältnissen unter gewissen Umständen notwendig. Die Weißen haben hier keine andere Strafmethode. Ein Mord, eine Notzucht, ein Raub, ein Diebstahl kann in der Wildnis nicht mit Gefängnis bestraft werden. Da gibt es nur eine Methode, und das sind Prügel. Daß diese Strafe ständig mißbraucht wird, ist allerdings schrecklich. Sogar die Missionare verwenden diese Methode bei älteren Individuen, wie wir später sehen werden.

Völlig unbekannt ist sie nur in der echt indianischen Gemeinschaft.

*

Wir setzen unsere Fahrt den Rio Mamoré hinab fort nach Sta. Anna, einem Dorfe von Weißen und Movimaindianern. Diese sind zivilisiert, sollen aber einige ganz wilde Stammesgenossen am oberen Rio Rapulo in den Sumpfgegenden haben, die äußerst schwer zu durchforschen sind.

Die Movimaindianer scheinen teilweise ganz vermögend zu sein. Sie haben Vieh, Nähmaschinen, Winchesterkarabiner, Schrotbüchsen, massenhaft Kleider usw. Es ist eine ungewöhnlich stattliche Rasse, die an die Patagonier erinnert, besonders die Frauen sind hochgewachsen und breitschulterig. Hier gibt es sogar solche Indianer, die Herren sind und andere Indianer desselben Stammes in ihrem Dienste haben.

„Wie ist der Indianer als Herr?“ Leider hatte ich keine Gelegenheit, die Frage näher zu studieren. Aus dem, was ich gehört, und aus dem wenigen, das ich gesehen habe, glaube ich, daß er human ist, wenigstens so lange er sich zur indianischen Rasse

rechnet. Ist er jedoch so hoch hinauf gekommen, daß er sich für einen Weißen hält, dann wird er ein anderer, hart und grausam.

In Sta. Anna erzählte mir ein Movimaindianer eine Erinnerung aus der Jesuitenzeit, die ethnographisches Interesse besitzt. Der erste Mönch, der zu ihnen kam, wurde von einer Frau, weil er die jungen Mädchen nicht in Ruhe ließ, mit einem Pfeil, den sie mit dem Wurfholz schleuderte, getötet. „Das war in jener Zeit die Waffe der Frauen", sagte er. Eder[1] spricht über diese Waffe der Mojos. Einen Indianer mit dem Wurfholz habe ich nach seinem bekannten Buch wiedergegeben (Abb. 63).

Von diesem Mönche, der von einem Movimaweibe getötet wurde, habe ich in frommen Missionsschilderungen gelesen. Er wird da als ein Märtyrer für seinen Glauben hingestellt.

Jetzt gibt es nicht mehr viel echt Indianisches bei den Movima. Das Merkwürdigste sind eine Art flacher Röstschalen, deren Boden auswendig mit einem Korbabdruck verziert ist. Man pflegt sie auf drei lose Füße aus gebranntem Ton zu stellen.

Auf der entgegengesetzten Seite des Rio Mamoré, etwas oberhalb Sta. Anna, gibt es noch spärliche Reste von Canichanaindianern, die 1820 den gefährlichsten Indianeraufstand machten, der hier vorgekommen ist. Unter anderem erschlugen sie den Gouverneur Velasco in Trinidad. Um Exaltación unterhalb Sta. Anna wohnen Cayubabaindianer. Sie zählen jetzt nur noch etwa hundert Seelen[2]. Sie sind ausgezeichnete Ruderer. Von der ursprünglichen Kultur dieser Indianer ist nicht viel mehr als die Sprache übrig. Die eingestürzte Kirche in Exaltación mit ihren skulptierten Pfeilern zeugt von dem Glanze der Missionszeit. In ihren Hütten sieht man recht schöne Kalebassen, mit Pflanzenornamenten geschmückt, sicher eine Erinnerung aus der Jesuitenzeit. Zum Fischfang in den Sümpfen verwenden sie eine Art

---

[1] Eder, Descriptio provinciae Moxitarum in regno peruano 287 (Budae 1791).

[2] Im Jahre 1832 zählten sie nach d'Orbigny 1973, 1749 nach Gonsalves da Fonseca nahezu 3000. Navegaçao feita da Cidade do Gram Para ate'a bocca do Rio da Madeira etc. Colecçao de Notizias para a Historia e Geografia das Naçoes ultramarinas etc. Tomo IV Num. I (Lisboa 1826).

Körbe, die ich in Bolivien nur hier und bei den Ashluslay im Chaco gesehen habe (Abb. 45).

Mehrere Cayubaba und auch Mestizen haben die Vorderzähne des Oberkiefers spitz gefeilt. Auch brasilianische Neger feilen die Zähne bisweilen auf dieselbe Weise. Daher ist es möglich, daß wir es hier mit einer afrikanischen Sitte zu tun haben[1]. Die Cayubaba sagten mir, daß die Zähne durch das Feilen stark werden. Sonderbar ist es nur, daß sie mit den nadelscharfen Zähnen nicht die Zunge zerbeißen.

Wir fahren weiter zu einer Farm, die Benjamin heißt. Es ist nun Januar 1909.

---

[1] Vergleiche auch Bomans Zusammenstellung in Antiquités de la Région Andine II 579 ff. (Paris 1908).

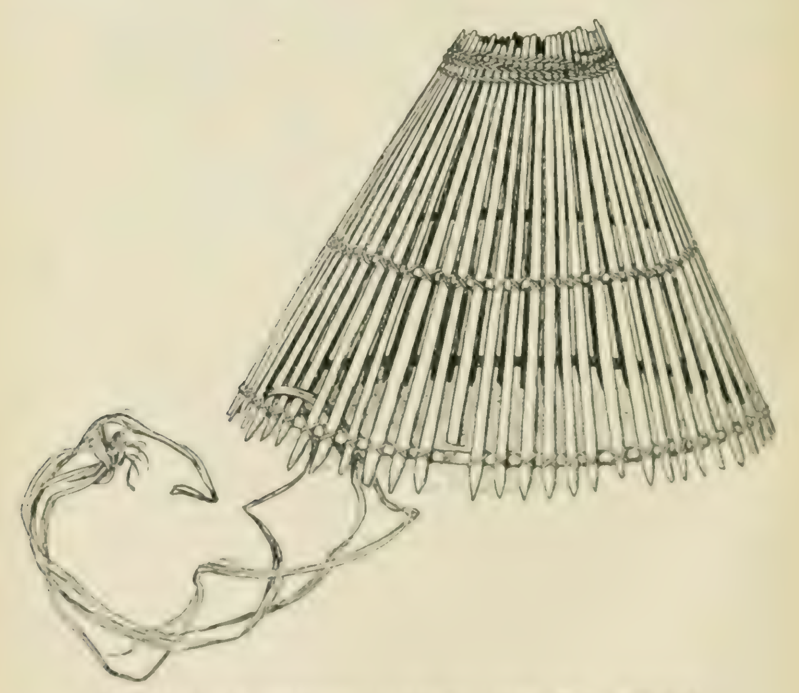


Abb. 45: Gerät zum Fischen in Sümpfen ([illegible] n. Gr.). Cayubaba

Zehntes Kapitel

Zu den Chacoboindianern

Wir wollen die Chacoboindianer besuchen, aber in Benjamin weiß niemand, wo sie wohnen. Man empfiehlt mir einen gewissen Vargas, der etwa sechzig Kilometer weit von Benjamin eine Hütte hat und der der einzige sein soll, der uns den Weg zeigen kann. Ein Reiter wird ausgeschickt, um Vargas zu holen.

Während der Tage, in denen wir auf ihn warten, besichtigen wir die Farm. Täglich wird wildes Vieh zum Zähmen und Stempeln eingefangen. Meist sind es junge Stiere, die kastriert werden sollen, und es ist ein wildes Treiben, wo es gilt, ein geschickter Lassowerfer zu sein. Auf den Hinterteil des Viehes brennt man die Marke des Besitzers.

Große Viehmengen werden in Benjamin geschlachtet. Das Fleisch wird getrocknet und in die Kautschukwälder geschickt, wo getrocknetes Fleisch mit Reis oder, besser gesagt, verschimmeltes Fleisch mit muffigem Reis die Hauptnahrung der Arbeiter bildet. Davon habe ich selbst wochenlang gelebt.

„Wieviel Vieh habt ihr eigentlich hier?“ frage ich bald den einen, bald den anderen. Einige sagen 20000, andere 40000. Keiner weiß es richtig. Früher war der Vorrat an Vieh, das seit der Jesuitenzeit verwilderte, in ganz Mojos unerhört. Ganz planlos versuchte man es auszurotten. Das ist wieder der alte Raubbau der Spanier, immer derselbe, ob es sich um Gruben, Menschen oder Tiere handelt. Besonders schlimm ist man in der Gegend von Loreto mit dem Vieh umgegangen. Da ist nicht mehr viel übrig.

Nach ein paar Tagen kommt Vargas. Vor vier Jahren ist er bei den Chacobo gewesen, aber seither haben sie sich in unbe-

kannte Gegenden nördlich eines großen Sees, des Lago Rojo Aguado, zurückgezogen. Wo sie sich jetzt aufhalten, weiß er nicht. Aber gegen ein Entgelt von dreißig Pfund Sterling[1] verspricht er uns bei der Suche nach dem Stamme zu helfen. Der Preis ist unverschämt. Da er der einzige ist, der uns helfen kann, so müssen wir entweder annehmen oder auf die Reise verzichten.

Bevor wir Benjamin verlassen, um die Chacobo, die Indianer des Urwaldes und der Pampas, zu besuchen, wollen wir einen Blick in die Arbeiterbaracken der Farm werfen. Die meisten der Bediensteten hier sind Maropaindianer aus Reyes am Rio Beni. Sie sprechen Tacana gleich einem kleinen unabhängigen Stamm, den Nils Holmgren und der Verfasser im Jahre 1904[2] am Rio Tambopata besuchten. Dort waren es jedoch freie Kinder des Urwaldes, hier sind es Taglöhner.

In einer solchen Baracke gibt es nicht einen Gegenstand, den man haben wollte. Alles, was indianisch war, ist verschwunden. Einige einfache Tongefäße, ein oder zwei Körbe, leere Alkoholzisternen, Blechkrüge aus Konservenbüchsen u. dgl. dienen als Hausrat. Alles ist arm, grau, düster, banal. Die Menschen wirken ungesund, dumpf, ihr Leben ist leer, freudelos, uninteressant. Auch die Kinder spielen nicht so frei und ungezwungen wie die Kinder der Urwaldindianer. Selten oder nie hört man aus einer solchen Baracke ein munteres Gelächter. Den weißen Mann grüßen sie nicht stolz als Gleichstehende, sondern demütig als ihren Herrn.

In Benjamin verläßt uns Andersson. Er wurde wie so viele andere durch die Erzählungen von all dem Gold, das in den Kautschukwäldern zu gewinnen ist, verlockt. Dort gibt es Gold, das ist wahr. Die Löhne sind groß, aber die Ausgaben können leicht größer werden als die Einkünfte. Ich hoffe, daß es ihm gut geht.

Einen Wagen, bespannt mit drei Paar Ochsen, beladen wir mit Essen und Tauschwaren, und so verlassen wir Benjamin und fahren über die großen Ebenen zwischen Rio Mamoré und Lago

[1] In diesen Gegenden macht man oft Geschäfte in Pfund Sterling.

[2] Ymer, H. 3 (1905).



Tafel XIII: Yuracáremädchen, mit einem Hemd aus Rindenstoff bekleidet



Tafel XIV: Yuracáreduell. (Nach d'Orbigny)

Rojo Aguado. Überall wimmelt es von wildem Vieh; gemächlich ziehen sich die Stiere zurück, wenn sie des Rindergespanns ansichtig werden, halb neugierig, halb furchtsam. Kühe und Kälber dagegen suchen ihre Rettung in wilder Flucht. Sie wissen es bereits, daß sie dem weißen Jäger eine willkommene Beute sind.

Das Vogelleben ist überaus reich. Tausende von großen weißen und schwarzen Störchen, Enten, schwarzgrünen Ibissen, Flamingos, schreienden Wat- und anderen Vögeln leben in diesem sumpfigen Tieflande. Ebenso sieht man zahlreiche Hirsche. Hier und da wird die Ebene durch Gehölze unterbrochen, Inseln, wie die Bolivianer sie nennen.

Es gibt keinen Weg über das Tiefland, deshalb bemühen wir uns, so gut wir können, alten Wagenspuren zu folgen. Bisweilen geht es hinab in eine überschwemmte Senke, wo die Ochsen keinen Grund finden. Da müssen sie schwimmen und so den treibenden Wagen nachziehen; mit Häuten schützen wir uns und die Ladung vor dem Naßwerden. Das ist wirklich eine sonderbare Art zu reisen, von schwimmenden Ochsen gezogen zu werden.

Nach sechzig Kilometer Fahrt sind wir am Lago Rojo Aguado, an dessen palmenbestandenem Ufer Vargas eine kleine Hütte hat. Hier lernen wir einige Chacoboweiber und deren Kinder kennen, die bei Vargas wohnen.

Dieser See ist der größte auf der ganzen bolivianischen Ebene. Er scheint ungefähr vierzig Kilometer lang und etwa fünf Kilometer breit zu sein. Im allgemeinen sind Seen in Bolivia, außer in der Hochebene, selten. Es gibt dort viele Indianer und Weiße, die nie einen zwei Kilometer langen See gesehen haben. Als ich im Jahre 1902 mit einem bolivianischen Mestizknaben aus der Tarijagegend über Buenos Aires nach Europa reiste, nannte er den Atlantischen Ozean zuerst den „großen See". Bald aber dachte er, dieser große See sei doch gar zu groß, und er nannte ihn den „großen Fluß".

Nachdem Vargas, seine zwei Söhne und ein Chacoboknabe, der uns ebenfalls begleitet, ein Ochsengespann in Ordnung gebracht haben, folgen wir dem See weitere sechzig Kilometer und kommen an seinen Auslauf, den Rio Caimanes.

Das ist wirklich ein unangenehmer Fluß mit seinem Reichtum an Alligatoren, Zitteraalen, Rochen und Palometafischen. Die Rochen haben eine sehr giftige Flosse, scharf wie ein Messer, und es ist gefährlich, darauf zu treten.

Wir können nicht mit dem beladenen Gespann hinüberkommen, deshalb machen wir ein Boot aus Rinderhaut, legen Kleider, Proviant und Tauschwaren hinein und beginnen dann zu schwimmen. Als wir in die Mitte des Flusses kommen, der infolge einer Überschwemmung seiner niedrigen Ufer sehr breit ist, taucht ein Alligator zwischen uns auf, um unseren Hund zu schnappen. Durch unser Gebrüll eingeschüchtert, zieht er sich jedoch zurück. Man kann verstehen, daß wir danach ein wenig schneller schwimmen, um das andere Ufer zu erreichen.

Nackt und ohne Waffen fühlt man sich wirklich ziemlich klein, wenn man gemeinsam mit Alligatoren und anderen nicht sehr angenehmen Tieren baden soll.

Sechs Mann hoch setzen wir die Reise zu Fuß fort, Proviant und Tauschwaren in den Rucksäcken. Eifrig suchen wir nach Indianerspuren, aber das einzige, was wir finden, ist ein Platz, wo jemand einige Blätter auf den Boden gelegt hat, um darauf zu sitzen. Vargas untersucht die Stelle genau, aber er kommt zu dem niederschlagenden Ergebnis, daß die Blätter vor mindestens zwei Monaten abgebrochen wurden.

Nach zwei Tagen kommen wir an einen Wald, wo Vargas vor vier Jahren die Chacoboindianer besuchte. Vargas sagt, er sei gut Freund mit ihnen gewesen und habe ihnen im Kampfe gegen einen anderen Stamm, vermutlich Siriono, geholfen. In diesen Kämpfen wurden zwei Chacobo getötet, und deren Frauen und Kinder folgten Vargas zu seiner Hütte, wo sie nun wohnen. Eines von diesen ist der Knabe, der uns begleitet. Ganz freiwillig mögen sie wohl nicht zu ihm gekommen sein, nach einigem zu schließen, was ich später erfuhr.

Der Wald ist größtenteils überschwemmt, und bald klettern wir in den Bäumen, bald kommen wir nur schwimmend weiter. In diesen Gegenden sind Reisen im Walde höchst beschwerlich. In den Wäldern, wo man während der Trockenzeit kaum einen

Tropfen Wasser findet, um den Durst zu löschen, kann man während der Regenzeit oft nur im Boot weiterkommen. Ob man nun aber geht oder rudert, man muß sich den Weg mit dem Waldmesser bahnen, und das geht nur langsam vonstatten.

Tief drinnen im Walde, wo der Boden nicht überschwemmt ist, stoßen wir auf große Felder mit Mandioca, Bananen, Papaya, Süßkartoffeln und vielen anderen guten Dingen. Es sind echte Indianerpflanzungen, hier einige Bananenpflanzen, da ein Fleck mit Mandioca, dort der ganze Boden mit Süßkartoffeln bedeckt, hier wieder Zuckerrohr und ein Papayabaum, das meiste in anmutiger Unordnung. Von allen Seiten dringen Schlinggewächse vor, um das Loch zu verdecken, das Menschen in den großen, großen Urwald zu hauen wagten, um die Kulturpflanzen, die fremden Eindringlinge, zu ersticken.

In den Feldern liegen einige teils verfallene, teils verbrannte Hütten. Da steht auch eine Menge großer, schwerer Tongefäße, die die Indianer nicht mitschleppen konnten, als sie wegzogen. Wir untersuchen Hütten und Felder und finden bald deutliche Spuren, daß die Indianer vor einigen Tagen dagewesen sind und geerntet haben, ja daß sie sogar Feuer gemacht haben. In einer der Hütten machen wir es uns bequem und fragen uns, ob uns die Indianer schon gesehen hätten.

Am folgenden Tage ziehe ich mit Vargas, seinem einen Sohne und dem Chacoboknaben hinaus auf Rekognoszierung. Mehrere Wege führen von den Hütten in den Wald hinein. Nachdem wir sie genau untersucht haben, folgen wir dem, der fortwährend benützt zu werden scheint.

Eigentümlich, was für große unnötige Krümmungen die Wege der Chacobo machen. Selten bekommt ein Weg eine andere Richtung, um einen Umweg abzukürzen. Die Indianer haben sichtlich keine Eile, wenn sie auf ihren Pfaden dahinwandern.

Nach ein paar Stunden finden wir ganz frische Spuren. Offenbar sind zwei Indianer auf diesem Wege gegangen, und als sie unserer ansichtig wurden, haben sie sich seitwärts in ein Gehölz geschlagen.

Wir folgen dem Wege weiter, und nach ein paar Stunden sehen

wir einige Hütten, die am Saum einer sogenannten Waldinsel liegen. Ganz still schleichen wir in die Siedlung, und ehe die Indianer etwas gemerkt haben, sind wir mitten unter ihnen.

Die Indianer, denen wir auf dem Wege begegneten, waren aus einem anderen Dorf und hatten ihre Freunde im Nachbardorfe nicht vor der Ankunft der Weißen gewarnt.

Endlich sind wir bei den Chacoboindianern! Bei freien Indianern!

Am Rande einer Waldinsel, in der Nähe großer Pampas, haben die Chacobo eine kleine Lichtung ausgerodet, nicht größer, als daß der Urwald in seiner ganzen Üppigkeit, mit seinem Gewirr von Stämmen, Astwerk und Grün dicht an der Hüttenecke steht, immer bereit, die Menschen wieder zu verdrängen. Knapp an den Hütten vorbei rinnt ein kleiner Bach mit gutem, klarem Wasser. Das Sonderbarste und das Beste am ganzen Platze ist, daß es da wenig Moskitos gibt, dieses giftige Satanszeug des Urwaldes, die einen dazu bringen, alle diese wunderlichen kleinen Kakteen und Farnkräuter, die sich an faulenden Baumstämmen festgesetzt haben, alle diese Schnörkel und Verschlingungen der Lianen zu mißachten, und die einen völlig abstumpfen gegen die geheimnisvolle Schönheit des Urwaldes.

Hier in der Lichtung haben sich die Chacobo wirklich fein und gemütlich eingenistet. Sie erkennen Vargas wieder und nehmen uns recht gut auf. Sie führen uns in ihr Versammlungshaus oder, besser gesagt, Sauflokal.

Wir machen es uns in den Hängematten bequem. Gierig schiele ich auf all den bunten Schmuck, in dem die Chacobomänner einherstolzieren, und der an den Wänden der Hütte aufgehängt ist. Ich bin nie bei Indianern gewesen, die es so fein haben.

Nach einer Weile nimmt Vargas ein paar Chacoboindianer mit sich, um Moberg und die Tauschwaren zu holen, von denen er, der ihre Sprache ein wenig kann, schon erzählt hat. Einige Worte der Chacobosprache verstehe ich selbst. Es ist nämlich ein Panodialekt, und im Jahre 1904 habe ich in Peru einen Stamm besucht, die Atsahuaca, die auch zu dieser Gruppe gehören. Als Vargas ging, drückte sich auch sein Sohn, und ich war allein mit meinen neuen Freunden.

Sie suchten von mir eine Erklärung zu bekommen, warum wir hieher gekommen seien, was wir eigentlich wollten. Es ist mir jedoch nie gelungen, einem Indianer den Zweck meiner Reisen zu erklären, meinen Chanéfreund Batirayu ausgenommen. Hier bei den Chacobo, wo ich nur einige Wörter verstehe, ist dies natürlich ganz unmöglich. Sie scheinen zornig darüber, daß wir in ihr Land eingedrungen sind, wo wir ihrer Meinung nach nichts zu suchen haben.

Vermutlich um mich einzuschüchtern, schießt einer der Männer einen Pfeil ab, der sich neben mir in den Boden bohrt. Ich mache gute Miene zu dem Scherze, denn meine einzige Waffe ist ein Federmesser. Wie gewöhnlich war ich zu faul, um den Karabiner zu tragen, und die Pistole habe ich im Rucksacke vergessen, den ich in den verlassenen Hütten bei Moberg zurückließ. Das Federmesser schenke ich weg und erwerbe mir auf diese Weise mit meiner „Waffe" einen Freund.

Spät am Abend kommt Moberg. Wir waren nicht lange weg gewesen, da waren mehrere Indianer gekommen und hatten ihn in Augenschein genommen. Sie waren rund um die Hütte geschlichen, in der er saß, aber ohne sich zu zeigen. Nur ein kleiner Hund hatte sich vorgewagt, um das blonde Wundertier näher zu betrachten. Das verlassene Dorf nennen die Chacobo „huátahue", das, wo wir jetzt sind, „mashishoya".

In dem Versammlungshause werden uns Schlafplätze angewiesen. Müde von den Anstrengungen des Tages gehen wir froh zu Ruhe; aber es hält schwer mit dem Schlafen, denn die ganze Nacht hindurch plaudern und flüstern die Indianer miteinander.

Warum sind die Menschen hieher gekommen? Haben sie gute Absichten? Werden andere nach ihnen kommen? Das sind die Fragen, die erörtert werden und die die Indianer beunruhigen.

Soweit kennen sie die Weißen.

Elftes Kapitel

Bei den Chacoboindianern

Indianisches Klubleben

Bei mehreren Stämmen im Gran Chaco sammeln sich die Männer des Dorfes unter Ausschluß der Frauen im Schatten eines bestimmten Baumes oder unter einem Sonnendach, das eigens für diesen Zweck erbaut ist. Das ist offenbar eine sehr primitive Form des Klublokales der Männer, das unter den Indianern Brasiliens ganz allgemein ist und von den deutschen Reiseschilderern „Männerhaus“ genannt wird.

Wie ich erzählte, wurden wir bei den Chacobo eingeladen, im Versammlungshause, im Klub zu wohnen. Es ist dies ein stattliches achteckiges Gebäude, eines der am besten gebauten Indianerhäuser, das ich gesehen habe. Man weist uns eine Ecke des Hauses an, wo wir uns nach Gefallen einrichten dürfen; da können wir unsere Betten ordnen, unseren Proviant aufhängen und unsere Tauschwaren auspacken.

Das ist nicht so viel, weil wir nur sechs Mann sind und alles auf dem Rücken tragen mußten, Proviant, Kleider, photographischen Apparat u. a. Es genügt jedoch, um das Entzücken der Chacobo zu erregen. Selten hatten wohl Geschäftsleute gegenseitig so viel Interesse für die Waren des anderen, wie die Chacoboindianer und der Wanderer aus dem Norden. Ich habe Messer, Angelhaken, Glasperlen, Mundharmonikas, Stoffe und viele andere merkwürdige Dinge.

Mitten in dem Klublokal steht ein großes Tongefäß mit Mandiocabier. Zwischen den Pfosten sind die Hängematten ausgespannt, und hie und da steht ein Schemel aus leichtem Holz

und groben Stielen von Palmblättern (Abb. 57). Unter dem Dache stecken Pfeile und Bogen, hängen zahlreiche Schmuckstücke aus den bunten Federn der Urwaldvögel und andere Dinge, die den Herren des Dorfes gehören.

Die Frauen kommen am Morgen und kehren das Klubhaus. Nachher wagen sie jedoch nie, das Heiligtum der Männer zu betreten, nicht einmal das Mandiocabier, das die Weiber zubereitet haben, tragen sie herein. Bisweilen sieht man sie aber vor dem Klubhause sitzen, um neugierig uns und unsere Tauschwaren zu mustern.

Sie sitzen immer mit untergeschlagenen Beinen auf bloßer Erde und nicht auf Schemeln wie die Herren des Dorfes.

Im Klub empfangen die Chacobo auch ihre eingeborenen Gäste. Eines Tages kommen zum Beispiel einige Chacobomänner aus dem Dorfe Kokóya von der anderen Seite des Rio Yata, den sie Yaróa nennen, auf Besuch. Bevor sie das Dorf betreten, legen sie draußen ihre Lasten ab. Mit Pfeil und Bogen in der Linken ziehen sie in das Klublokal. Der Älteste spricht einige Worte des Grußes, worauf sich alle in eine dichte Gruppe zusammensetzen, getreulich die Waffen haltend. Das Ganze wirkt wie ein Exerzieren, denn jede Bewegung, die der Älteste ausführt, wird von den Jüngeren wiederholt. Nachdem sie sich gesetzt haben, steht ein Mann aus dem Dorfe auf und bietet ihnen Mandiacobier in einer Kalebasse. Er reicht sie zuerst dem Ältesten, dieser trinkt jedoch nicht, sondern gibt die Kalebasse an die Jüngeren weiter. Einer nach dem anderen von ihnen taucht den Finger in das Bier und kostet, worauf sie die Schale dem Ältesten zurückgeben, der sie austrinkt. Dann kommen sämtliche Männer des Dorfes und bieten den Freunden Unmengen Bier.

Ich weiß nicht, ob sie von dem vielen Trinken einen Genuß haben, denn zuweilen sind sie von all der Herrlichkeit dem Ersticken nahe. Da steht wohl einer nach dem anderen auf, geht ein wenig abseits, speit alles heraus und ist dann bereit, von vorne anzufangen. Erst nach einigen Stunden legen sie die Waffen ab. Am Abend, nachdem man ihnen erlaubt hat zu bleiben, holen sie ihre Bündel und binden die Hängematten im Klubhaus fest.

Wenn man also in ein Chacobodorf auf Besuch kommt, darf man offenbar mit der Waffe in der Hand kommen, dagegen ist es unpassend, die Betten mitzubringen, bevor man zum Bleiben eingeladen wurde. Der Älteste dieser Besucher spricht außer Chacobo auch Cayubaba, eine Sprache, die Vargas vollständig beherrscht.

Bei den Chacobo wird im Klub wirklich den ganzen Tag getrunken. An erster Stelle ist das Klubhaus ein Ausschank für die Männer.

Um mit den Indianern im Chaco gut Freund zu sein, habe ich mich vollgetrunken mit Algarobobier, ich habe mehrere Tage hindurch vom Morgen bis zum Abend bei den Chané Maisbier getrunken. Ich habe sogar Tusca und Chañarbier aus den allerschmierigsten Gefäßen getrunken — aber Mandiocabier, nach Chacoboweise zubereitet, das trinke ich nicht.

Gesiebt und dünn ist es vielleicht trinkbar, aber wenn es dick serviert wird, so wirkt es wie ausgespiene, schlecht gekaute Kartoffel. Gewöhnlich wird nämlich ein Teil des Mandioca von den Weibern gekaut und zu dem übrigen gespuckt, damit es gärt. Gegen meine Gewohnheit hatte ich mich deshalb unter dem Vorwand von Magenschmerzen geweigert, das Mandiocabier zu trinken, das mir die guten Chacobo anboten.

Eines Tages kommen einige Chacobo auf den Gedanken, daß ich bestraft werden müsse, weil ich ihnen in den verlassenen Hütten des Urwaldes ein paar ihrer Gefäße zerbrochen habe; wie sie derartige kleine Versehen gewöhnlich bestrafen.

Man verurteilt mich, eine Schale mit Mandiocabier auszutrinken, in das man verschiedene Annehmlichkeiten gemischt hat. Was, das bekomme ich nicht zu wissen. Daß es hochfeine Dinge sind, sehe ich an den scherzhaften Mienen meiner liebenswürdigen Wirte.

Es ist eine große, wohlgefüllte Kalebasse. Ich trinke den Brei mit dem Mute der Verzweiflung. Vargas ist so freundlich, mir zu helfen. Das ist zwar Schwindel, aber es geht nicht ohne Schwindeln. Den Bodensatz muß ich jedoch in mich hineinspülen.

Wenn man bei den Chacobo eingeladen wird, so muß man die Schale leer zurückgeben, aber selbst braucht man nur das erste und das letzte zu trinken.

Was sie uns sonst anbieten, ist wirklich gut, obgleich stets ungesalzen. Wir bekommen Mais im Blatt, geröstetes Mandioca, Mandiocamehl und Fisch mit Mais gekocht.

Man ißt nicht so schlecht bei den Chacobo, wenn man nur nicht mit ihnen trinken müßte. Einen dunkelblauen, elsterähnlichen Vogel „purarau" erklären sie als böse und wollen ihn nicht essen.

Im Klub tanzen die Männer. Von diesen Tänzen sah ich nur, wie zwei Männer rund um das große Gefäß mit Mandiocabier in der Mitte des Klubhauses gingen, sich dabei an den Schultern hielten und auf der Panflöte spielten (Tafel 17). Diese ist meines Wissens das einzige Musikinstrument dieser Indianer. Bei den Tänzen verwenden sie auch eine Art leichter Keulen aus Palmholz (Abb. 46).

Im Klubhause beschäftigen sich die Männer mit ihrem Handwerk. Sie verfertigen Waffen, Körbe, Federschmuck u. a. Viel wird nicht gearbeitet; nur manchmal zur Abwechslung, oder wenn es unbedingt notwendig ist.

Die unverheirateten und auch die verheirateten Männer schlafen im Klubhause. Am Abend machen sie Feuer neben den Hängematten, um sich während der kalten Tropennächte zu wärmen und die Moskitos zu verscheuchen.

Die Verwendung der Moskitonetze kennen sie nicht. Sie haben keinerlei Decken oder Liegematten.

Das große Klubhaus, spärlich erleuchtet durch die vielen kleinen Feuerchen, ist ein stimmungsvoller Anblick während der Nacht; die langen Pfeile, Bogen und der Federschmuck heben sich von dem Dache ab. Es ist wundersam, die langen, langen Gespräche in fremder Sprache zu hören, den vielen merkwürdigen Klängen zu lauschen, die aus dem Urwalde bis dicht an die Hütte kommen.

Nur zweimal in meinem Leben habe ich in einem Klub gewohnt. Das eine Mal hier bei den Chacoboindianern am Lago Rojo Aguado, das andere Mal in einem Klub in London. Ich gebe

gerne zu, daß der Unterschied zwischen den beiden Lokalen recht bedeutend ist, eine große Verwandtschaft liegt jedoch in dem Verlangen der Männer, sich zusammenzuschließen, um zu disputieren und miteinander zu trinken, und den Frauen die Sorge für Heim und Kinder zu überlassen. Auch in den englischen Klubs dürfen die Frauen nicht weiter als in das Vestibül kommen.

Im Klub der Chacobo gibt es freilich keine Zeitungen, aber die Tagesneuigkeiten bespricht man auch hier. Sie sprechen über die weißen Männer; die Jäger schildern ihre Erlebnisse bis in die geringsten Einzelheiten.

Hasard wird meines Wissens im Klub bei den Chacobo nicht gespielt, wohl aber bei den Indianern im Chaco, das sind Spieler.

Es gibt Indianer, bei denen die Männer keine Klublokale haben. Ein solcher Stamm sind gegenwärtig die Chiriguano. Dort ist auch die Stellung der Frau eine andere als im Chaco und bei den Chacobo. Dort dürfen die Frauen an den Trinkgelagen teilnehmen und werden während der Diskussionen der Männer nicht hinausgewiesen.

Das Klubleben der Männer ist sicher sowohl bei den primitiven als auch bei den zivilisierten Menschen ein Ausfluß der Unterschätzung der Frau durch den Mann.

Frauenklubs sind den Indianern Südamerikas unbekannt; auch in der zivilisierten Gesellschaft sind sie nicht gewöhnlich. Das Klubleben paßt weder für Indianerinnen noch für weiße Frauen.

Bei den Chacobo lerne ich während meiner ausgedehnten Reisen in den Tropen zum erstenmal das Schlafen in der Hängematte. In den Hängematten fast aller Indianer ist es behaglich zu liegen, sie sind so gemacht, daß man im Rücken nicht von harten Knoten geplagt wird. Ein kleines anthropogeographisches Detail: die Chacobo, sowie ihre Verwandten, die Atsahuaca, haken die Hängematte ein; andere Stämme, Chiriguano, Guarayú und Siriono binden sie an.

Natürlich war die indianische Hängematte für die Schweden zu kurz.

Zwölftes Kapitel

Bei den Chacoboindianern

Schmuck und Kleidung

Zwei Dinge imponieren mir bei den Chacobo. Erstens die korrekte Eleganz der Männer und zweitens ihre feinen, geräumigen Wohnungen. Bei den Ashluslay im Gran Chaco habe ich Indianer mit schönem Federschmuck gesehen, aber sie reichen nicht an die Chacobo heran. Die ersteren stolzieren mit weißen und schwarzen Straußfedern, die letzteren aber leuchten mit den prächtigen roten, blauen und feuergelben Farben der Arara-papageien und der Tukane. Die Ashluslayindianer trachten danach, in der Anordnung ihres Schmuckes originell zu sein, wenn sie sich auch hüten, gegen die Mode zu verstoßen. Die Chacobo aber sind alle so gleichartig geschmückt, daß sie uniformiert aussehen. Man darf offenbar nicht von der Regel abweichen.

Vielleicht ist man hier so korrekt, so phantasielos, weil man einem kleinen Stamme angehört, der isoliert von den anderen Stämmen lebt und daher fast keinen Einfluß von außen erhält. Im Chaco sind die Indianer zahlreicher, und unter zehntausend Menschen entstehen leichter neue Ideen als unter einigen hundert.

Die Chacobomänner tragen langes Haar, das in der Stirne mit einem Palometakiefer zu einer großen Locke verschnitten wurde, die vor den Ohren länger bleibt. Im Nacken ist das lange, gutgekämmte Haar mit einem Baumwollband zu einer Art Zopf umwunden. Die Augenbrauen und zuweilen auch die Haare unter den Armen werden mit einem scharfen Gras rasiert. Das Haar um die Geschlechtsteile lassen sie dagegen wachsen. Eine

geringe Anzahl von Männern hat einen spärlichen Bart und unbedeutenden Schnurrbart.

Tätowierung ist unbekannt, Bemalung des Gesichtes dagegen kommt vor. Man bestreicht sich mit roter[1] Farbe im Gesicht und mit blauvioletter[2] an den Armen. Bloß bei einem Manne und einer Frau sah ich ein gemaltes Ornament; einfache Zickzacklinien. Die Chacobo haben beinahe keine Ornamentik; ihre Gefäße, ihre Kalebassen, ihr Holzwerkzeug, ihre Hauswände, ihre Basthemden sind völlig ornamentlos. Man sieht nicht einmal den geringsten Versuch. Wie ganz anders die Chacoindianer, oder die Yuracáre oder Chiriguano, die fast alles ornamentieren, was sie verfertigen. Einige einfache Ornamente auf den Bändern, die die Weiber weben, ist alles, was man bei den Chacobo sieht.

Ist auch das ein Ausfluß der Isolierung, der Phantasielosigkeit?

Die Scheidewand der Nase wird bei allen Chacoboknaben im Alter von zehn bis zwölf Jahren durchbohrt. Solange die Wunde im Heilen begriffen ist, trägt er ein kleines Holzstäbchen darin, später einen kleinen koketten Schmuck aus roten Tukanfederchen. Mit derselben Sorgfalt, mit der ein junger Kavallerieleutnant den ersten sprossenden Flaum auf der Oberlippe zwirbelt, putzt der junge Chacobosnob seine Nasenfedern, damit sie nicht schlaff herabhängen, sondern elegant gegen die Wangen aufgerichtet stehen.

Im Alter von sechzehn bis neunzehn Jahren, wenn der Knabe mannbar geworden ist, werden die Ohrläppchen durchbohrt. Auch in diesen Löchern tragen sie Holzpflöckchen, solange sie heilen sollen, später werden Vorderzähne des Wasserschweines[3] durchgesteckt. Auf dem Titelbild sehen wir, wie die Zähne nach vorne hinaushängen. Um sie daran zu hindern, aus den Ohren zu fallen, werden sie durch Wachsklümpchen festgehalten.

Auf dem Kopfe tragen die Männer ein Band aus einem Holzstreifen oder aus Baumwolle und schwarzen Fasern gedreht, das häufig mit kleinen Federtroddeln geschmückt ist, die schwarz, rot und gelb sein müssen (Abb. 49).

[1] Bixa. [2] Genipa [3] Hydrochoerus.

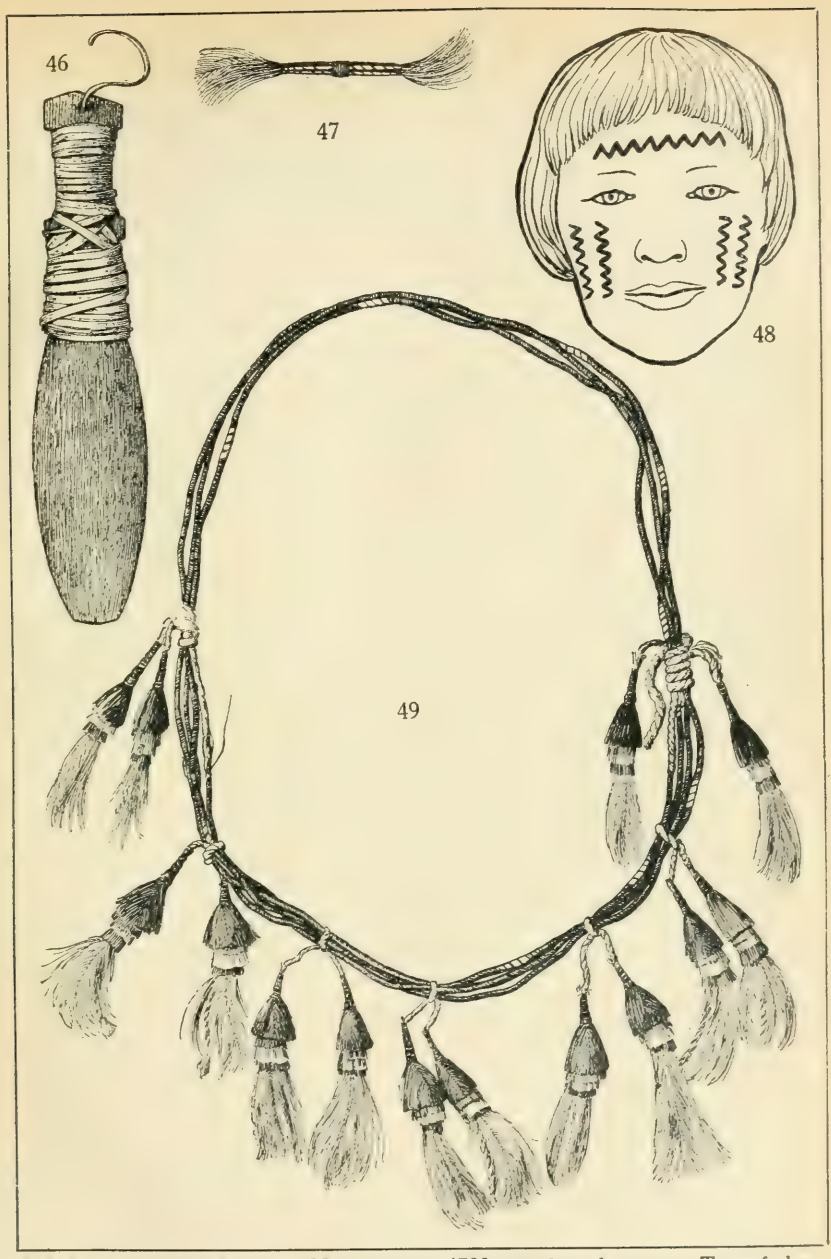


Abb. 46—49: 46 Tanzkeule aus Holz „húino“; 47 Nasenschmuck aus roten Tucanfedern; 48 Gesichtsbemalung mit roter Farbe; 49 Stirnschmuck „cháa“ der Männer Chacobos

Um den Hals tragen die Chacobomänner kolossale Halsbänder aus schwarzen, harten Samen. Von ihrer Habe schätzen sie diese am höchsten; den prächtigen Brustschmuck aus Zähnen (Titelbild) halten sie für weniger kostbar; ein ganzes Halsband will keiner fortgeben, nicht einmal gegen eine Axt.

Den Penis tragen die Chacobomänner an den Bauch gedrückt. Das Ende wird mit einem Gürtel aus Baumwollfäden festgehalten und dadurch auch gegen Insekten geschützt. Arme, Beine und Schenkel umwickeln die Männer mit weichen Holzbändern (siehe Tafel 21). Zu all dem kommt noch das Basthemd, und ich bin mit der Aufzählung der kleinen Festkleidung des Chacobo fertig. An Wochentagen und bei der Arbeit wird der größere Teil des Schmuckes und oft auch das Basthemd, das lang und unbequem ist, abgelegt. Bei festlichen Gelegenheiten werden noch mehr Schmuckstücke verwendet. Dann tragen sie im Nacken Ararafedern und um Hals und Brust eine wirklich stattliche Trophäe, zusammengesetzt aus den Vorderzähnen einer Affenart und geschmückt mit roten Federn des Tucan. Zu dem Stück, das der Jüngling auf dem Titelbild rechts trägt, sind 1506 Zähne verwendet worden. Da jeder Affe nur acht Vorderzähne hat, muß man gestehen, daß dieser eigentümliche Schmuck eine erstklassige Schützenauszeichnung ist, die ihrem jugendlichen Besitzer alle Ehre machte. Mit Pfeil und Bogen schießt man nicht so leicht hundertneunundachzig Affen in den hohen Bäumen des Urwaldes. Um den Oberarm tragen die Chacobomänner Bänder, geziert mit Papageienfedern, und lange Boas von Flaumfedern. Als Parfüm verwenden sie Vanille, die reichlich in ihren Wäldern vorkommt.

Umständlich habe ich hier alle Schmuckgegenstände der Chacobomänner beschrieben, pedantisch, wie ihre ganze Ausstattung selbst. In all ihrer unbequemen Pracht sehen sie so selbstzufrieden aus, so vergnügt mit dem, was sie von den leuchtenden Farben des Urwaldes zusammenbrachten.

Wer mein „Indianerleben" gelesen hat, kennt die Eleganz der Chorotimänner und weiß auch, daß deren Frauen nicht viel Wert darauf legen, sich zu schmücken. Auch die Chacoboweiber sind

einfacher ausgestattet als die Männer. Die „Kleidung“ selbst beschränkt sich auf ein Blatt[1], das die Geschlechtsteile bedeckt und von einem Gürtel aus Baumwollfäden und schwarzen Fasern gehalten wird. Über dem Blatte tragen sie nunmehr auch einen sehr kleinen Stofflappen, eine Mode, die vielleicht Vargas oder irgendein anderer zimperlicher Weißer eingeführt hat, der früher mit ihnen in Berührung kam.

Gleich den Männern haben die Chacobofrauen langes Haar, das sie offen tragen. Die Augenbrauen, die Haare unter den Armen und um die Geschlechtsteile werden mit einem scharfen Gras rasiert. In der durchbohrten Scheidewand der Nase tragen sie einen Federschmuck völlig gleich dem der Männer. Die Ohrläppchen sind nicht durchbohrt, dagegen häufig die Nasenflügel. In diese Löcher stecken sie an Wochentagen verkohlte Stäbchen, bei festlichen Gelegenheiten Federn. Die Ohrgehänge, die sie von mir bekamen, befestigten sie nie an den Ohren, sondern an der Nase.

Um die Arme, seltener um die Beine, winden die Chacobofrauen Holzriemen und schmücken sie mit Armbändern aus schwarzen Samen; um den Oberarm tragen sie in der Regel Schmuckstücke aus Muscheln und Federn. Im Haare befestigen sie zuweilen mit Wachs eine bunte Feder; an den Fingern tragen sie Ringe aus Chonta[2]. Bei feierlichen Gelegenheiten tragen die Frauen einen Brustschmuck aus Affenzähnen. Dieser ist jedoch bei weitem nicht so stattlich wie bei den Männern und mit Federtroddeln, nicht aber mit Balgstücken vom Tukan geschmückt.

Die Frauen wirken viel weniger eitel als die Männer und sind stets ohne Zögern bereit, ihren Schmuck gegen nützliche Dinge auszutauschen. Sie putzen und reinigen auch ihren Staat nicht so wie die Männer.

Die kleinen Mädchen gehen bei den Chacobo ganz nackt, die Knaben dagegen tragen von klein auf Basthemden.

Bunte Stoffe habe ich den Chacobo mitgebracht, aus denen ich lange Hemden für die Damen zuschneide. Ich denke, sie

[1] Von Heliconia. [2] Siehe Seite 17.

werden sie selbst nähen, aber es stellt sich heraus, daß sie diese Kunst nicht verstehen. Lustigerweise nähen die Herren die Kleidungen für ihre Frauen.

Die Chacobo sind weit gekommen in der Zivilisation. Sie haben Damenschneider. Wenn dann die „Zivilisation“ ernsthaft in ihr Leben eingreift, dann verschwindet der Federschmuck der Männer,die großen Halsbänder und Brustzierden, dagegen fangen die Weiber an sich zu schmücken, mit bunten Kopftüchern, Kattun und vielleicht einem Halsband aus Gold- oder Silbermünzen, die sie bei der Liebe der weißen Männer verdient haben.

Wie sich die Chacoboweiber belustigen würden, wenn sie wüßten, daß in dem Lande des weißen Mannes die Frauen fast den gleichen Federschmuck tragen, wie die eitlen Männer in den Urwäldern am Lago Rojo Aguado. Sie bohren selbst Löcher in die Ohren, finden es aber komisch und dumm, daß andere Menschen Federn in die Nase stecken.

Die Mehrzahl der Chacobomänner hat ein weiches, weibisches Aussehen. Das erinnert mich an eine Episode von meiner Reise 1904—1905. Ich war mit Holmgren zu den Indianern am Rio Tambopata gekommen. Als wir die uns umstehenden Indianer betrachtet hatten, sagte der eine zu dem anderen: „Verflucht schöne Mädchen hier.“ Dieser Ausruf war jedoch ganz unberechtigt, die jungen Mädchen waren in den Wald gelaufen. Was wir zuerst für Mädchen hielten, waren Jünglinge. Es würde mich nicht wundernehmen, wenn manche Geschichten von Amazonen auf ähnliche Weise entstanden wären[1]. Die Spanier haben am Flußufer junge indianische Krieger gesehen, sind in keine nähere Berührung mit ihnen gekommen und haben sie für Amazonen gehalten. Es ist ja nicht so ungewöhnlich, daß Indianermänner sehr kräftig entwickelte Brüste haben [2].

---

[1] Diese Ansicht verfechten mehrere Forschungsreisende.

[2] Siehe „Indianerleben“ Abb. 67.



Tafel XV: Chacoboindianer. Der Urwald beginnt gleich neben der Hütte



Tafel XVI: Chacobohütte. Das Haus mit der kleinen Tür an der Giebelseite ist das Wohnhaus. Das offene Haus ist das Männerhaus

Dreizehntes Kapitel

Bei den Chacoboindianern

Maloka

Wir wohnen im Klubhaus. Zu beiden Seiten liegen zwei Wohnhäuser (Abb. 50), die größten, die ich während meiner Reisen in Südamerika bei den Indianern gesehen habe. Es sind typische brasilianische Malokas. Im Klub sind wir den ganzen Tag; dort unterhalten uns unsere Wirte, dort essen wir, dort erledigen wir unsere Tauschgeschäfte, dort empfangen wir Besuche.

Niemand fordert uns auf, in die Wohnhäuser zu kommen, wo die Frauen schalten, wo sie fleißig arbeiten, wohin sich bisweilen die Männer zurückziehen, um eine Spanne Zeit im Schoße der Familie zu verbringen oder die Hängematte neben der ihrer Gattin oder Gattinnen aufzuhängen. Durch die kleinen Türen kann man unmöglich einen Einblick in die Heiligtümer des Hauses bekommen. Die Türen sitzen wie bei allen typischen, viereckigen Indianerhäusern an den Giebelseiten.

Vergebens grüble ich nach einem Vorwand, um zu den Damen hineinzukommen. Es bleibt nichts anderes übrig, als frech zu sein, und so nehme ich ganz einfach einen Arm voll Tauschwaren, von denen ich glaube, daß sie dem schönen Geschlechte behagen könnten, und trete in eines der Wohnhäuser. Ich erwecke Erstaunen, beinahe Verstimmung, da ich sicher ebenso gegen den guten Ton verstoße, als wenn bei uns ein Gast in die Küche oder in das Schlafzimmer gehen würde. Einige von den Herren kommen mir nach, vielleicht um zu sehen, ob ich mich höflich genug gegen die Damen benehme. Mit kleinen Geschenken für die Kinder führe ich mich jedoch bei den Mamas gut ein

und bitte dann, einige Hausgeräte eintauschen zu dürfen, die zu sehen ich vorher keine Gelegenheit hatte.

Später mache ich mehrere längere oder kürzere Besuche in den Wohnhäusern, aber es ist stets deutlich zu merken, daß sie die Art, wie ich gegen die Forderungen der Chacobokonvenienz verstoße, nicht gern sehen. Vielleicht denken sie sich, ich sei ein wenig unerzogen und wisse es nicht besser. Wenn Chacobo von Fremden eigenen Stammes besucht werden, so bleiben sie selbst im Klublokal und begeben sich nicht in die Wohnhäuser.

Es ist recht angenehm in einer großen Chacobo-Maloka. Sie besteht aus einem einzigen großen Raum, wo jede Familie ihre Abteilung und Feuerstelle hat (Abb. 52).

Da hängen die Tragkörbe (Abb. 59) und Taschen aus Rindenstoff, in denen die Frauen ihre Habe verwahren; auf dem Boden stehen andere Körbe und Mengen von Tongefäßen (Abb. 53). Man sieht keine Haken oder Hängegestelle, auch keine hölzernen Schüsseln. Es ist gekehrt und sauber.

Gemeinsam für alle Familien ist der große, eigentümliche Trog (Abb. 55), in dem Mais gemahlen wird. An diesem können mehrere Weiber auf einmal arbeiten. Diesen Typus kenne ich nicht von anderen Indianern[1]. Auch die große Feuerstelle, wo das Mandiocabier gekocht wird, ist gemeinsam, denn dieses Getränk bereiten die Weiber für die ganze Dorfgemeinschaft.

Im Wohnhause lernen wir das Hausgerät der Chacoboindianer kennen. Es herrscht kein Reichtum an Formen; kein einziges Tongefäß, kein Holzgerät, kaum irgendein Korb ist ornamentiert. Bei den Chiriguanoindianern an der Grenze gegen den Gran Chaco könnte man mehrere hundert Gefäße von verschiedener Form und Ornamentierung sammeln. Hier hat man bloß drei Typen, und doch wohnen diese Indianer viel feiner als die Chiriguano. Auf dem Boden der Chacobo-Tongefäße sieht man manchmal Abdrücke von Korbgeflecht oder Bananenblättern.

[1] In Ostbolivia gibt es mehrere Mahlmethoden. Choroti und nahestehende Stämme Chiriguano, Chané und Guarayú haben Mörser. Die Yuracáre mahlen mit Steinen auf großen Holzplatten. Movima, Cayubaba und Baure mahlen mit Steinplatten im Holztrog.

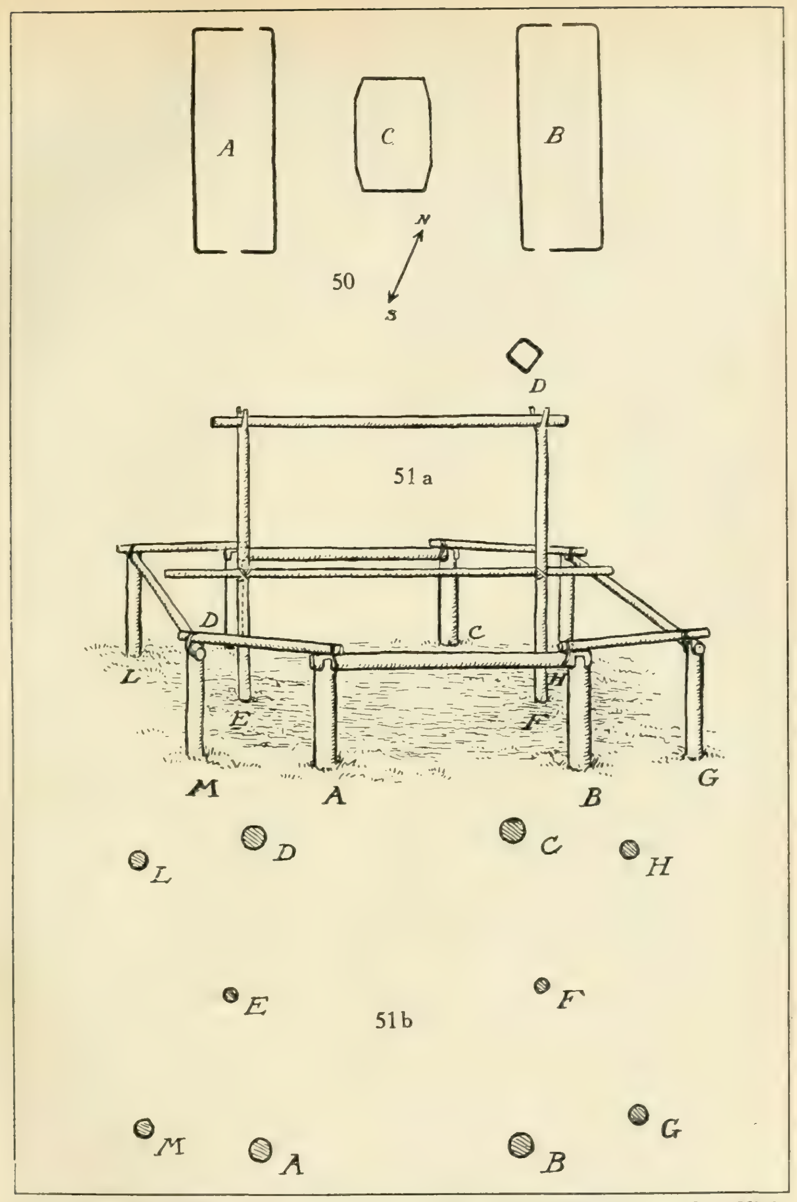


Abb. 50 und 51: 50 Plan der Chacobosiedlung: A und B = Wohnhäuser, C = Klublokal, D = Gestell zum Trocknen; 51 die Konstruktion des Klubhauses: M—G = 10 m, B—C = 6,5 m, G—H = 5,5 m; der Dachfirst liegt 6 m über dem Boden

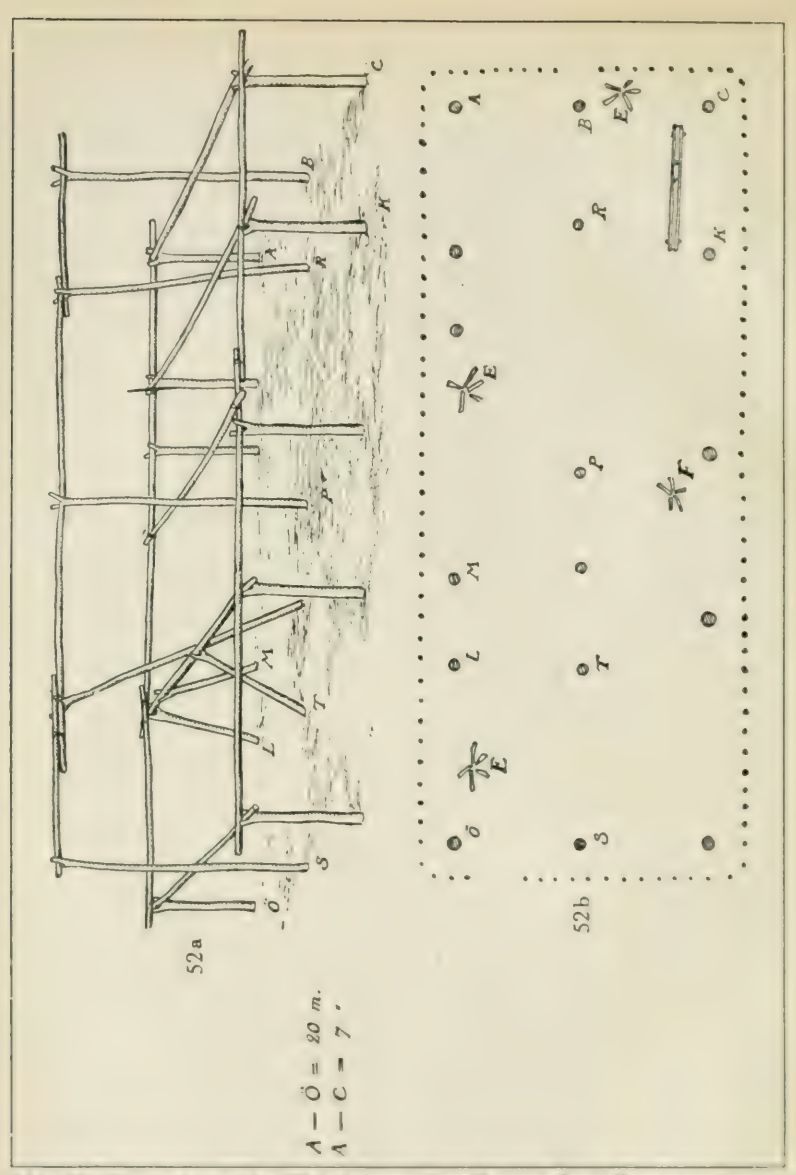


Abb. 52: Konstruktion des Wohnhauses: E = Feuerstellen F = gemeinsame Feuerstelle zum Kochen des Mandiocabieres; zwischen K und C steht der Mahltrog; die Häuser sind mit den Blättern der Motacúpalme und einer Heliconiaart gedeckt, Chacobo

Zum Reiben der Mandiocawurzeln verwenden die Chacobo die stacheligen Stelzwurzeln einer Palme. Dies dürfte das Urbild aller Reibebretter sein, die aus Holz mit eingeschlagenen Stacheln oder Steinchen bestehen und bei den Urwaldindianern Südamerikas so häufig vorkommen. Manchmal reiben sie auch Mais auf diesen Raspeln.

Bei den Chacobo dient der Pfeil als Feuerzeug. Man bohrt mit dem Pfeilschaft aus Chuchio durch die Pfeilspitze aus Bambus. Darunter legt man eine Schicht feinen Bastes und Baumwolle. Die bisher von den Indianern Südamerikas bekannten Feuerzeuge[1] sind so eingerichtet, daß der glühende Holzstaub durch eine Rinne an der Seite auf einen leicht entzündlichen Stoff fällt. Hier wird dasselbe Resultat mit Durchbohrung erreicht.

Ist es nicht sonderbar, daß man den Pfeil als Feuerzeug benützen kann? Über der Feuerstelle hat man oft ein Röstgestell (Abb. 54).

Über dem Wohnhause mit seinem Wirrwarr von rußigen, glänzenden Pfosten und Balken, nackten arbeitenden Weibern, federgeschmückten Männern, die sich gemächlich in den Hängematten strecken, mit den spielenden Kindern und Hunden, Affen, Papageien und anderen Tieren des Urwaldes, mit den lodernden und glimmenden Feuern, den prutzelnden Töpfen liegt eine rechte Indianerstimmung.

Die Chacobohütte verträgt einen Vergleich mit den Arbeiterbaracken bei den Weißen.

---

[1] Siehe Max Schmidt, Das Feuerbohren nach indianischer Weise. Z. f. Ethn. 1903 und Boman a. a. O. 658 ff.

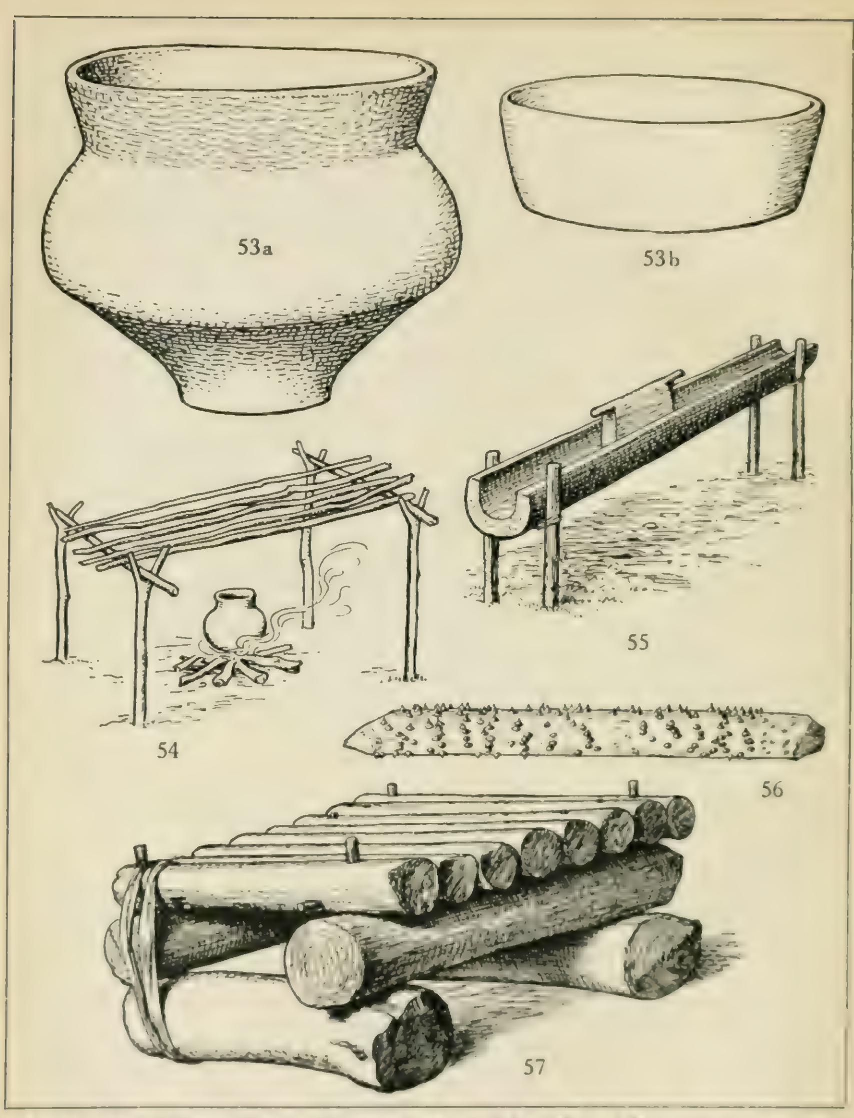


Abb. 53 – 57: 53 Tongefäße, a Kochtopf „páyti" (1/4 n. Gr.), b Röstschale „pétoshté" (1/6 n. Gr.); der dritte Typus ist ein Krug mit kleiner Öffnung zum Wasserholen; 54 Röstgestell über dem Feuer; 55 Trog zum Maismahlen; 56 Stelzwurzel „nänristi" einer Palme, die zum Reiben von Mandioca verwendet wird; 57 Schemel „kénani" aus dem Klubhaus, aus leichtem Holz und Palmblattstielen (1/6 n. Gr.), Chacobo

Vierzehntes Kapitel

Bei den Chacoboindianern

Kampf ums Dasein. Arbeit. Einige Sitten und Gebräuche

Die Chacobo sind vor allem Ackerbauer[1]. Rund um ihre Hütten haben sie bedeutende Pflanzungen. Gleich den meisten anderen Indianern pflanzen sie die verschiedenen Gewächse durcheinander, jedoch sieht man auch größere Landstücke mit nur Mais oder Mandioca. Die Felder, die ich gesehen habe, lagen im Walde und nicht auf den Pampas und waren ziemlich gut gejätet.

Jedermann hat, was er baut. Da gibt es keine Eigentumsgemeinschaft. Nach der Stellung des Siebengestirns, „tshénipa", im Verhältnis zu dem Punkt, wo die Sonne aufgeht, bestimmen sie die Zeit für die Aussaat.

Folgende Pflanzen werden gebaut: Zuckerrohr, Papaya, Bananen in mehreren Abarten, Süßkartoffel, Mandioca, Tabak, Mais, Spanischer Pfeffer, Baumwolle (zwei Variationen, eine weiße und eine braune), Valusa (Colocasia esculenta), Kalebasse, Pfeilgras (Gynerium saccharoides) für Pfeilschäfte.

Von diesen Pflanzen sind Mandioca, Bananen und Mais die wichtigsten. Tabak bauen sie in geringer Menge und ausschließlich zum Vertreiben von Fliegenlarven (s. S. 49). Die Chacobo sind Nichtraucher.

Die Erde bearbeiten sie mit kleinen schlechten Spaten, die sie von den Weißen erhalten haben. Daher haben sie jetzt keine ursprünglichen Ackerbaugeräte mehr. In den Hütten sieht man Maisvorräte; größere Mengen von Mais werden in einer Art Vorratsräume auf Pfählen verwahrt.

[1] Richtiger wäre vielleicht Gartenbauer.

Der Ackerbau muß als die sicherste und wichtigste Nahrungsfürsorge der Chacobo angesehen werden. So ist es ja bei der Mehrzahl der südamerikanischen Indianer.

Das Natürliche, das Gesunde wäre daher, diese Indianer nicht zu verlocken, bei den Weißen als Kautschuksucher zu dienen, sondern sie sollten für sich selbst und für andere als Ackerbauer arbeiten.

Die Mehrzahl der Indianer im tropischen Südamerika und in den Anden ist seßhaft. Die meisten sind freilich eifrige Jäger und Fischer und ziehen auf Jagd und Fischfang fort, aber sie gehen nie weit.

Auch wenn die Weißen das Land erobert haben, ist für die Indianer noch Platz zum Garten- oder Ackerbau da. Gegen die Indianer, die hauptsächlich vom Ackerbau leben, kann man nie den Einwand erheben, daß sie im Verhältnis zu ihrer Anzahl zu viel Land in Anspruch nehmen.

In den Anden bilden die ackerbauenden Aymara- und Quichuaindianer einen wichtigen nationalökonomischen Faktor. Die Mehrzahl der Weißen in Bolivia verdankt diesen Indianern, daß sie etwas zu essen haben. Das ist eine unbestreitbare Tatsache.

Die Chacobo sind auch Fischer und Jäger. Zu ihren Fahrten auf den Flüssen verwenden sie Kanus aus Rinde, ähnlich denen der Caripunaindianer am Rio Madeira, während die übrigen Indianer, die hier besprochen werden, ausgehöhlte Baumstämme benützen. Die Chacobo fischen mit Pfeil und Bogen und mit Gift; Netze sind ihnen unbekannt.

Von unseren Tauschwaren werden besonders Angelhaken eifrig begehrt. Sie beklagen jedoch, daß wir keine Angelschnüre mitgebracht haben, da sie es nicht verstehen, starke Schnüre zu verfertigen.

Der stattliche Schmuck aus Affenzähnen, von dem ich bereits sprach, ist ein gutes Zeugnis dafür, daß sie eifrige Jäger sind.

Merkwürdigerweise sieht man hier bloß zwei Pfeiltypen (Abb. 62), die beide ebenso wie die Bogen ungewöhnlich lang sind.

Ich glaube nicht, daß die Chacobo oft Mangel leiden, ihre



Tafel XVII: Chacoboindianer spielt auf der Panflöte



Tafel XVIII: Chacobofamilie

Pflanzungen liefern allzu gute Ernten. Sie sind bis auf weiteres so glücklich, in einem Lande zu leben, wo man nicht viel arbeiten muß, um zu essen. Sie können sich gleich den Yuracáre das Faulenzen gönnen. Vor allem scheinen die Männer diese Möglichkeit auszunützen, ihre zarten Körper und schwachen Arme zeugen nicht von harter Arbeit.

Die Arbeitsteilung unter den Geschlechtern ist folgendermaßen:

	Männer	Weiber
Verfertigung von Rindenstoff	+	— (?)
„ „ Waffen	+	—
„ „ Körben	+	+
„ „ Kanus	+	—
„ „ Tongefäßen	—	+
„ „ Garn	—	+
„ „ Stricken	(?)	+ (?)
„ „ Hängematten	—	+
„ „ Schmuck	+	+
„ „ Holzgeräten	+	—
Hausbau	+	—
Näherei	+	—
Jagd	+	—
Fischfang	+	+
Ackerbau (Ausroden)	+	—
„ Saat	+	+
Ernte	— (?)	+
Holztragen	—	+
Wassertragen	—	+
Tragen auf Märschen	— Knaben	+
Spinnen und Weben	—	+
Kochen	+ (?)	+ (Regel)
Bereitung alkoholischer Getränke	—	+

Die Körbe, die von beiden Geschlechtern verwendet werden, verfertigt jedes selbst. Sonst werden die Körbe in der Regel von den Männern geflochten.

Von meinen Tauschwaren sind wie gewöhnlich die Eisenwaren

am meisten begehrt. Für ein Axtblatt gibt ein Chacobo seinen großen Brustschmuck aus Affenzähnen her. Diese Indianer haben sehr wenig Eisen. Während der vier Jahre, die seit Vargas' Besuch verflossen sind, ist kein Weißer dort gewesen. Einmal haben sie einen Trupp Weißer gesehen, die Kautschukbäume suchten. Sie waren ihnen aus der Entfernung gefolgt, wagten aber nicht, sie anzusprechen. Von anderen Chacobo, die mit den Weißen am Rio Bení in Verbindung stehen, haben sie sich einige Werkzeuge eingetauscht.

Manche primitive Geräte werden noch verwendet. Als Messer gebraucht man Zähne von Palometafischen, als Hobel zum Glätten der Bogen Wildschweinkiefer. Die Steuerfedern der Pfeile brennen sie mit glühender Rinde, um ihnen die rechte Form zu geben.

Von den übrigen Geräten ist der kleine Bogen (Abb. 60), mit dem sie Baumwolle reinigen, einer näheren Erwähnung wert. Max Schmidt[1] beschreibt dieses Gerät bei den Guatóindianern. Etwas Ähnliches habe ich selbst bei den Guarayú und Churápa gesehen. Ebenso wie Schmidt lasse ich jedoch die Frage offen, ob es ursprünglich indianisch ist oder nicht. Den Baumwollbogen nennen die Chacobo genau so wie den gewöhnlichen Bogen „Canati“. Garn spinnen sie auf einer gewöhnlichen Spindel, indem eine Hand als Gabel und der Schenkel als Auflager dient.

Die Chacobo, die ein Zweig des Pacaguarastammes sind, haben meines Wissens keinen Handel mit irgendeinem anderen Stamm. Sie haben nicht einmal irgendwelche Verbindung mit anderen Indianern. Mit den Shinabo, die nicht weit von ihnen wohnen[2], leben sie weder in Krieg noch in Frieden; sie treffen sie nie. Früher besuchten etliche Chacobo die Cayubaba, aber die Zeiten sind vorbei. Sie sollen sogar an den Festen in Exaltacion teilgenommen haben.

---

[1] Max Schmidt, Indianerstudien in Zentralbrasilien 229 (Berlin 1905).

[2] Shinabo sind gleich den Chacobo ein Panostamm. Sie werden von den Weißen häufig Gritones genannt. Diese sind niemals näher studiert worden. Sie wohnen in der Nähe des Rio Mamoré, den Rio Guaporé hinab, auf der bolivianischen Seite.

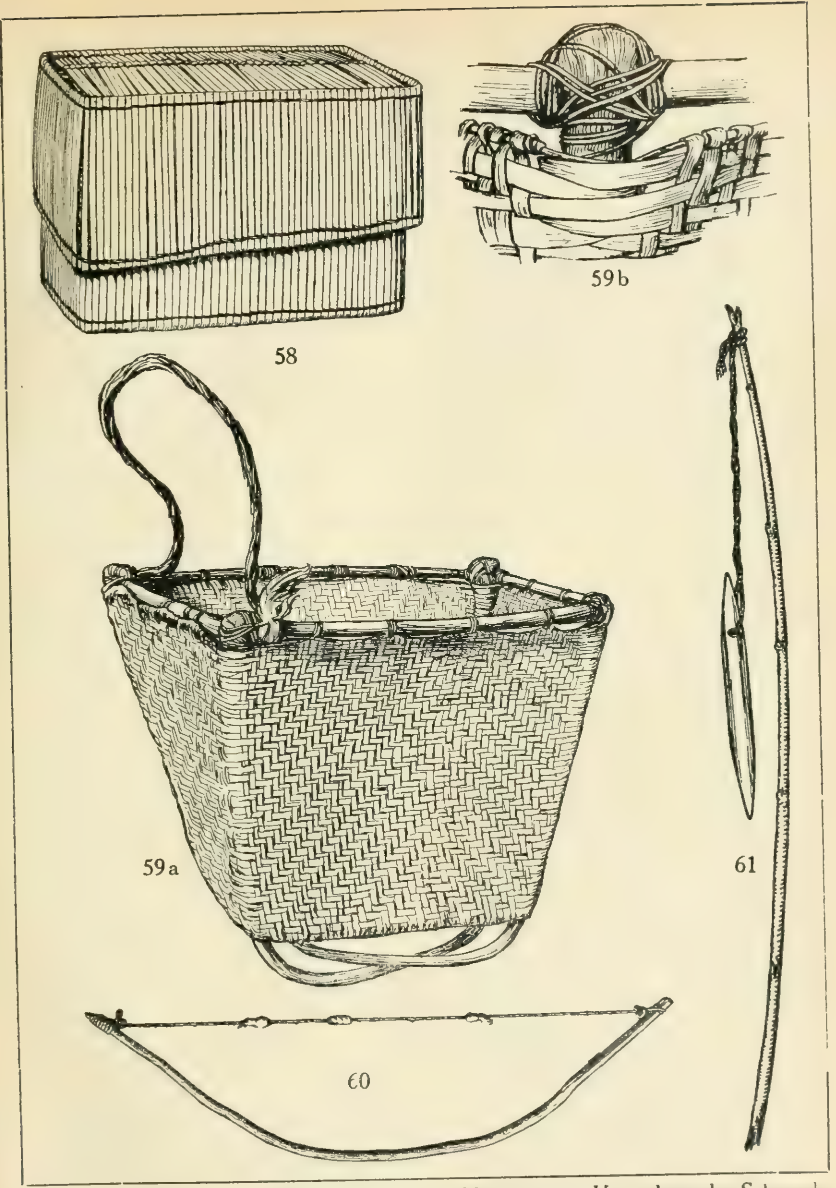


Abb. 58—61: 58 Korb aus Pfeilgras, dient den Männern zum Verwahren der Schmuckgegenstände (1/9 n. Gr.); 59a Tragkorb „cácano" für Frauen, b einzelner Teil des Korbes (a 1/8, b 1/2 n. Gr.); 60 Bogen zum Reinigen der Baumwolle (1/6 n. Gr.); 61 Schwirrholz, Spielzeug; die Scheibe ist aus Bambus (2/15 n. Gr.), Chacobo

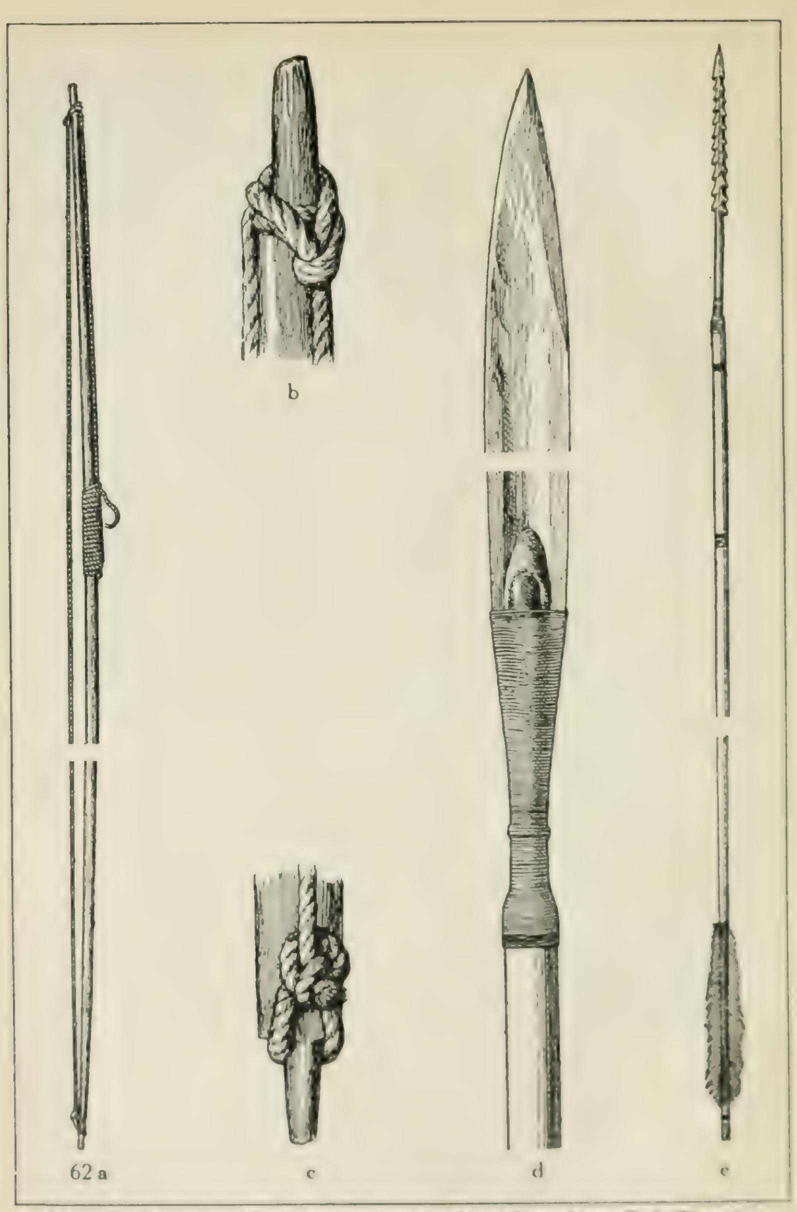


Abb. 62: Bogen und Pfeile (a $^{1}/_{12}$, b und c $^{1}/_{2}$, d $^{2}/_{3}$, e $^{1}/_{9}$ n. Gr.), Chacobo

Nach dem Mönche Cardús[1] hat man die Chacobo mehrmals aufgefordert, sich in Missionen zu sammeln. Aber als sie das Leben und den Zustand der übrigen Mojoindianer gesehen hatten, schienen sie die Lust zum Christentum verloren zu haben. „Ich bin sicher," sagt Cardús, „wenn Barbaros oder Wilde immer den bedauerlichen Zustand mitansehen, in dem die christlichen Indianer in Mojos leben, keiner von ihnen würde für eine solche christliche Zivilisation die Wälder und die Freiheit seines wilden Lebens verlassen."

Während der Tage, die wir uns bei den Chacobo aufhalten, kann ich nicht feststellen, ob sie einen Häuptling oder irgend jemand haben, der befiehlt. Es gibt da einen älteren Mann, der vielleicht in seiner Eigenschaft als Ältester des Hofes mehr zu sagen hat als die anderen. Er heißt Cóya und seine Frau Búsi. Alles in allem gibt es hier neun verheiratete Männer. Diese sind:

Männer	Frauen
Cóya	Búsi
Máru	Huáyta, Iba
Cána	Búsi
Máva	Huáyta
Erávi	Búsi
Pay	Una
Máva	Búsi
Bóro	Pána
Tási	Cópa

Wir sehen, daß nur Máru zwei Frauen hat (Tafel 20). Bóro hat auch zwei gehabt, aber die eine ist gestorben. Merkwürdigerweise heißen von den zehn Weibern nicht weniger als vier Búsi. Wie viele Chacobo es gibt, weiß ich nicht.

Wenn das Kind geboren wird, erhält es einen Namen. Vargas erzählt, daß nur die ganz kleinen Kinder Schläge bekommen, um zu lernen, daß sie nicht die Hütte verunreinigen dürfen. Haben

[1] Cardús a. a. O. 290.

sie das gelernt, so gibt es nie mehr Prügel. Sie erhalten nur Ermahnungen. Will z. B. ein kleiner Knabe allein in den Wald gehen, so sagt der Vater zu ihm: „Das solltest du nicht tun“, aber nie: „Das darfst du nicht tun.“ Der Respekt vor den älteren ist sehr groß. Bei allen Indianern habe ich gesehen, daß die Kinder durch Nachahmung der älteren lernen. Ob ein besonderer Unterricht vorkommt, weiß ich nicht.

Wir sehen nur ganz wenige Kinder bei den Chacobo; es ist daher möglich, daß diese Indianer eher abnehmen als sich vermehren. Wenige überlebende Kinder scheinen für fast alle Indianer charakteristisch zu sein. Das ist der Hauptgrund ihres Aussterbens. Da unter normalen Verhältnissen Geburten und Sterblichkeit ungefähr einander aufwiegen, ist es nicht wunderzunehmen, daß die Stämme aussterben, wenn die Weißen Epidemien, Alkohol, Geschlechtskrankheiten usw. einführen. Ob Fruchtabtreibung und Kindesmord hier vorkommen, weiß ich nicht. (Vergleiche auch weiter unten die Guarayú.)

Die allerkleinsten Kinder haben braunes Haar, aber nicht so licht wie die Yuracárekinder.

Viele Spielsachen bekommen wir nicht zu sehen. Vielleicht hängt das mit dem Interesse für uns zusammen; man hat keine Zeit zum Spielen. Die Knaben haben Pfeil und Bogen; auch das Schwirrholz kennen sie, wenn ich sie nach diesem Spielzeug frage (Abb. 61).

Auch hier treffen wir die Sitte der Couvade. Wenn die Frau gebiert, muß der Mann mehrere Tage in der Hütte bleiben und darf nicht auf die Jagd gehen, auf daß das Kind nicht krank werde.

Wird ein Chacobo krank, so heilt man ihn gewöhnlich durch Bestreichen oder Anblasen. Interessant ist, daß ich hier einen weiblichen Medizinmann gesehen habe. Wie alle Indianer glauben auch diese, daß Verhexung die Ursache von Krankheit und Tod ist.

Gleich den Yuracáre verlassen die Chacobo ihre Hütten, wenn eine ältere Person stirbt. Man begräbt sie sitzend mit allem Schmuck in dem Hause, und verbrennt dieses dann. Sie fürchten den Geist des Toten. Stirbt ein Kind, so wird es zwar auch in der Hütte begraben, aber man wohnt ruhig weiter.

Die Chacobofrauen trauern durch lautes Geheul und tragen keinen Schmuck; aber sie schneiden nicht, wie die Chacostämme, bei Trauer ihr Haar ab.

In den Chacobo haben wir einen kleinen, noch unabhängigen Indianerstamm kennengelernt. Wir sind direkt von den Arbeiterbaracken in Benjamin dahin gekommen. Der Gegensatz hat auf mich einen starken Eindruck gemacht. Indessen bekam ich hier nicht das echte Indianerleben zu sehen, wie es sich abspielt, wenn die Indianer sorglos sind und nicht den weißen Mann fürchten. Die Chacobo haben kein rechtes Vertrauen zu uns, und man darf sich nicht darüber wundern. Sie leben als vergessener, isolierter Rest in einem Gebiete, das auf allen Seiten von Kautschukbaracken und Farmen umgeben ist; wir konnten uns nicht in das volle Indianerleben stürzen, um es mitzuleben; wir sind nicht ganz willkommene Gäste. Die Indianer fürchten sicher mit Recht die, die nach uns kommen! Die Weißen sind beängstigend nahe. Wir sahen, daß es besser ist, ein freier Chacobo am Lago Rojo aguado, als ein Schuldsklave bei den Weißen zu sein. Wir sahen auch, daß diese Indianer gut mit Essen versorgt sind. Wir haben ihre gut gebauten Hütten und die Pracht ihrer Schmuckstücke bewundert.

Fünfzehntes Kapitel

Zurück zum Rio Mamoré

Wir hatten uns keine großen Vorräte zu den Chacobo mitnehmen können. Was uns die Indianer bieten, langt nicht zur Beschwichtigung des Magens. Wir müssen deshalb an die Rückkehr denken.

Auch die Tauschwaren sind zu Ende. Ich habe sogar meine Unterwäsche, meine Bettdecke, mein Eßgefäß weggetauscht. Alles ist in Sammlungen verwandelt worden.

Beladen mit der Sammlung und in Gesellschaft einiger Chacobo machen wir uns auf den Weg. Nach ein paar Tagen sind wir wieder am Flusse, wo wir die Ochsengespanne verließen. Da hat Vargas eine verlassene Hütte. Wir verabschieden uns von den Indianern und schwimmen wieder über den ungemütlichen Alligatorenfluß. Als wir glücklich am anderen Ufer sind, sehen wir Vargas Hütte in Flammen aufgehen. Die Chacobo haben sie angezündet. Das ist eine Kriegserklärung.

Nach weiteren zwei Tagen kommen wir auf den Platz, wo Vargas gegenwärtig wohnt, und erfahren da sonderbare Neuigkeiten. Während wir bei den Indianern waren, haben diese die Weiber und Kinder ihres Stammes, die Vargas bei sich hatte, weggeführt; d. h. einen Knaben ausgenommen, denn diesen hatte er, wie man mir sagt, an eine Kautschukfaktorei am Rio Beni verkauft. Vielleicht waren diese Weiber und Kinder freiwillig zu Vargas gekommen. Er aber hatte ihr Vertrauen mißbraucht.

Jetzt verstehe ich, warum sie seine Hütte anzündeten. Das bedeutete: „Kommst du noch einmal hieher, so empfangen wir dich als Feind."



Tafel XIX: Chacoboindianer. Der Zopf ist Männertracht



Tafel XX: Die Chacobofrauen Huáyta und Iba

Vargas ist wütend. Diese Weiber und Kinder haben ja für ihn gearbeitet. Ich habe keine Lust, ihm zu helfen. Meine Sympathien gehören den Indianern.

Mögen ihm alle guten Mächte beistehen, auf daß er sie nie mehr finde. Möge man diese kleine Geschichte nicht als Vorwand zu Gewalttaten gegen einen friedlichen Stamm nehmen, der nicht versteht, daß Kautschuk für die Menschheit notwendig sei, und daß der Schwache dem Starken geopfert werden müsse.

Es ist nicht weit her mit Moberg und dem Verfasser, als wir von den Chacobo nach Benjamin kommen. Die Kleider hängen in Fetzen, Füße und Beine sind voll eiternder Wunden, die Magen sind hungrig. Aber der Humor ist gut!

In Benjamin fragt man mich, ob es viele Knaben bei den Chacobo gebe. Weißt du, lieber Leser, was das bedeutet? „Lohnt es sich, dahin zu gehen und diese Kinder zu stehlen, um sie zu Taglöhnern zu erziehen?" — Am oberen Rio Tahuamanu und am oberen Rio Manuripe pflegt man die Dörfer der „wilden" Indianer zu umzingeln und die Erwachsenen hinzumorden. Die Beute der Räuber sind die Kinder. Daß dies wahr ist, bekräftigt ein jeder, der diese Kautschukwälder kennt. Ich selbst kannte einen recht angenehmen und gemütlichen Mann, der gutes Geld auf solcher Jagd verdiente. Das gab er selbst zu. Er fand nicht, daß er unrecht gehandelt habe, denn diese Indianer des Urwaldes waren ja keine Christen wie er selbst.

Ein anderer Weißer, der die Kautschukwälder sehr genau kannte, sagte mir, als ich diese Schändlichkeiten verurteilte, mit einem Achselzucken: „Ohne Indianer keine Kautschukindustrie!" Nach Balzan[1] bezahlen die Kautschukpatrone achthundert bis tausend Lire für das Stück Toromona- und Araonaindianer vom Rio Madre de Dios.

---

[1] Balzan, Da Reyes a. a. O. 50.

Sechzehntes Kapitel

Zum Rio Guaporé

Von Benjamin fahren wir mit dem Motorboot nach Matucáre und von da im Ochsengespann nach San Joachim am Rio Machupo.

Hier machen wir die Erfahrung, wie schlecht die Karten auch über die bekannten Gebiete Boliviens sind. Zwischen San Joachim am Rio Machupo und dem Rio Mamoré ist der Abstand in Andrees Handatlas nahezu ein Grad. In Wirklichkeit beträgt er nicht mehr als 25—30 km. In einer Nacht fahren wir also vom Rio Mamoré nach San Joachim im Ochsenwagen, und das ist doch wohl kein schnelles Fortschaffungsmittel auf bolivianischen Wegen.

In San Joachim bleiben wir einige Tage, um wegen eines Kanus und Besatzung zu unterhandeln, weil wir nach San Antonio auf der brasilianischen Seite des Rio Guaporé fahren wollen. San Joachim ist ein typisches Mojosdorf. Ein kleiner häßlicher Alter, gewachsen wie ein Korkzieher und betrunken, als er mich mit einer Umarmung willkommen hieß, repräsentierte die allein-seligmachende Kirche. Auf den ersten Blick glaubte ich, er sei ein Idiot, den der Pfarrer aus Barmherzigkeit aufgenommen habe. An der unrasierten Tonsur erkannte ich jedoch, daß er ein Diener des Herrn sei. Solche versoffene, verkommene Männer sind unter der eingeborenen Priesterschaft in Ostbolivien gar nicht ungewöhnlich. Man sollte glauben, daß die Indianer diese recht zügellosen Priester verachteten. Das tun sie aber nicht, denn sie haben von ihren Medizinmännern das Gelübde der Keuschheit nie gefordert.

Der Corregidor in San Joachim ist nur selten nüchtern. Den Handel repräsentiert u. a. ein angenehmer, früherer deutscher

Maschinist und ein „Turco", d. h. ein eigentümlich tätowierter Christ vom Berge Libanon. Da gibt es unter anderen Typen auch einen Herrn, der behauptet, französischer Anarchist zu sein, der aber wahrscheinlich Apache ist und damit prahlt, daß er den Indianerinnen ein und das andere aus den Pariser Bordells beigebracht habe. Ein ungewöhnlich feiner und angenehmer Spanier geht als gewaltiger Haudegen herum. Man tuschelt jedoch, daß er nicht ganz freiwillig Spanien verlassen habe. Dann gibt es auch eingeborene Bolivianer, die Mehrzahl angenehme und gemütliche Menschen, obgleich fast alle indianische Schuldsklaven haben. Die Indianer in San Joachim, von denen es jedoch nicht mehr viele gibt, sind Baure. Hie und da zeigen ein Neger oder Mulatte, daß wir uns der Grenze Brasiliens nähern.

Diese ganze, etwas gemischte Gesellschaft aus Trägern der Zivilisation unter den Indianern, die San Joachim gleich den anderen Dörfern in Mojos in große Bordelle mit Alkohol- und Chichaausschank verwandelt hat, erweist mir die größte Gastfreiheit. Alle suchen mir zu Dienst zu stehen.

In San Joachim besuche ich ein indianisches Hochzeitsfest. Es ist ein eigentümlicher Anblick, wenn die Verwandten und Bekannten mit den Hochzeitsgaben hereintanzen. Der eine kommt mit einem Stuhl, der andere mit einem irdenen Gefäß, ein dritter tanzt mit einer lebenden Ente herein usw.

Von San Joachim sowie von mehreren hiesigen Dörfern fahren die Weißen mit ihren Indianern hinab zu den Wasserfällen am Rio Madeira, um Kautschuk dorthin zu bringen und dafür Waren zu holen. Mit diesen Fahrten verdienen sie sehr viel Geld. Auch die Indianer sind ganz gut bezahlt, und doch stehen sie immer durch ihre Begierde nach Branntwein und die hohen Preise in dieser Gegend in der Schuld ihrer Herren. Nicht der Verdienst lockt sie an den Rio Madeira, sondern die Schuldsklaverei zwingt sie dazu.

Die Madeirafälle sind eine Hölle! Bis zu diesen Fällen bin ich nie gekommen. Ihr Brausen habe ich jedoch auf eine Entfernung von fünfzig Meilen gehört, nicht das Brausen der stürzenden Wassermassen, sondern die Klagen der Toten, den Weh-

ruf der Witwen und den Jammer der Kinder. Es gibt Leute, die sagen, daß die Madeirafälle mehr Menschenleben kosten als die Kautschukwälder des Rio Beni. Wenige sind es wohl, die an den Klippen zerschmettert wurden, wenn die Fahrzeuge umschlugen, aber zahllos ist die Schar derer, die dem Fieber erlagen. Besonders die Mojoindianer und Baure haben ihre Gräber an den Madeirafällen. Meist gegen ihren Willen wurden sie dorthin gesandt, um Kautschuk aus den Wäldern herauszuschleppen, über Felsen, durch brausende Wirbel, heraus zu dem großen Fahrwasser, zur — Industrie.

Schon seit langem war man bestrebt, eine Eisenbahn an den Madeirafällen vorbei zu bauen. Auch diese hat viele Menschen gekostet. Ununterbrochen wird dort gearbeitet und, wie es scheint, diesmal mit Erfolg[1]. Die dortigen Caripunaindianer scheinen von den Eisenbahningenieuren gut behandelt zu werden, was diesen zur Ehre gereicht.

Ich brauche nicht zu sagen, daß an dem Tage, an dem die Eisenbahn an den Madeirafällen vorbei fertig wird, eine neue Zeit für Ostbolivia heranbricht. Dann liegt das Land offen für unternehmungslustige Menschen. Vielleicht kommen dann Brasilianer, Neger und Mulatten und säen und pflanzen auf den Gräbern der Indianer.

Die Eisenbahn an den Madeirafällen hat eine außerordentliche strategische Bedeutung. Wenn sie einmal fertig ist, kann Brasilien ganz Ostbolivien zu einem neuen Acre machen. Aber ich will hier nicht über Weltpolitik, sondern über Indianer schreiben.

Von San Joachim fahren wir in einer „Monteria“ (Tafel 25) den Rio Machupo hinab zum Rio Guaporé. Die Besatzung besteht aus Baureindianern, herrlichen, ausdauernden, genügsamen Ruderern. Am Rio Guaporé wagen sie aus Furcht vor den Iténeindianern kein Nachtlager zu schlagen, sondern wir müssen draußen, auf dem Flusse verankert, übernachten.

Die Iténe haben bisher mit gutem Erfolg auf ihre Weise das Rassenproblem Indianer und Weiße gelöst. Noch sind sie un-

[1] Seit einigen Jahren ist diese Eisenbahn in Betrieb. A. d. Ü.

abhängig, noch sind sie gefürchtet. „Los barbaros de la Horquilla“ haben es verstanden, sich sowohl bei den Weißen als auch deren Dienern, den zivilisierten Indianern, in Respekt zu setzen. Sie überfallen sie in ihren Kanus. Vor allem suchen sie sie in der Nacht zu überrumpeln, wenn diese am Flußufer ihr Lager aufgeschlagen haben.

Manches erzählt man von ihrer Tapferkeit. Ein deutscher, ehemaliger evangelischer Theologe hatte am Flußufer einen Iténejüngling angetroffen. Dieser floh nicht, sondern zielte mit seinem Bogen auf den Deutschen, dieser schoß aber und verwundete ihn. Der Jüngling erhob sich jedoch, um den Pfeil abzudrücken, da tötete ihn der Deutsche mit einem Revolverschuß.

„Mama“ war das letzte Wort des Sterbenden. Dieses Wort ist beinahe gleich in allen Sprachen.

Diese Geschichte ist eine von den vielen, die von diesen Indianern erzählt werden. Vielleicht ist sie gar nicht wahr. Eines ist jedoch wahr: die Iténeindianer sind gefürchtet und sie sind unabhängig.

Besser ist es, mit der Waffe in der Hand als an den Madeirafällen am Fieber als versoffener Sklave zu sterben, auch wenn man Branntwein und Christentum entbehren muß[1].

In einer Hinsicht aber brauchen die Iténeindianer die Weißen; denn diese sind im Besitze des wunderbaren Eisens. Hauptsächlich um zu einem Messer oder einer Axt zu kommen, überfallen sie die Weißen und deren Diener, die halbzivilisierten Indianer.

Wenn die Weißen in den Wäldern ihr Lager aufgeschlagen haben, brauchen die Indianer nur in der Nacht um sie herumzuschleichen, ganz leicht an den Zweigen zu rütteln, und die Tapferen stürzen zu den Booten und lassen Waldmesser und andere Dinge im Stiche.

Nicht selten bringt ein einsamer Tapir die feuerbewaffneten Männer zu dem Rufe „los barbaros“ und zur Flucht.

Im Jahre 1750 waren die Indianer am unteren Rio Iténe noch

---

[1] Cardús a. a. O. 288 sagt, daß diese Indianer lieber sterben und verschwinden, als sich ergeben und mit den Weißen Frieden schließen.

friedlich und standen sicher unter dem Einfluß der Jesuiten in der Mission Sta. Rosa. Seit über hundertfünfzig Jahren jedoch sind sie völlig unabhängig.

D'Orbigny[1], der sie „courageux jusqu'á la témérité“ nennt, sagt, 1832, daß sie damals, genau wie heutzutage, die Weißen des Eisens wegen überfielen.

Ein Weißer, der ihre Felder gesehen hat, erzählte mir, daß diese ungewöhnlich ausgedehnt seien. Ihre Häuser seien wohlgebaut. Die Pfeile, die sie den Weißen schicken, sind sorgfältig gemacht.

Es müssen interessante Menschen sein!

---

[1] D'Orbigny, L'homme Americain a. a. O. Tome 2. 260.



Abb. 63: Mojoindianer mit dem Wurfholz
(Nach Eder)

Siebzehntes Kapitel

In den Kautschukwäldern am Rio Guaporé

Die Baureindianer führen uns nach San Antonio, einer Kautschukbaracke auf der brasilianischen Seite des Flusses. Der Leiter ist ein schwarzer Gentleman, artig, unbehaglich und hinterlistig.

Nicht weit von San Antonio am Rio San Miguel wohnt ein Indianerstamm, ursprünglich und interessant und dank eines Brasilianers, Sr. Maciels, Verdienst friedlich gesinnt gegen Schwarze und Weiße. Trotz meiner Empfehlungen vom brasilianischen Minister des Auswärtigen, Baron Rio Branco, verweigert man mir Wegweiser und Leute, um diese Indianer aufzusuchen. Der Vorsteher gibt mir zu verstehen, daß diese Geschichte mit der Wissenschaft nur Humbug sei. Was ich suche, das sei der Kautschuk. Mit keinen Mitteln kann ich ihm diese Vorstellung nehmen.

Die meisten Einwohner hier auf der brasilianischen Seite des Rio Guaporé sind Neger und Mulatten. Indem wir die Grenze zwischen dem spanischen und dem portugiesischen Südamerika überschritten, sind wir direkt in den Weltteil der Schwarzen gekommen. In ganz Bolivien sieht man sehr wenig Schwarze, und man betont allgemein, daß sie dort mehr und mehr verschwinden. Es ist offenkundig, daß sie am Ende des achtzehnten Jahrhunderts mehr waren als jetzt[1]. Mulatten, die der Oberklasse angehören, habe ich nie in Bolivien getroffen. In Brasilien dagegen sind sie sehr gewöhnlich. Würde Brasilien sich eines neuen Teiles von Ostbolivien bemächtigen, so würde dieses Gebiet bald mit Negern und Mulatten bevölkert sein.

---

[1] Siehe Viedma a. a. O.

Eines Tages höre ich, daß man in einer Kautschukbaracke nicht weit von San Antonio mit einigen ganz tiefstehenden Indianern in Berührung gekommen ist. Da entschließe ich mich, dorthin zu eilen, und bin eine Zeitlang bei einem überaus freundlichen Kreolen, Don Enrique Cuellar und seinem Schwiegersohn, einem Deutschen, C. Vollrath, zu Gaste.

Dort traf ich den primitivsten Menschen, den ich je gesehen habe.

Gleichwie die wilden Tiere in Don Enrique Cuellars Feldern bei Curichá stahlen, so stahlen auch Menschen dort. Man konnte es sehen, daß sie dagewesen waren, an den Bananenstauden, die sie nicht abhauen konnten, sondern einfach zu Boden rissen. Während der Regenzeit war der größte Teil von Don Enriques Kautschukwäldern überschwemmt, so daß Baracke und Felder auf einer Insel lagen. Und dennoch waren die Diebe da.

Eines Tages kam Don Enrique rudernd an einem seiner Äcker vorbei, als er zwei Urwaldwilde am Ufer sah. Freundlich lockte er sie zu sich. Es waren ein humpelnder Alter und ein vierzehn bis fünfzehnjähriger Knabe. Da der Alte nicht laufen konnte, sahen sie ein, daß sie nicht entkommen würden. Sie waren unbewaffnet. Zitternd vor Furcht näherten sie sich dem weißen Manne.

Don Enrique sah nun, daß der Alte an der einen Hand eine brandige Wunde hatte und sehr krank war. Er lud sie ein, sich ins Boot zu setzen, was sie nach langem Zaudern auch taten. Die ganze Zeit, während man ruderte, um zur Baracke zu kommen, saß der Knabe neben dem Alten und hielt ein Blatt über dessen Hand, um die Wunde gegen die Sonnenstrahlen zu schützen. Auch später behandelte er ihn sehr liebevoll.

Einige Tage blieben sie bei Don Enrique. Er gab ihnen Mandioca, Bananen und Hühner, die sie in einem mitgebrachten irdenen Topfe kochten. Unter keiner Bedingung wollten sie etwas essen, was sie nicht selbst zubereitet hatten.

Trotz der reichlichen Bewirtung verließen sie eines Nachts die Baracke. Mehrere Tage lang hörte Don Enrique nichts von ihnen. Eines Tages kam jedoch der Knabe ganz verzweifelt zurück. Er



Tafel XXI: Chacobojüngling. Arme und Beine sind mit Holzstreifen umwickelt



Tafel XXII. Chacobofrau beim Maismahlen im großen Trog

gebärdete sich wie wahnsinnig, schrie, heulte, sang, bis er einige Männer dazu brachte, ihm ein Stück in den Urwald hinein zu folgen.

Da fanden sie den Alten tot unter einem kleinen Schutzdach aus Palmblättern. Über seinen Mund hatte der Knabe eine Banane aufgehängt. Die Männer wollten die Leiche begraben, aber er widersetzte sich. Dann folgte er den Männern zurück zur Baracke.

Als ich zu Don Enriques Baracke komme, versuche ich auf alle Weise, ein Freund des jungen Mannes zu werden. Er darf mein Gesicht mit „urukú" feuerrot bemalen, er darf mit Wachs Federn in meinem Haar befestigen.

Er fühlt sich sichtlich wohl hier in der Baracke. Besonders interessiert er sich für die Weiber, auch für die bejahrteren, die er auf eine etwas unanständige Weise verfolgt. Er wäscht sich nie; auch sein dunkelbraunes zottiges Haar kämmt er nicht. Seine Hautfarbe ist ungewöhnlich licht, ähnlich der eines stark anämischen Weißen, der lange in den Tropen war.

Während des Tages streifen wir einsam im Wald und Feld herum, um zu jagen und Honig zu suchen. Er befiehlt, und ich gehorche. Als er eines Tages einen Baum mit Honig gefunden hat, läßt er mich arbeiten, während er sich ruhig niedersetzt und zusieht. Wenn wir Feuer machen wollen, muß ich das Holz zusammentragen und anzünden.

Wenn ich den Waldhühnern nachschleiche und in meinen schweren Schuhen nicht ganz lautlos gehen kann, dann werde ich von diesem Wilden ausgelacht, dessen Fertigkeit, still durch den Urwald zu gleiten, unglaublich ist.

Alles will ich ja gern tun, wenn er mich nur etwas von seiner Sprache lehren würde, aber das will dieser Spitzbube nicht.

Einige Dinge hat der Jüngling aus dem Urwald mitgebracht. Sein einziges Werkzeug ist der gestielte Vorderzahn eines großen Nagers.

Es liegt mir viel daran, einige seiner Kostbarkeiten einzutauschen, aber es ist unmöglich. Er kümmert sich nicht um meine bunten Tücher, er will nicht einmal in den Spiegel sehen, auch auf die Messer legt er nicht viel Wert.

Eines Tages denke ich den gestielten Zahn zu erwerben. Er

sitzt gerade und schärft einen Pfeil damit, als ich ihm ein Federmesser zum Tausch anbiete. Er will nicht, nicht einmal für ein großes Waldmesser, ja sogar gegen eine Axt gelingt es nicht, das elende Werkzeug zu bekommen. Der Wilde aus der Tiefe des Urwalds kennt ganz einfach nicht den Wert des Eisens.

Er schert sich nicht um meine Gaben. Die bunten Tücher und die Glasperlen wirft er mir zurück.

Als der Alte und der Junge zum erstenmal von Don Enrique angetroffen wurden, waren sie ganz nackt. Er gab dem Jungen ein Hemd, damit er ein wenig anständiger in der Baracke auftreten könnte. Das erste Hemd, das er bekam, zerriß er völlig, das zweite schnitt er in der Nabelhöhe ab, von unten gerechnet. Es war bequemer so. Was wir Schamgefühl nennen, das fehlte diesen Menschen völlig.

Langsam gelingt es mir jedoch, das Vertrauen des Jünglings zu gewinnen, und alles scheint sich gut zu entwickeln. Artig und bescheiden bediene ich meinen Steinzeitherren.

Da geschieht etwas, das der Freundschaft ein schnelles Ende bereitet und sie in unsinnigen Haß verwandelt.

Zusammen mit dem Wilden und meinem Begleiter Moberg bin ich draußen auf einer Ruderpartie, als Moberg einen Alligator gewahrt, den er mit einem wohlgezielten Schusse tötet. Von diesem Augenblick an kann der Indianerknabe weder mich noch Moberg leiden. Nähert sich einer von uns seiner Hängematte, so läuft er seines Weges. Er hegt einen zornigen Widerwillen gegen uns. Wir haben etwas Schreckliches getan mit der Ermordung des Alligators. Kurz darauf ziehe ich weiter, den Rio Blanco hinauf.

Diese Indianer in Curichá sind vermutlich Siriono, die ich schon mehrmals erwähnte und auf die ich später zurückkommen werde.

Bevor ich Curichá verlasse, will ich einiges über das Leben in einer solchen Kautschukbaracke sagen[1].

[1] Als ich in San Antonio und in Curichá war, sammelte ich einige Nachrichten über die Stämme, die am Rio Guaporé oder in der Nähe dieses Flusses oberhalb der erwähnten Plätze wohnen. In der Nähe von Las Piedras gibt es eine geringe Zahl Palmela, die nun zivilisiert sind. In der Nähe von Cerro San Simon, bekannt in Ostbolivien wegen Goldreichtums, leben Indianer, die San Simonianer

Hier kann man nicht mehr von Indianern verschiedener Stämme sprechen, sondern nur noch von Kautschukarbeitern. Chiquitanos, Baure, Itonama, Mestizen, alle sind unter ein Dach zusammengebracht. Sie wohnen in Baracken. Jedes Familienband ist gelöst. Sie haben keinen selbständigen Ackerbau, keinen selbständigen Haushalt. Nur wenige sind verheiratet. Die meisten haben ungebundene Frauen, die von einem Arm in den andern wandern. Dadurch werden die Geschlechtskrankheiten verbreitet und die Frauen mit Kindern selten. Die Sterblichkeit bei zarten Kindern ist sehr groß. Es wird immer schwerer, neue Arbeiter anzuwerben. Die einzige Möglichkeit ist solche zu kaufen, zu kaufen die Schuldsklaven von anderen; und ein arbeitstüchtiger Mensch ist hier mindestens tausend Bolivianos wert. Ein Knabe wird auf vierhundert Bolivianos geschätzt. Ein Mädchen wird meist nach dem Aussehen bezahlt.

Durch den Kindermangel wird die Anwerbung künftighin noch schwieriger, soweit nicht neue Elemente einwandern.

Jede Spur indianischer Kunstfertigkeit und Kultur ist hier verschwunden. Das Leben bietet diesen Menschen nichts anderes als Arbeit für den Herrn an Wochentagen, Saufen an Feiertagen und Vielsaufen an den großen christlichen Festen. In den Dörfern feiert man diese mit Messen und Branntwein. Hier gibt es keine Messen, hier gibt es nur einen Gott, und dieser Gott ist der Branntwein.

Es wäre sicher ganz ungerecht, wollte man behaupten, daß alle

---

heißen. Diese scheinen ganz friedlich zu sein, obwohl sie von den Weißen schlecht behandelt werden. In derselben Gegend soll es auch wilde Indianer geben. Um den Rio Paragua leben die Pauserna, die sich selbst Guarayú nennen und auch zu diesem Stamme gehören. Sie sind friedlich und könnten mit Leichtigkeit studiert werden. Auch an den Nebenflüssen des oberen Rio Guaporé gibt es zahlreiche Indianer, die man gar nicht kennt, unzweifelhaft sind die kleinen Nebenflüsse, die in den Rio Guaporé münden, in hohem Grade der Erforschung wert. Am Hauptflusse gibt es dagegen nicht viel Gelegenheit zu Studien. Ich will jedoch niemanden zu Forschungen in diesen Gegenden verleiten, da das Risiko zu sterben oder seine Gesundheit einzubüßen allzu groß ist. Schweres Fieber und eine dysenterie-ähnliche Krankheit sind gewöhnlich. Reisen in diesen Grenzgebieten zwischen Bolivien und Brasilien sind auch sehr teuer. Begleiter sind unmöglich zu bekommen; man muß sie aus anderen Gegenden mitbringen.

Herren der Kautschukbaracken Schurken seien, wenn es auch Schurken unter ihnen gibt. Nein, es gibt unter diesen Herren recht angenehme Menschen, und nicht selten herrschen wirklich patriarchalische Verhältnisse. Infolge der Schuldsklaverei sind sie jedoch alle Sklavenbesitzer; aber viele von ihnen behandeln die Sklaven human. So z. B. glaube ich, daß Don Enrique ein angenehmer Herr ist, der seine Indianer nur dann prügelt, wenn sie zu fliehen versuchen.

Kautschuk ist kostbar. Es ist indes gar nicht sicher, daß der Besitzer einer solchen Kautschukbaracke viel Geld verdient. Zwischenhändler und Transportkosten schlucken den Verdienst. Diejenigen, die das meiste Geld am Kautschuk verdienen, sitzen im zivilisierten Europa und in Nordamerika, oder sind die Besitzer der kolossalen Gebiete, wie Don Nicolas Suarez.

Viele behaupten, und ich habe keinen Anlaß daran zu zweifeln, es sei wahr, daß man mit verschiedenen Kautschukwäldern zu hart umgegangen sei, daß man sie zerstört habe. Da haben wir wieder den Raubbau.

Wir haben hier nur die Kautschukgegenden gestreift. Unheimlich sind die Schilderungen, die man einstimmig vom Rio Beni, Rio Madre de Dios und seinen Nebenflüssen hört. Vieles ist vielleicht übertrieben. Eines aber steht fest, eine kunstfertige, freie indianische Bevölkerung ist ausgerottet oder in ein elendes branntweindurstiges Proletariat verwandelt worden. Um den Bedarf der Industrie in Europa und Nordamerika zu befriedigen, werden diese Gegenden vernichtet. Mit welchem Recht?

Der Zivilisation wegen müssen die Schwachen untergehen. Nicht so sehr die Grausamkeit einzelner Personen gegen die Indianer regt mich auf, sondern die Versklavung einer ganzen Rasse. Die nichtchristlichen Indianer werden von den Weißen „los barbaros“ genannt. Man lese Koch-Grünberg[1], man lese mein Buch „Indianer-

[1] Wie aus den Schilderungen Koch-Grünbergs hervorgeht, scheint es in Nordbrasilien und Columbien nicht besser zu sein. Auch dort ist der Kautschuk das Unglück der Indianer. Er schließt seine ausgezeichnete Reiseschilderung auf folgende Weise (Zwei Jahre unter den Indianern, Berlin 1910):

„Der Pesthauch einer Pseudozivilisation geht über die rechtlosen braunen

leben“ und man wird einsehen, daß die Weißen die wirklichen Barbaren sind.

Überall, wohin ich gekommen bin, habe ich die Herren gefragt, besonders die eingewanderten Europäer, was sie von den Indianern als Arbeiter hielten. In der Regel hatten sie nur Lobesworte. Sie sind ausdauernd und genügsam. Welche Indianer die besten sind, darüber sind die Ansichten geteilt; ein Franzose José Sciaroni zog die Chiquitaner vor, ein anderer die Mojo usw. In einem waren sie alle einig, nämlich daß die Indianer bessere Arbeiter sind als die Mestizen, und darin stimmt auch der Verfasser mit Vergnügen ein.

Der Indianer ist ein ausgezeichneter Ruderer. Er ist auch vortrefflich im Urwalde; geschickt handhabt er das Waldmesser und erträgt geduldig die feuchtwarme Luft, die Moskitos und alle anderen stechenden Insekten. Er ist sicher ein guter Kautschuksammler.

Der größte Fehler des indianischen Arbeiters liegt darin, daß er, auch wenn es möglich ist, nur selten durch fleißiges Sparen die ökonomische Unabhängigkeit zu gewinnen und seine Stellung zu verbessern sucht. Häufig fehlt ihm jeder Ehrgeiz. Wie ich bereits betonte, ist es vor allem der Branntwein, der ihm zur Fessel wird.

Wie die Verhältnisse hier liegen, ist es auch nicht zu verwundern, wenn er jedes Interesse daran verliert, sich in die Höhe zu arbeiten. Er sieht das Hoffnungslose seiner Stellung ein.

Leute hin. Wie alles vernichtende Heuschreckenschwärme dringen die entmenschten Scharen der Kautschuksammler immer weiter vor. Schon haben sich die Colombianer an der Mündung des Cuduiarý festgesetzt und führen meine Freunde weit weg in die todbringenden Kautschukwälder. Rohe Gewalttaten, Mißhandlungen, Totschlag sind an der Tagesordnung. Am unteren Caiarý machen es die Brasilianer nicht besser. Die Dorfplätze veröden, die Häuser fallen in Asche, und von den Pflanzungen, die der pflegenden Hände entbehren, nimmt der Urwald wieder Besitz. So wird eine kraftvolle Rasse, ein Volk mit prächtigen Anlagen des Geistes und Gemütes vernichtet. Ein entwicklungsfähiges Menschenmaterial wird durch die Brutalitäten dieser modernen Kulturbarbaren zugrunde gerichtet.“

Koch-Grünberg ist der vornehmste jetzt lebende Forschungsreisende, der in Südamerika tätig ist. Siehe auch den Anhang.

Ein Unglück für alle, sowohl für die Weißen als auch die Indianer in diesen Gegenden, ist, daß infolge der Transporte alles so hoffnungslos teuer und schlecht ist. Der freie Indianer erzeugt z. B. seine Kleider selbst. Sie kosten ihm ein wenig Arbeit. Der zivilisierte Indianer kauft sie für teures Geld, und sie sind ganz erbärmlich schlecht. Wenn er sich etwas Neues anschafft, so geschieht dies selten mit dem Gedanken, daß es dauerhaft sein soll. Er freut sich darüber, daß er eine Weile schmuck aussieht. Er kann der Versuchung nicht widerstehen, etwas zu kaufen, das ihm in die Augen leuchtet. Der Indianer ist ein leichtsinniger Wirtschafter.

Der zivilisierte Indianer hat hier in den meisten Fällen etwas in seinem Charakter, das ihn zum Sklaven prädestiniert. Bekommt er Prügel, so jammert er; aber wenn sie zu Ende sind, steht er ruhig auf und knöpft seine Hosen zu. Selten oder nie treibt er seinem Herrn das Waldmesser zwischen die Rippen aus Rache für eine Ungerechtigkeit. Er rächt sich nicht einmal, wenn ihm seine Frau genommen wurde. Der Haß wohnt wohl in seinem Gemüt, aber er wagt es nicht, ihn zu zeigen.

Manchmal versucht er zu fliehen; aber in der Regel wird er wieder eingefangen, und dann gibt es fürchterliche Prügel.

Man möge sich hier erinnern, was uns d'Orbigny von den freien Yuracáre berichtet, daß sie nicht einmal ein Wort für Strafe haben, so unbekannt war sie ihnen.

Zum großen Teil hat die Erziehung in den Missionen dazu beigetragen, die Indianer untergeben und unselbständig zu machen. Die zivilisierten Indianer besitzen nicht genügend Zusammengehörigkeitsgefühl, um sich zu einer Meuterei zu vereinigen. Die Abneigung zwischen den verschiedenen Stämmen und die vielen, vollständig getrennten Sprachen hindern die Indianer an einem gemeinsamen Auftreten. Sie fühlen sich nicht als eine Rasse, als Indianer, sondern als Mojo, Canichana, Cayubaba usw. Deshalb konnten die Weißen in ganz Amerika ständig Indianer mit Indianern bekämpfen. Nicht selten war ein Stamm so uneinig, daß ein Teil auf der Seite der Weißen gegen seine eigenen Stammesgenossen kämpfte[1].

---

[1] Vgl. z. B. Erland Nordenskiöld, Indianerleben 233.

Einen unsympathischen Zug hebt Balzan[1] bei den zivilisierten, durch die Weißen korrumpierten Indianern hervor, daß sie undankbar sind, wenn man sie gut behandelt.

Leider muß ich auch gestehen, daß ich keine große Sympathie für die zivilisierten Indianer hege, während die noch unabhängig lebenden meine Zuneigung besitzen. Gleichzeitig möchte ich hinzufügen, daß sie durch die Weißen unsympathisch gemacht wurden.

Die ökonomischen Verhältnisse in den Kautschukwäldern liegen so, daß es viel einträglicher ist, Kautschuk zu sammeln, als die so fruchtbare Erde zu bebauen. Reis, Zucker, Mais u. a. wird daher aus anderen Gegenden Boliviens importiert, wie z. B. von Sara und Guarayos, da die hiesigen Pflanzungen zur Ernährung der Kautschukarbeiter nicht ausreichen. Dank der Kautschukindustrie entstehen also hier keine größeren Kultivierungen, denen eine Zukunft blühen könnte, auch wenn es mit dem Kautschuk zu Ende ist. — Gibt es keinen Kautschuk mehr, so ziehen die Vampire weiter, und die Termiten zerbröckeln die Häuser.

Eine außerordentlich wichtige Ausfuhrware in die Kautschukgegenden ist natürlich der Branntwein. Auch Champagner, Kognak, Whisky usw. finden ihren Weg hieher. Ich kenne sogar einen Herrn, der alle diese Dinge aus Branntwein, Farbe und anderen Bestandteilen erzeugte.

So wie sich die Verhältnisse hier wirtschaftlich entwickelt haben, lebt ein großer Teil der Bevölkerung in Nordostbolivien von der Lebensmittelausfuhr nach den Kautschukwäldern.

Von Curichá fahren wir mit einer kleinen Dampfschaluppe, die Don Enrique gehörte, zu einer anderen Baracke, namens Versailles. Ein Teil des Weges führt durch den überschwemmten Urwald. Es ist ganz sonderbar für einen Dampfer, seinen Weg durch einen Wald zu nehmen, noch dazu durch einen Wald, der einen Teil des Jahres völlig ausgetrocknet ist. Von Versailles fahren wir mit einem anderen kleinen Dampfer den Rio Blanco hinauf nach Carmen weiter.

Carmen de Mojos liegt ungewöhnlich weit außerhalb guter

[1] Balzan, Da Reyes a. a. O. 49.

Verbindungen. Am leichtesten gelangt man dahin über Guarayos, d. h. wenn man von Sta. Cruz de la Sierra kommt.

Die dortigen Indianer sind eine Mischung aus Chapacura und Baure.

In Carmen scheinen die weißen Herren die Indianer ganz nach Gefallen behandelt zu haben. D'Orbigny[1] erzählt, wie die Pfarrherren und Corregidores alle Mädchen, sobald sie ein Alter von neun bis zehn Jahren erreicht hatten, zu sich bringen ließen. Dieses Alter hielten wohl die Herren für das appetitanregendste.

Als ich nach Carmen kam, es war Ende Februar 1909, gab es da keinen Pfarrer und auch nicht viele Indianer. Diese sind entweder in den Kautschukwäldern oder bei den Madeirafällen gestorben. Die Weißen haben auch diese Gegend verwüstet, und jetzt sind fast nur Frauen und Kinder übrig.

Die Proportions-Verhältnisse der Zahlen von Frauen und Männern sind in Ostbolivien, ausgenommen die Mission in Guarayos, ganz unnatürlich. In Carmen, in Sta. Cruz de la Sierra, in Mojos sind die Frauen in einer überwältigenden Mehrheit, da die Männer freiwillig oder gegen ihren Willen in die Kautschukwälder auswanderten. In den Kautschukdistrikten herrscht natürlich das umgekehrte Verhältnis. Dort gibt es mehr Männer als Weiber. In Sta. Cruz sind z. B. 5000 Männer und 9000 Frauen, in der Provinz Vaca Diez in Beni (1905) 931 Männer und nur 642 Frauen[2]. Daß dies nicht gesund sein kann, darauf brauche ich nicht näher einzugehen. Diese abnormen Verhältnisse finden wir nirgends anders in Bolivien als in den Gegenden, die direkt oder indirekt von der Kautschukindustrie abhängig sind.

Es gibt schöne, wohlgebaute Indianerinnen in Carmen. Sie leben aber ein wüstes Leben. Als Halsband tragen die Mädchen die Halb- oder Ganzpfundmünzen, die sie bei der Liebe verdienten. Sie schämen sich nicht, es zuzugeben.

---

[1] D'Orbigny, Voyage, Partie historique 3 I 88.

[2] Revista del Ministerio de Colonizacion y Agricultura (La Paz 1907). Ich bin nicht überzeugt, daß diese Ziffern richtig sind, da die Angaben, die von Präfekten und Corregidores gemacht werden, nichts weniger als zuverlässig sind. Aber daß die Verhältnisse abnorm sind, habe ich während meiner ganzen Reise in diesen Gegenden gesehen.



Tafel XXIII: Inneres einer Chacobohütte. Die Feuerstelle für die Mandioca-bereitung, sowie eine in Arbeit befindliche Hängematte am Boden. Auf dem Querbalken hängen Maiskolben zum Trocknen



Tafel XXIV: Aussicht von Curichá am Rio Guaporé

Weit weg im Urwalde bei den Yuracáre und Chacobo arbeiten die Weiber von Morgen bis Abend. Auch im Chaco habe ich die Indianerin als Mutter und Hausmutter bewundern gelernt. Die zivilisierte Indianerin in Mojos ist oft eine Verräterin an ihrem Stamm, der es dank der Liebe der weißen Männer immer „gut“ geht.

Bei den meisten unabhängigen Indianern sind die Frauen vom Trinkgelage ausgeschlossen. Die Frau repräsentiert dort das nüchterne Element in der Gemeinschaft. Die zivilisierte Indianerin trinkt mit den Männern um die Wette. Das ist eine gräßliche Wahrheit.

Wehe euch, indianische Frauen! Ihr seid nicht immer schön. Ihr taugt auch zum Kautschuksammeln. Man beginnt daran zu denken.

Männer gibt es nicht mehr viele in Carmen. Ihre Arbeit wird schlechter bezahlt als die der Mädchen. Für gewöhnliche Arbeiten erhalten sie 10 Bolivianos, für Kautschuksammeln 15 Bolivianos, für Rudern nach Villa Bella 25 Bolivianos und für Rudern Villa Bella—San Antonio an den Madeirafällen vorbei 45 Bolivianos im Monat.

Die meisten, ja vielleicht alle Indianer in Carmen, sind Schuldsklaven.

Viele Gegenstände von Interesse sehe ich nicht in den Hütten der Carmenindianer. Von den einheimischen Kunstfertigkeiten scheint die Korbflechterei am besten dem Einfluß der Weißen widerstanden zu haben. Die Körbe sind nicht leicht durch etwas zu ersetzen, was die Weißen einführen. Eigentümlich sind besonders die Körbe, die den Weibern zur Aufbewahrung von Spindeln und dergleichen dienen (Abb. 65).

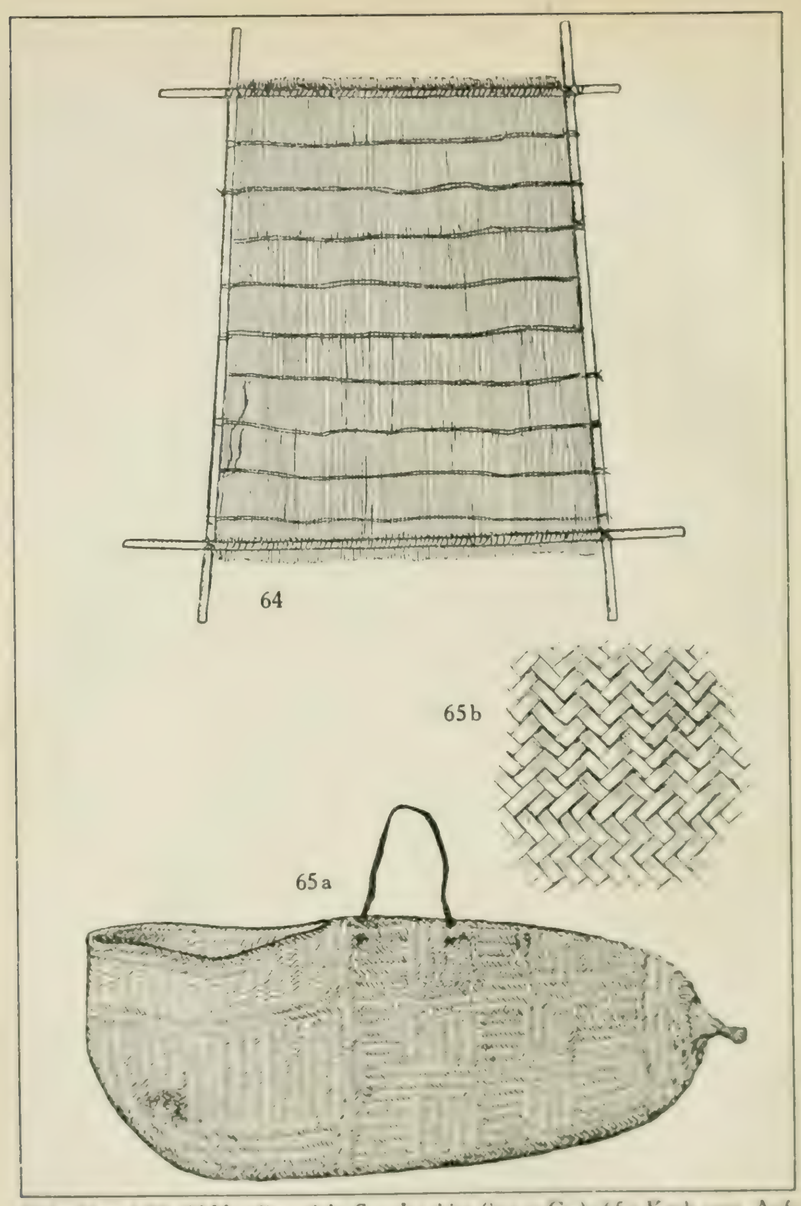


Abb. 64 und 65: 64 Mandiocasieb, San Joachim (1/13 n. Gr.); 65 a Korb zum Aufbewahren von Spindeln u. dgl., Carmen; b zeigt die Flechttechnik (a 1/[illegible], b 1/[illegible] n. Gr.), Baure

Achtzehntes Kapitel

Märchen und Religion der zivilisierten Indianer

Bevor ich Carmen verlasse, um die noch blühenden Guarayúmissionen zu besuchen, will ich über etwas sprechen, was ich aufzeichnete, über die Märchen und die Religion der dortigen Indianer. Auch dies trägt zur Kenntnis der zivilisierten Indianer dieser Gegend bei.

Sie sind Christen, aber dennoch haben sie viele von ihren alten Vorstellungen behalten. Die katholische Kirche hat bekanntlich eine ungewöhnliche Gabe, heidnische Bräuche zu dulden, solange sie nicht ihren eigenen Dogmen zuwiderlaufen. Im strahlenden Federschmuck habe ich die Mojoindianer in Trinidad nach der Messe tanzen sehen. Mit tiefen Verbeugungen und größtem Ernst tanzten sie in das Heiligtum und vor den Altar, wo sie auf die Knie fielen. Es war ein stimmungsvoller Anblick, wie diese Indianer in dem Schmuck der bunten Federn der Araras, der kleinen Papageien und der Tukane sich vor der Madonna in den Staub beugten. Das war indianisches Christentum. Von der Religion unzertrennlich ist auch die Trinkerei. An den Festtagen wird zu Ehren der Madonna und der Heiligen gewaltig gezecht. Es ist bis zum Überdruß widerlich, während eines großen katholischen Festes in einem Pfarrdorf zu sein. Christentum ist für die Mehrzahl der Indianer gleichbedeutend mit Branntwein. „Jesus Christus war betrunken am Kreuze", sagte mir einmal eine alte Indianerin. Ob der Priester sie das gelehrt hat, weiß ich gerade nicht. Sie dachte jedoch, daß sie daher berechtigt sei zu trinken.

Die christlichen Indianer befinden sich natürlich in tiefer Unkenntnis über Gedanken und Dogmen des Christentums. Was

sie glauben, darüber wage ich mich nicht zu äußern. Sie sind sehr bigott, manchmal direkt fanatisch. Man sieht Kreuze und kleine Heiligen- und Madonnenbilder in allen ihren Hütten. Es gibt jedoch ein oder das andere, das bestimmt nicht christlich ist. Federschmuck und Tanzmasken sind Erinnerungen aus alten Zeiten. Solche zu erwerben ist nichts weniger als leicht. In Carmen de Mojos zum Beispiel gibt es eine hölzerne, runde Maske, die weit bekannt ist. Diese wollten mir die Indianer weder zeigen noch verkaufen, denn wer die Maske besitzt, hat die Kraft, andere Menschen zu töten. Für einen großen Federschmuck, mit denen die Indianer in der Kirche von Trinidad tanzten, verlangten sie von einem Deutschen dreihundert Bolivianos. Mit mir wollten sie um den Verkauf einer solchen prachtvollen Federkrone gar nicht unterhandeln. Erst in San Joachim erwarb ich einen ähnlichen Schmuck. Die meisten der zivilisierten Indianer glauben noch an Zauberer.

Will man die Indianer kennenlernen, so muß man als Kamerad, als Gleichstehender zu ihnen kommen. So verkehrte ich mit den Indianern im Gran Chaco. Das war jedoch nicht möglich bei den unterdrückten Mojo- und Baureindianern. Da war ich ein Herrenmensch, und sie waren Knechte, anderes war unmöglich. Ich bekam daher nicht viel von ihren Märchen und Vorstellungen zu wissen.

Während meiner Kanufahrten erfuhr ich doch ein und das andere von den Indianern aus Carmen. Manches erzählten sie mir am Lagerfeuer im Urwald. Die Wildnis bringt die Menschen einander näher, sie duldet keine Gesellschafts- und Rassenunterschiede.

Sie sprachen mit mir über den gewaltigen Fresser Mókonomóko.

Erdvater Mókonomóko kam erbittert über all das Böse, das ihm seine Söhne angetan hatten, und aß die Erzeugnisse aller Felder auf, Mais, Bananen und andere Dinge und warf sich dann in den Fluß, auf das alles verlorengehe. Da hatten die Menschen keinen Samen zum Säen. Sie hatten gar nichts. Verzweifelt suchten sie nach Mókonomóko, der sich in den Fluß gestürzt hatte,

aber sie konnten ihn nicht finden. Da suchten sie den Geier auf, damit er ihnen helfen möge. Der Geier fand Mókonomóko und zeigte ihnen die Stelle. Sie zogen ihn ans Land, aber sie waren nicht imstande, ihn zu öffnen, um den Samen herauszunehmen. Sie baten den Specht, er möge ihnen doch helfen. Dieser hackte ein Loch in Mókonomókos Bauch. Jetzt konnten sie den Samen herausnehmen und wieder säen.

Eine andere Version desselben Märchens beginnt so:

Es war einmal ein Greis, der hieß Mókonomóko. Seine Tochter verheiratete sich, aber Mókonomóko konnte den Schwiegersohn nicht leiden. Er trachtete, den Schwiegersohn zu töten, und schickte ihn aus, die Klapperschlange zu holen, aber diese biß ihn nicht. Darauf sandte er ihn weg, die Sonne zu holen, aber er ließ sie fallen, denn sie verbrannte alles[1]. Danach schickte er ihn, ein Kanu zu machen, auf daß ihn der Jaguar fresse, aber der Jaguar fraß ihn nicht. Als er dabei war, das Kanu zu machen, kam der Schwiegervater zu Besuch. Als der Schwiegersohn den Schwiegervater kommen sah, schleuderte er einen Ast und traf den Schwiegervater ins Auge, so daß er erblindete. Da schickte der Schwiegervater den Schwiegersohn fischen, damit ihn der Alligator fresse, aber der Alligator fraß ihn nicht. Der Junge gab nun dem Alten einen Fisch zu essen, aber dieser wurde nicht satt davon, sondern er begann Mais und von allen Feldern zu essen, was er nur haben konnte. (Fortsetzung wie oben.)

Folgendes kleine, lustige Stück handelt auch von dem großen Fresser Mókonomóko.

Ein Jüngling verheiratete sich mit der Tochter eines Mannes, der Mókonomókos heftiger Feind war. Dieser wurde zornig darüber, raubte die Frau des Jünglings und versteckte sie. Der Mann suchte seine Frau und kam zu den „Siri-siri"-Vögeln. Diese führten ihn in ihr Dorf, denn seit langem schon hatten sie, die alle Weiber waren, keinen Mann gehabt. Sie führten ihn mit sich, um von ihm Kinder zu bekommen.

Der Jüngling, dem es nicht mehr behagte, dort zu bleiben,

---

[1] Diese Stelle dürfte ich nicht richtig verstanden haben.

und der der vielen Weiber überdrüssig war[1], bat seinen Vater, der zaubern konnte, ihn zu holen. Sein Bote war Kúrúkúri (ein Elateride[2]). Der Vater schickte eine Schlange, die ihn holen sollte. Die Schlange begab sich auf den Weg und fraß ihn auf. Der Jüngling ließ sich von der Schlange verschlingen unter der Bedingung, daß er seine Frau zurückbekomme. Man sagte, sie sei bei Mókonomóko. Da fraß die Schlange auch das Mädchen und brachte es zu seinem Mann. Zornig verfolgte nun Mókonomóko das Mädchen und den Mann und fraß die beiden auf.

Das sind die Geschichten der Baure von dem großen Fresser Mókonomóko. Wenn ein Baureweib in Carmen ein Kind bekommen hat, gibt ihr Mann sieben Tage lang keinen Schuß ab. Das ist ein Rest der so weit verbreiteten Sitte der Couvade, d. h. daß der Mann im Kindbett liegen muß. Wenn die Baure Mais säen, nehmen sie eine Ente mit, die sie essen; den Kopf graben sie am Ackerrande ein mit dem Schnabel nach aufwärts, damit es regnen solle. Wenn der Mais blüht, gehen die Baure nicht aufs Feld, denn da rauben die Geister ihre Seelen. Geht einer dieser Indianer auf die Jagd und begegnet einer Schildkröte, so kehrt er um, denn das bedeutet schlechtes Jagdglück. Wenn er auf den Fischfang gehen will, bindet er seine Hängematte nicht auf, damit der Fischfang gut ausfalle. Hören die Baure einen Vogel schreien, der „pica" heißt, dann sind die Sirionoindianer nahe. Den Regenbogen nennen sie „nyá". Sie halten ihn für eine große Schlange, die aus einem großen See heraufgekommen ist.

Die Baure glauben an Zauberer. Sie glauben auch an solche, die die Zukunft voraussagen können. Bei anderen Indianern habe ich nie von Wahrsagern oder Wahrsagerinnen sprechen gehört, weshalb es möglich erscheint, daß dieser Glaube von den Spaniern eingeführt ist. Da ich jedoch dieser Sache keine Aufmerksamkeit widmete, wage ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen, wie es sich damit verhält[3].

Ein Teil der Märchen, welche die zivilisierten Indianer erzählen, stammt sicher von den Spaniern. Sie enthalten wohlbekannte

---

[1] Gemildert. [2] Schnellkäfer. [3] Im alten Peru waren Wahrsager häufig.

europäische Motive. Da sie südamerikanische Lokalfarbe haben und südamerikanische Tiere darin auftreten, scheinen sie mir eines gewissen Interesses wert zu sein. Sie handeln vom Fuchs und Jaguar.

Der Fuchs traf den Jaguar im Walde, als dieser dabei war frisches Fleisch zu fressen. Der Jaguar gab dem Fuchs ein Stück Fleisch und sagte, er solle es seiner (des Jaguars) Frau bringen. Der Fuchs nahm das Fleisch auf den Rücken und trug es zur Frau des Jaguars. Da es schon spät war, bat er übernachten zu dürfen und fragte, wo er liegen könne. Die Frau wies ihm eine Ecke des Zimmers an. „Da will ich nicht liegen, da sind zu viele Ameisen", sagte der Fuchs. Da zeigte des Jaguars Frau auf eine andere Ecke, aber auch dort wollte der Fuchs nicht liegen, denn dort, sagte er, seien zu viele Moskitos. Die Frau Jaguar wies ihn in die dritte Ecke, aber da seien zu viele Sandflöhe, sagte der Fuchs, da wolle er nicht liegen. Endlich zeigte die Frau des Jaguars auf die Hängematte ihres Mannes, die über der ihrigen hing. Ja, dorthin legte sich der Fuchs.

In der Nacht steckte der Fuchs einen Fuß in die Hängematte der Frau Jaguar. Sie wollte zwar nicht, aber der Fuchs kletterte ganz hinab und schlief bei der Frau des Jaguars[1]. Früh morgens stand der Fuchs auf. Als er ging, beschmutzte er die Schwelle des Hauses und lief seines Weges.

Da schwur der Jaguar, den Fuchs zu töten, und begab sich auf die Suche nach ihm. Er traf den Fuchs, wie er gerade Totáy[2] aß.

„Nun bin ich gekommen, um dich zu töten", sagte der Jaguar.

„Tue das nicht, sondern komm erst und koste, was ich Gutes gefunden habe", erwiderte der Fuchs.

Der Jaguar kostete und fand es sehr gut. „Woher hast du das?"

Da legte der Fuchs seinen Hodensack auf einen Stein, versteckte eine Frucht darunter und schlug mit einem anderen Stein darauf, während er rasch seinen Hodensack wegzog. Dann legte auch der Jaguar seinen Hodensack auf den Stein, und der Fuchs

---

[1] Gemildert. [2] Acrocomia totáy.

schlug zu. Während sich der Jaguar vor Schmerzen auf dem Boden wälzte, lief der Fuchs seines Weges.

Der Fuchs traf einen Karren, auf dem Käse lag. Er legte sich auf den Boden und stellte sich tot. — Der Kutscher stieg ab und schlug mit der Peitsche auf den Fuchs los, aber der rührte sich nicht. „Das wird ein gutes Fell für meine Satteldecke", sagte der Kutscher und warf den Fuchs hinter sich auf den Karren. Der Fuchs warf nun einen Käse nach dem anderen hinab und sprang schließlich selbst hinunter.

Da traf der Jaguar den Fuchs beim Käseessen. „Jetzt bin ich gekommen, um dich zu töten", sagte der Jaguar.

„Tue das nicht, sondern komme und koste, was ich Gutes gefunden habe", antwortete der Fuchs. Der Jaguar kostete den Käse und fand ihn sehr gut.

„Wie hast du denn den bekommen?" fragte der Jaguar. Der Fuchs zeigte auf den Mond, der sich im Wasser spiegelte. Dann band er einen Stein an den Gürtel des Jaguars, und dieser sprang in das Wasser nach dem Käse. Der Jaguar sank auf den Grund und begann schon Wasser zu schlucken, da biß ein Palometafisch den Strick ab, mit dem der Stein angebunden war. Der Jaguar kam wieder herauf und spie am Ufer viel Wasser aus. Der Fuchs aber war davongelaufen.

Der Jaguar begab sich wieder auf die Suche nach dem Fuchs, um ihn zu töten. Er traf den Fuchs, aber der lief, was er konnte, bis er zu einer Höhle kam, worin er verschwand. Als der Jaguar ankam, wußte er nicht, womit er den Fuchs ausgraben solle. Da rief er einen Geier an, bat ihn den Eingang der Höhle zu bewachen und lief nach Hause, um einen Spaten zu holen.

Als der Jaguar weg war, sprach der Fuchs zum Geier: „Sperre deine Augen auf, damit du siehst, daß ich nicht entwische." Als der Geier die Augen aufriß, warf ihm der Fuchs eine Handvoll Erde in die Augen, hielt ihm eine Baumwurzel hin und sagte: „Hier hast du meinen Schwanz. Pack ihn!" Der Geier faßte die Wurzel, und der Fuchs empfahl sich.

Als der Jaguar zurückkam, sagte der Geier, der die Baumwurzel festhielt: „Jetzt haben wir ihn. Ich halte ihn am Schwanze."

Der Jaguar grub die ganze Höhle aus, aber er fand keinen Fuchs. Der war längst weit weg.

Da begab sich der Jaguar wieder auf die Suche nach dem Fuchs, um ihn zu töten. Er fand den Fuchs beim Honigsammeln.

„Jetzt bin ich aber gekommen, um dich zu töten“, sagte der Jaguar.

„Ach, tu doch das nicht, komm und koste, was ich Herrliches gefunden habe“, erwiderte der Fuchs. Der Jaguar aß von dem Honig, und dann gingen die beiden zusammen auf den Acker des Jaguars, um zu graben. Da sagte der Fuchs zum Jaguar, er könne mit drei Spaten graben. Der Jaguar schickte ihn nach Hause, um drei Spaten zu holen.

Als der Fuchs zum Hause des Jaguars kam, nahm er des Jaguars Frau und Tochter mit sich, um die Spaten zu tragen. Als sie in den Wald kamen, vergewaltigte er sie[1] und machte sich dann davon.

Die zwei folgenden Geschichten haben zwar keinen direkten Zusammenhang mit dem Vorhergehenden, wurden aber als Fortsetzung dazu erzählt.

Der Jaguar erzählte dem Fuchs, daß er verfolgt werde, und bat den Fuchs, ihn zu einem guten Verstecke zu verhelfen. Da band der Fuchs den Jaguar an einen Palo Santo[2] und lief seines Weges. Die Ameisen zerbissen nun den Jaguar, und er bat alle Tiere, die vorbeikamen, ihn loszumachen. Da kam eine Kuh, aber als sie der Jaguar um Hilfe bat, sagte sie: „Nein, das tue ich nicht, denn du frißt mich dann auf.“ Hierauf kam ein kleiner Rehbock. Als ihn der Jaguar um Freiheit bat, erwiderte der Rehbock: „Nein, du frißt mich sicher auf.“ Da kam ein Stier vorbei. Der Jaguar bat ihn, er möge ihn loslösen, da antwortete der Stier:

---

[1] Gemildert.

[2] Dieser hier häufige Baum, Triplaris, lebt in Symbiose mit einer großen, rotgelben Ameise, Pseudomyrma, die sehr unangenehm ist. Während meiner Kanufahrt den Rio Blanco hinauf hatte ich einen Mestizen bei mir, der einmal einen Indianer an einen solchen Baum gebunden hatte. Man sagte mir, der Indianer sei blind und wirr im Kopfe geworden. Dieser rohe Mensch kam mir höchst unbehaglich vor im Gegensatz zu dem liebenswürdigen Mörder, von dem ich das Kanu gemietet hatte.

„Nein, das tue ich nicht, denn du frißt mich dann auf." Endlich kam eine alte Kuh. Der Jaguar flehte sie an, daß sie ihn von dem Baume losmache. Die Kuh tat es, und der Jaguar fraß sie sogleich auf.

Der Fuchs ging auf einen Hof und stahl Lassos. Die Leute auf dem Hofe machten neue Lassos, aber der Fuchs stahl auch diese. Am Hofe lag ein Maulesel und schlief. Der Fuchs und seine Kameraden banden ihn mit allen Lassos, die der Fuchs gestohlen hatte, um ihn wegzuschleppen. Sie befestigten die Lassos am Gürtel. Als sie nun begannen, den Maulesel fortzuziehen, erwachte dieser und raste davon. Er schleifte alle Füchse hinter sich her, und sie starben alle. Seit der Zeit gab es keine Füchse, d. h. einen ausgenommen. Als der Maulesel auf den Hof zurückkam, erhielt er zwei Arrobas[1] Mais, weil er alle Lassos heimgebracht hatte.

Von einem Gesichtspunkte aus scheinen mir diese Märchen interessant zu sein. Sie zeigen uns, wie sich solche Erzählungen verwandeln, wenn sie ein Volk dem anderen erzählt, wie sie dem neuen Milieu angepaßt werden.

Dieses Kapitel über den Volksglauben der zivilisierten Indianer, diese Mischung von alt und neu beweist, wie wichtig es ist, Märchen und Vorstellungen hier zu sammeln, ehe das Alte durch das Neue völlig verdrängt wurde.

[1] Arroba, spanisches Gewicht = 11,502 kg.

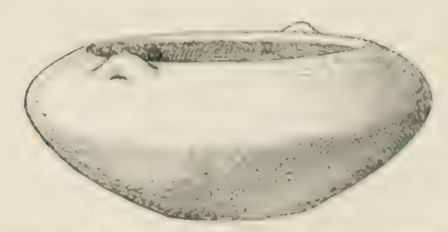


Abb. 66: Tongefäß, gefunden in einem Grabe am Rio Palacios in der Provinz Sara, Bolivien (1/4 n. Gr.)

Neunzehntes Kapitel

Das Land der Guarayúindianer

Heiden und Christen

Wir haben Carmen de Mojos verlassen und sind den Rio Blanco hinauf zu den Guarayúmissionen gerudert.

Steigt man auf den Kirchturm in Ascencion, der größten dieser Missionen, so hat man eine herrliche Aussicht. So weit das Auge reicht, sieht man gewaltige Palmenwälder, hier und da von Hügeln, Bergen und vereinzelten Pampas unterbrochen. Es ist ein Meer von Grün, in dem besonders die langblättrigen Cusipalmen[1] vorherrschen.

Weit weg in diesen schwerdurchdringlichen Wäldern wohnen noch die wilden Siriono, die Todfeinde der Guarayúindianer und der Schrecken vieler Weißer. In der Nähe der Mission ist der Wald nunmehr arm an Wild. Tiefer im Urwald leben dagegen zahlreiche Wildschweine, Tapire und Jaguare. Da klettern die Affen in großen Scharen durch das Gewirr der Lianen. Ähnlich, wenn auch nicht so großartig, ist die Aussicht von Yaguarú und Urubicha, die nebst S. Pablo, Yotaú und Ascencion die fünf Missionsstationen bilden, wo alle christlichen Guarayú wohnen. Zwei Flüsse fließen durch dieses Gebiet, das nach seinen Bewohnern Guarayos heißt. Diese sind der Rio Blanco, den wir schon kennengelernt haben, und der Rio S. Miguel, Flüsse, die sich später mit dem Rio Guaporé vereinigen, der erstere unter seinem alten Namen, den er in Guarayos führt, der andere als Rio Itonama. Innerhalb Guarayos sind diese Flüsse während der Regen-

[1] Orbignya phalerata.

zeit für kleinere Ruderboote und Kanus schiffbar. Die kleinen Dampfer, die den Rio Guaporé und Rio Mamoré befahren, können jedoch nicht nach Guarayos hinaufgehen. Stromschnellen und große Mengen von Wasserpflanzen verhindern dies. Von Trinidad, Sta. Cruz de la Sierra und Chiquitos führen Wege durch die großen Urwälder nach Guarayos. Flüsse und Seen sind fischreich, der Boden ist sehr fruchtbar, das Klima gesund und fast fieberfrei. Guarayos ist ein gutes Land, ein Land, das man in einen einzigen großen Garten verwandeln könnte. Vielleicht ist Guarayos das herrlichste Gebiet in ganz Ostbolivien. Es ist ein Land der Zukunft.

Wir haben eine kleine dahinschwindende Mission bei den Yuracáre und Trümmer einer mächtigen Missionsgewalt in Mojos kennengelernt. Hier begegnen wir Missionen in ihrer vollen Blüte und können Beobachtungen anstellen über die Frage „Indianer und Weiße". Die Mönche hier sind mächtig und können ohne äußere Einmengung ihren Geschäften obliegen. Hier wenden sie ihr Erziehungssystem an, ohne daß unverschämte Gouverneure, die vielleicht Freimaurer sind, sich in ihre Angelegenheiten mischen.

Von besonderem Interesse sind die Guarayúmissionen schon deshalb, weil dort dasselbe System angewendet wird wie in den früheren Jesuitenmissionen in Mojos.

Die Guarayúmissionen sind gegründet und geleitet von Franziskanern, hauptsächlich Österreichern und Italienern.

Die wichtigsten Arbeiten über diese Indianer sind von d'Orbigny[1], Cardús[2], W. Priewasser[3], B. Pesciotti[4] und F. Pierini[5].

Im Jahre 1832 besuchte d'Orbigny[6] die Guarayúindianer. Er schildert sie als sehr sympathisch. Damals waren sie noch größten-

[1] D'Orbigny a. a. O.

[2] Cardús a. a. O.

[3] W. Priewasser hat eine Guarayúgrammatik geschrieben.

[4] B. Pesciotti, Devocionario del Neófito Guarayo (Genova 1904).

[5] F. Pierini, Dos asuntos etc. a. a. O. Informe Anual del Prefecto de Misiones del Colegio de Tarata (Tarata 1908).

[6] D'Orbigny, Voyage a. a. O.

teils von den Weißen unabhängig, bloß ein einziger Missionar, der edle Padre de Cueva, lebte bei ihnen. Während meiner letzten Reise lernte ich die Guarayú recht gut kennen. Ungefähr einen Monat hielt ich mich bei ihnen auf, und mehrere Monate lang hatte ich Guarayúindianer als Begleiter.

Sie sind jetzt fast alle Missionskinder, schon über ein halbes Jahrhundert von Franziskanermönchen erzogen, unter deren Vormundschaft sie leben.

Die Mönche haben unter den Guarayú eine großartige Arbeit geleistet. Mit Erfolg haben sie diese Indianer gegen die gewissenlosen Weißen verteidigt, die so viele andere Indianerstämme ruiniert und ausgerottet haben. Die Missionen sind blühende Gemeinschaften, die den Missionaren alle Ehre machen. Sie haben die Indianer viele Handwerke gelehrt, sie haben den Ackerbau der Indianer entwickelt und sicherlich deren Existenzbedingungen verbessert.

Die Guarayú sind nun Christen!

Sind die christlichen Guarayú bessere Menschen, als die heidnischen zu d'Orbignys Zeit waren? Das glauben die Missionare; es geht aus ihren Schilderungen hervor. Interessant ist es jedoch, die Eindrücke zu vergleichen, die d'Orbigny von den heidnischen Guarayú bekam, mit denen, die ihre christlichen Nachkommen auf mich machten. Ein solcher Vergleich kann dazu beitragen, die Entwicklung des menschlichen Charakters unter verschiedenen Erziehungssystemen zu verstehen.

D'Orbignys heidnische Guarayú waren stolz und gradsinnig. Die alten Männer flößten durch edle Züge und ihre Würde Respekt ein.

D'Orbigny lobt die Guarayú als ehrlich im Gegensatz zu den christlichen Indianern im Chiquitos. Er schildert sie als gastfreundlich, als gute Väter und gute Gatten. Die Kinder bewiesen den Alten Achtung.

Charakteristisch für die Guarayú war die Rede, die ein alter Mann an d'Orbigny[1] hielt, als er ihm einen Knaben übergab, der

---

[1] D'Orbigny, Voyage. Partie historique 3 I Seite 18.

den Forschungsreisenden begleiten sollte: „Dieses Kind, das ich zu dir bringe, ist mein Enkelkind, es heißt Mbuca orì (frohes Lachen). Ich gebe ihn dir, weil er seinen Vater verloren hat, und weil ich dich für würdig erachte, Vaterstelle an ihm zu vertreten; betrachte ihn als deinen Sohn und mache ihn zu einem Mann; sehe vor allem zu, daß er nie stehlen lerne, denn das verachten wir, und daß er immer würdig bleibt, ein Guarayú zu sein." Sind dies nicht stolze Worte aus den Urwäldern, die d'Orbigny als ein irdisches Paradies schildert?

Stolz war der heidnische Guarayúindianer, als er sagte: „Bloß die Chiquito sind Indianer, sie sind Sklaven; ich aber bin frei und kein Indianer; ich bin ein Guarayú[1]."

Ich glaube nicht, daß d'Orbignys Schilderung eine Schönmalerei ist, denn dieser Forschungsreisende zeichnete sich stets durch große Objektivität aus.

Das war 1832.

Ganz verschieden waren meine Eindrücke 1909.

Der christliche Guarayúindianer weiß, daß jedes Vergehen in der Mission mit Prügel bestraft wird, und er weiß, daß es unter den eigenen Stammesfreunden Angeber und Spione gibt. Wenn die Knaben nicht ordentlich in die Messe gehen, bekommen sie Prügel. Gehorchen sie nicht blindlings dem Befehl der Mönche, bekommen sie Prügel.

So hatte zum Beispiel einer der Mönche einem Guarayú ein Paar Schuhe zum Ausbessern gegeben mit dem Auftrag, sie sollten zu einer bestimmten Zeit fertig sein. Anstatt zu arbeiten, hatte der Schuhmacher getrunken. Der Mönch ließ ihm dafür fünfundzwanzig Peitschenhiebe aufzählen, eine Behandlung, die wirklich empörend war. Auch die Frauen werden mit der Peitsche bestraft, besonders wenn sie bei einer Sünde gegen das sechste Gebot ertappt werden.

Man muß jedoch zugeben, daß die Mönche in ihrer Strenge konsequent sind, daß sie trachten gerecht zu sein.

Die Folge dieses Systems, gegründet auf Spionieren, An-

[1] D'Orbigny, Voyage. Partie historique 3 I Seite 14.

geberei und Strenge, ist ganz einfach die, daß die Indianer versuchen, durch Gefügigkeit die Missionare zu täuschen. Ihr einst von d'Orbigny so gepriesener Stolz ist verschwunden. Sie haben gelernt zu kriechen.

D'Orbigny schreibt wiederholte Male von der Ehrlichkeit der Guarayúindianer. Damals waren sie Heiden. Jetzt, da sie das siebente Gebot kennen, stehlen sie gern, nicht am wenigsten von den Missionaren. Das habe ich selbst gesehen. So sah ich zum Beispiel, wie in Yaguarú die Weiber dem Missionsvorsteher große Mengen getrockneten Fleisches stahlen.

Die Gastfreundschaft ist verschwunden. Wie ist es mit der Sittlichkeit? Die Polygamie haben die Missionare ausgerottet. Die Sittlichkeit ist jedoch nicht so streng wie in der heidnischen Zeit.

Nach Pierini[1] betragen die unehelichen Kinder, die bei den Guarayú geboren werden, nur vier vom Hundert, gegen neunzig vom Hundert in Mojos und Chiquitos. Die Ziffern sind vermutlich richtig. Sicherlich sind auch die Verhältnisse in Guarayos unvergleichlich besser als in Mojos. Man möge sich aber vor Augen halten, daß in Guarayos deshalb keine Kinder außer der Ehe geboren werden, weil sich die Indianerinnen im Mannbarkeitsalter verheiraten.

Tatsache ist jedoch, daß es auch recht leichtsinnige Guarayúweiber gibt, die sich an die Weißen verkaufen, wenn sich Gelegenheit dazu bietet.

Um völlig gerecht zu sein, muß ich aber hinzufügen, daß die Guarayú viel besser sind als die meisten anderen christlichen Indianer. Die Missionare suchen sie zu erziehen und halten die Strenge für die einzig richtige Methode. Die meisten anderen Weißen wollen die Indianer nur ausnützen und verderben. Die Missionare haben die Einfuhr von Branntwein bei den Guarayú mit Erfolg verhindert; sie haben sie zu tauglichen, oft recht behenden Arbeitern erzogen.

Da gibt es zum Beispiel unter diesen Indianern geschickte

---

[1] F. Pierini, Dos asuntos etc. 21.

Weber, Tischler, Schmiede, Sattler, ja sogar Goldschmiedarbeiter. Die Kinder werden von klein auf an regelmäßige Arbeit gewöhnt. Sie müssen säubern, Baumwolle und Reis reinigen u. dgl.

Während die zivilisierte Indianerbevölkerung in ganz Nordostbolivien in letzter Zeit stark abgenommen hat, ist die Zahl der Guarayúindianer bedeutend gewachsen.

Nach P. Viudez[1] gab es 1849 kaum 3000 Guarayú. Cardús[1] gibt für 1884 die Zahl 4439. Ducci[2] spricht 1893 von 5299 und Pierini[3] 1906 von 5801. Die Vermehrung betrug also in zweiundzwanzig Jahren 1362.

Im Jahre 1906 wurden in Guarayos[3] 305 Kinder (156 Knaben und 149 Mädchen) geboren. In derselben Zeit starben 277 Personen, davon 192 Kinder. Im folgenden Jahre[4] beliefen sich die Geburten auf 413 (202 Knaben, 211 Mädchen) und die Toten bloß auf 185, davon 109 Kinder. Seit 1884 hat die Mission keinen Nachwuchs durch Zuströmen heidnischer Indianer gehabt. Dagegen sind etliche Guarayú geflohen, um sich der Vormundschaft der Mönche zu entziehen. Sie begaben sich aber nicht in die Urwälder, sondern zu den Weißen. Sicher haben sie bei diesem Tausch nichts anderes gewonnen als leichteren Zutritt zum Branntwein.

Wir sehen, daß sich die Guarayú vermehren. Das ist sehr wichtig in diesem Lande, das bei der spärlichen Bevölkerung einen starken Nachwuchs notwendig braucht und das eine viel größere Anzahl Menschen ernähren kann, als jetzt dort leben. Sicherlich sind die Guarayú hier die einzigen zivilisierten Indianer, die von den Weißen abhängig sind und die an Zahl in den letzten Jahrzehnten nicht abgenommen haben.

Aus den Ziffern, die ich von den Guarayú angeführt habe, ersehen wir, daß die Sterblichkeit unter den Kindern 1906 enorm

[1] Cardús a. a. O. 69 183.

[2] Ducci, Diario de la visita á todas las misiones existentes en la República de Bolivia 167 (Asis 1895).

[3] Pierini, Dos asuntos de actualidad en Bolivia (Buenos Aires 1907).

[4] Pierini, Informe Anual del Prefecto de Misiones del Colegio de Tarata (Tarata 1908).



Tafel XXV: Fahrt in der „Monteria“ durch überschwemmte Wälder bei Curichá



Tafel XXVI: Am Hafen in Carmen

war. Die Sterblichkeit bei Kindern zarten Alters ist bei allen Indianern sehr groß. Koch-Grünberg[1] hält dies für die Ursache, warum sich die Indianer am Rio Negro in Brasilien nicht vermehren, und warum manche Stämme an Zahl direkt abnehmen[2].

D'Orbigny sagt, daß sich die heidnischen Guarayú für glücklicher hielten als andere Menschen. Unzufriedenheit fehlte ihnen, die große treibende Kraft, die zur Schaffung der Zivilisation beigetragen hat, auf die wir mit Recht oder Unrecht so stolz sind. Ich glaube nicht, daß es den Missionaren trotz aller Erziehung gelang, das fruchtbringende Gift der Unzufriedenheit in das Gemüt der Guarayúindianer zu träufeln. Wenn sie dürften, würden sie sicher wieder ihr altes Urwaldleben führen wollen, unbekümmert darum, ihre Stellung zu verbessern und der Wohltaten der Zivilisation teilhaftig zu sein. Wir müssen uns immer vor Augen halten, daß der Hauptunterschied zwischen freien Indianern und Weißen der ist: die ersteren finden, daß es ihnen gut geht, die letzteren aber wollen es immer besser haben.

Infolge des Erziehungssystems der Mönche sind die Guarayú sehr untergeben und unselbständig. Sie könnten daher eine leichte Beute von rücksichtslosen Weißen werden, die sie, wenn die Mönche nicht wären, leichter ausnützen könnten, als wenn sie frei in den Urwäldern lebten.

Sie haben gelernt auf die Mönche zu vertrauen, diese für sich denken und ihr Schicksal lenken zu lassen. Bevor sie etwas unternehmen, bevor sie mit den Weißen ein Geschäft machen, fragen sie immer die Missionare um Rat.

Das geht so weit: will man zum Beispiel in Guarayos sein Hemd waschen lassen, so muß man mit dem Hemd zum Missionsvorsteher gehen, der es dann der Wäscherin übergibt. Es ist unmöglich, unter diesen Hunderten von Indianern einen Mann zum

---

[1] Koch-Grünberg, Zwei Jahre usw. II 150.

[2] Ähnliche Verhältnisse herrschen auch bei den Indianern Nordamerikas, wo nach James Mooney die Sterblichkeit unter den kleinen Kindern schrecklich groß ist. Handbook of American Indians North of Mexico 265 (Washington 1907).

Graben zu bekommen außer durch die Mönche. Diese bestimmen alles, was ihre Mündel tun dürfen.

Insofern ist dieses System berechtigt, als es die Indianer davor schützt, von den Weißen betrogen zu werden — aber es ist sehr gefährlich für die Zukunft der Indianer, denn es erhöht ihre Unselbständigkeit.

Wie Geier nach Aas spähen, so spähen die Besitzer der Kautschukbaracken nach den Arbeitskräften, die es in Guarayos gibt. Sie hoffen die Mönche wegzubringen, hoffen auf neue Arbeitskräfte, um den verdammten Kautschuk zu sammeln, auf neue Ruderer zu den Madeirafällen, auf neue Menschen zum Ausrotten. Werden die Mönche aus den Missionen vertrieben, so verschwinden die blühenden Dörfer in Guarayos.

„Werden die Mönche vertrieben und die Missionen säkularisiert, so werden die Pfarrherren und Corregidores die Indianer verkaufen und den Gewinn teilen", sagte einmal ein Weißer, der nicht klerikal war, zu mir. Und er hatte sicher recht. Trotz aller Bemerkungen werden die Bolivianer eines Tages den Franziskanern dafür danken, was diese für sie getan haben, indem sie die Guarayú in die Zukunft hinüberretteten, d. h. wenn sie nicht planlos zerstören, was die Mönche aufgebaut haben. Solange die Mönche da sind, gibt es keinen Raubbau mit diesen Menschen. Nur müssen die Guarayú, ehe die Mönche das Land verlassen, zur Selbständigkeit erzogen werden. Der gegenwärtige Missionspräfekt, Padre Francisco Pierini, scheint dies zu verstehen. Ich ersah es aus mehreren seiner Äußerungen.

So sagte er unter anderem, er versuche eine Oberklasse unter den Guarayú zu schaffen, damit in Zukunft der Klassenunterschied nicht ausschließlich Rassenunterschied sei.

Ist dies nicht charakteristisch!

Bei den Guarayú gibt es oder gab es wenigstens früher keinen Klassenunterschied. Sollen sie in die Gesellschaftsordnung passen, so muß man sie in Ober- und Unterklasse teilen.

Zum Besten der Indianer hoffe ich, daß er und seine Mönche sie nicht verlassen werden, ehe diese Indianer gelernt haben, sich selbst zu helfen, ihre wirtschaftlichen Angelegenheiten in Ordnung

zu halten und ihre Rechte als bolivianische Mitbürger zu bewachen. Es ist von größter Bedeutung, daß die Mönche ihnen Spanisch beibringen, daß alle lesen, schreiben und rechnen lernen und sich auf den Wert ihrer Produkte und des Geldes verstehen.

Man muß die Guarayú lehren, daß das erste Gebot in dem Katechismus der Weißen lautet: „Du sollst das Geld mehr lieben als alles andere.“ Können sie dieses Gebot nicht lernen, so gehen sie unter. Einen Indianerstamm kenne ich, der dies teilweise begriffen hat. Das sind die Aymaraindianer. Mehrere von diesen besitzen auch eine gute Stellung in Bolivia, so gut, daß sie als Weiße etikettiert werden[1].

Die Mönche müssen ihr egoistisches System aufgeben, mit den Guarayú immer in deren eigener Sprache zu verhandeln. Das festigt freilich den Einfluß der Mönche, aber es ist gefährlich für die Indianer. Sich selbst überlassen sind sie ganz hilflos, wenn sie nicht Spanisch können.

Die Handwerke, die sie von den Missionaren lernten, müssen sie auf eigene Faust ausüben können, sonst haben sie in Zukunft keinen Nutzen davon, sondern vergessen gleich den früheren Missionskindern bei den Baure und Mojo fast alles, was sie gelernt haben.

Die Mönche in Guarayos betonen, daß sie sich bemühen, das System der früheren Jesuitenmissionen anzuwenden. Wir wissen, daß die Jesuiten im ganzen Innern von Südamerika während des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts mächtige Missionen hatten, von denen besonders die in Paraguay bekannt sind[2]. Dort blühte Industrie und Ackerbau, dort herrschte großer Wohlstand, solange die Jesuiten bleiben durften. Aber als sie vertrieben wurden, zerfiel ihr Werk in Trümmer. Die Jesuiten führten sicher ein strenges Regiment, aber sie waren Baumeister, die ihre mächtige Herrschaft mit eiserner Konsequenz aufbauten. Als man sie

---

[1] Es gibt in der Tat verschiedene Beispiele dafür, daß Aymara- und Quichuaindianer in Bolivien einflußreiche Männer wurden.

[2] Siehe zum Beispiel Pfotenhauer, Die Missionen der Jesuiten in Paraguay (Gütersloh 1891) oder das sehr gut geschriebene: Jesuiterstaten i Paraguay von Dr. V. Christensen (Kopenhagen 1909).

vertrieb, da war es mit dem Aufbau vorbei. Da kamen die Zerstörer, da kam der Raubbau. Die Jesuiten schützten wohl die Indianer, aber sie verstanden es nicht, sie zur Selbständigkeit zu erziehen.

Kein ehrlicher Mensch kann leugnen, daß die Vertreibung der Jesuiten aus Südamerika im Jahre 1767 eine Dummheit war. Ja, es war ein Verbrechen. Es war ein Sieg des Raubbaus. Denn sie verteidigten die Indianer gegen die Sklavenjäger und schützten sie vor der Plünderung.

Es ist wohl wahr, daß die Jesuitenmissionen Käfige waren. In diesen Käfigen verloren die Indianer ihre Freiheit, aber sie waren vor den Raubtieren geschützt. So ist es auch in Guarayos.

Die Arbeit in den Guarayúmissionen ist ebenso wie in den Jesuitenmissionen organisiert; drei Tage der Woche arbeiten die Männer für die Mission und drei Tage für sich selbst. Der siebente Tag ist dem Hause Gottes und dem Chichatrinken gewidmet. Die verheirateten Frauen liefern ihren Tribut in Baumwollgarn und Palmöl, die Kinder, d. h. die Nichtverheirateten, arbeiten auch für die Mission.

Zum Ersatz für diese Arbeit verteilen die Missionare an die Indianer Kleider, Fleisch, Werkzeug u. a. und unterhalten völlig elternlose Kinder und Greise.

Die Missionen in Guarayos brauchen keine Almosen. Keine alten Damen in Europa nähen Kleider für kleine nackte Guarayúkinder. Durch Export von Ackerbauprodukten und Industrieerzeugnissen bezahlen die Missionare alle Ausgaben. Die katholischen Missionare sind ausgezeichnete Administratoren und Ökonomen. Die Einkünfte der Missionen betrugen 1907 152371 Bolivianos 53 Cent und die Ausgaben 149789 Bolivianos 70 Cent[1]. Hier hätten unsere protestantischen Missionare viel zu lernen.

Dank der Arbeit der Mönche und der Guarayúindianer werden viele Lebensmittel in die Kautschukwälder geschickt. Guarayos ist die Kornkammer dieser Gegend und kann noch mehr dazu entwickelt werden.

[1] Der Wert eines Boliviano in deutscher Münze war vor dem Kriege ungefähr 1 Mark 50 Pfennig.

Unter den Exportprodukten der Guarayúmissionen steht auch der Branntwein. Das ist recht originell. Die Missionskinder werden vor dem Alkoholismus geschützt, aber man scheut nicht davor zurück, ihn anderswo zu verbreiten. Diese Industrie empfehle ich natürlich nicht den protestantischen Missionaren.

In Bolivien habe ich mehrmals die Behauptung gehört, die Guarayúmissionen seien so ausgezeichnete Melkkühe, daß die Mönche jährlich große Geldsummen nach Europa senden könnten. Das ist sicher nicht wahr. Leider ist jedoch der Wohlstand eine Gefahr für den Bestand der Missionen. Andere Weiße wollen Kapital aus dem schlagen, was die Mönche durch Umsicht und geschickte Administration aufgebaut haben. Der Reichtum war das Unglück der Jesuitenmissionen. Der Wohlstand kann gefährlich werden für die Franziskaner.

Die Missionare glauben sich im Besitze eines vollständigen Monopols auf die Indianer. Das haben ihnen die Behörden mit Unrecht streitig gemacht, als sie die Missionare zwangen, Indianer zu Wegarbeiten u. dgl. zu kommandieren in Gegenden, die von den Missionen weit abliegen. Empörend ist es, daß etliche Guarayú als Ruderer an die Madeirafälle gesandt wurden. Dank dieser Reisen gibt es hier mehrere ganz junge Witwen. So waren zum Beispiel 1907 in Guarayos zweihundertachtunddreißig Witwen und nur einundsechzig Witwer. Wer daran schuld ist, wage ich nicht zu sagen.

Die Mönche belästigen sicher die Guarayú viel zuviel mit Pater noster, Ave Marie, Credo u. dgl. Für sie ist die religiöse Bekehrungsarbeit die Hauptsache. Das ist ihr Glaube und das kann nicht geändert werden, denn der Glaube ist notwendig, um als Missionar arbeiten zu können. Aus rein humanitären Gründen ist noch keine Mission gegründet worden. Ohne Glauben opfert sich selten ein Mensch für den anderen.

Unter den katholischen Missionaren gibt es nicht selten sehr aufopferungsvolle Menschen, enthusiastisch für ihre Sache und bereit, alles für Religion und Kirche zu opfern. Und doch sind die katholischen Missionare ungewöhnlich frei von Sentimentalität.

Die Tätigkeit, welche die katholischen Missionare in Süd-

amerika entwickelten, ist unerhört. Während meiner Reisen habe ich dort nur einen einzigen nichtkatholischen Missionar gesehen, und das war ein amerikanischer Gentleman, der die Katholiken zu Methodisten bekehrte. Well, ich glaube, daß er nicht mehr Erfolg hatte als ein Landsmann von ihm, der unter den Indianern im Chaco, die nicht lesen konnten, Bibeln in spanischer Sprache verbreitete. Er hätte ebensogut eine chinesische Auflage der Heiligen Schrift verteilen können, für die Statistik wäre es gleich gut gewesen.

Ich habe versucht, den Lesern auf meine Weise eine Vorstellung von den Missionen in Guarayos zu geben. Wir wissen sehr gut, daß alle Indianerstämme früher oder später von unserer Kultur zerrieben werden müssen. Das ist der Gang der Entwicklung. Daher ist es trotz allem das beste, daß Missionare sich zuerst ihrer annehmen, denn diese kommen nicht, um zu nehmen, sondern um zu geben.



Abb. 67: Tanzmaske aus Holz. Baure. Carmen

Zwanzigstes Kapitel

Das Land der Guarayúindianer (Fortsetzung)

Alte und neue Vorstellungen

Die Guarayú sprechen Guarani sowie die Chiriguano, die ich in meinem Buche „Indianerleben" schilderte. Als ich 1909 die Chiriguano besuchte, hatte ich zwei Guarayúindianer bei mir. Sie konnten mit den Chiriguano ohne Schwierigkeit sprechen, nur waren sie der Ansicht, daß diese die Sprache schlecht sprächen. In der Regel zeigte es sich, wenn die Guarayú und Chiriguano für dieselbe Sache verschiedene Wörter haben, daß sie dann auch den anderen Ausdruck kennen.

Eine große Anzahl der Chiriguano sind Christen, aber eine ganz bedeutende Menge von ihnen sind noch Heiden. Die Chiriguano bewahren ihre alten Vorstellungen sicher viel unveränderter als die Guarayú, ebenso wie sie viel von ihrer Kunst und materiellen Kultur bewahrt haben. Alle Guarayú in Guarayos sind Christen.

Es ist recht schwer, einen Einblick in die Vorstellungen dieser christlichen Indianer zu bekommen. Sie haben ihr Inneres verschlossen und sind sehr argwöhnisch gegen die Weißen. Der Missionar ist ein höheres Wesen, vor dem der Indianer sein richtiges Ich nicht zeigt, und dieser hat den Indianern eingeschärft, gegen andere Weiße mißtrauisch zu sein.

Wir dürfen jedoch nicht glauben, daß die christlichen Vorstellungen sehr tiefe Wurzeln bei diesen Menschen geschlagen haben. Mehrere Monate bin ich mit Guarayúindianern außerhalb der Mission gereist, bin mit ihnen in Wald und Feld gelegen. Nie habe ich jedoch gesehen, daß diese christlichen Indianer ihre Hände zum Gebet falten oder das Kreuzzeichen machen. Die

meisten Guarayú gehen wohl ordentlich in die obligatorischen Messen, aber mit demselben Enthusiasmus wie schwedische Knaben in den Schulgottesdienst. Die Frauen bekommen dabei Gelegenheit, sich in ihren feinsten Tipoy und mit allen ihren Glasperlen zu zeigen.

Der Guarayúindianer glaubt sicher an ein Leben nach diesem. Das tat er schon, ehe er Christ wurde. Vielleicht glaubt er an Himmel und Hölle. Sicher glaubt er, daß die „Anhuér", die Seelen der Toten, im Urwald herumgehen und die nächtlichen Wanderer schrecken. Es ist nicht so leicht daraus klug zu werden, was der Guarayúindianer glaubt. Die Missionäre sind wohl für ihn nichts anderes als geriebene Medizinmänner.

Nunmehr werden die Guarayú von den Missionaren getauft, verheiratet und begraben, und auch oberflächlich in christlicher Religion unterrichtet. Viele alte Bräuche und Vorstellungen leben sicher noch fort, wenn es auch nicht leicht ist, sie aufzudecken.

Was sie mir mitgeteilt haben, das will ich in Kürze hier anführen. Es ist nicht viel[1].

Unfruchtbare Guarayúfrauen sind sehr selten. In Yaguarú hörte ich von einer solchen Frau sprechen. Sie wurde tief verachtet von ihrem Manne. Wird ein Guarayúweib schwanger, so muß sie und ihr Mann Diät halten. Sie dürfen keinen Ararapapagei essen, denn davon wird das Kind weinerlich. Sie dürfen auch keine Affenköpfe oder Wildschweine essen, sonst wird das Gesicht des Kindes diesen Tieren ähnlich. Ein schwangeres Weib darf über keinen Kürbisacker gehen, weil dann nichts wächst. Sie darf keine Eier essen.

Auch hier treffen wir die Sitte der Couvade. Wenn die Frau gebiert, soll der Mann im Kindbett liegen, denn die Seele des Kindes, „anhuér", folgt dem Vater überallhin. Geht er z. B. in den Wald und schießt einen Arara, so kann das Kind sterben.

Unter den Guarayú, 1906 waren es wie gesagt 5801, soll es keinen Blindgeborenen und nur zwei Taubstumme geben[2]. Tot-

[1] Weit mehr finden wir bei Cardús, nach Cors, aber das stammt aus einer Zeit, in der die Mission noch neu war.

[2] Siehe Anhang.

geborene Kinder sind selten. Mißgeburten sieht man nicht. Das erste Kind sehr junger Mütter soll häufig bald nach der Geburt sterben. In Ascencion wurde ein Kind mit unnatürlich langem Kopfe geboren. Das alte Weib, das der Gebärerin half, erklärte, das mache nichts, den Schädel könne man leicht rund machen.

In der christlichen Taufe geben die Missionare dem Kinde Namen von Heiligen, doch haben alle gleichzeitig auch echt indianische Namen. Die Kinder erben den Namen des Vaters. Solche Namen sind z. B.: Zépiacay — der die Affen sieht, Aguárarupa — Fuchsbett, Cáyquirí — sitzender Affe, Abacáy — Affenmensch, Árimini — kleine Sonne, Árimendáno — der mit der Sonne Vermählte, Mongi — der es regnen läßt, Áriguázu — große Sonne, Ndápukapotay — ich will nicht lachen (?), Mbéruaránga — Schmeißfliegengesicht. Von anderen weiß ich die Bedeutung nicht, z. B. Úrapuza, Papú, Úraépia, Mbóye.

Außer diesen offiziellen Namen haben die Indianer noch andere Namen, die sie untereinander verwenden, z. B. Méri — Banane, Ári — Sonne, Myntza — mit einem abgeschnittenen Finger u. a.

Früher wurden die Mädchen streng abgesondert, wenn sie ihre erste Menstruation hatten. Diese tritt in einem Alter von elf bis zwölf Jahren ein. Sie ist über das Wasser gegangen und eine Schlange oder ein Wasserinsekt hat sie gesehen (nicht gestochen). Es fällt den Missionaren schwer, diesen Brauch auszurotten.

Mit einem kleinen Bogen und Pfeil hat man früher die Knaben zur Ader gelassen, auf daß sie gute Bogenschützen werden (vgl. S. 63). „Früher“, sagte ich. Wenn die Guarayú mir von ihren alten Gebräuchen erzählten, so betonten sie immer sehr kräftig dieses „früher“; vielleicht der Missionare wegen.

Wollen die weißen Kolonisten recht boshaft gegen die Mönche sein, so sagen sie immer: „Zuerst schwängern die Padres die Guarayúmädchen und dann suchen sie ihnen einen Ehemann.“ Das ist jedoch sicher unwahr. Gegen die eingeborenen Pfarrherrn in gewissen Gegenden Boliviens kann man dagegen mit Fug und Recht derartige Beschuldigungen vorbringen.

Ganz jung verheiraten die Mönche die Guarayúmädchen mit

den Guarayúknaben. Diese klagten denn auch darüber, daß es oft allzu leichtfertig zugehe. Es sollen die Mädchen sein, die auf dem Heiratsamt der Mönche auswählen. Der Sittlichkeit wegen verheiraten die Padres die Jungen so früh. Sie wollen ihnen nicht Zeit lassen, auf eigene Faust ohne den göttlichen Segen zu beginnen.

Gewitter verkündet den Tod. Liegt ein Guarayú auf dem Sterbebett, so kommt in einer pomphaften Prozession der Missionar mit der letzten Ölung. Die Hostie wird unter einem prächtigen seidenen Regenschirm getragen, die Glocken läuten, und das Ganze ist recht stattlich.

Der Guarayúindianer soll sehr ruhig sterben. Früher und auch jetzt noch wollen viele Guarayú kein Fleisch vom Hausschwein essen, weil sie glauben, daß sie dann beim Sterben wie ein Schwein schreien und zappeln. Die Verwandten zeigen keine sichtliche Trauer, sie wirken sonderbar gleichgültig. Das ist ganz verschieden von dem, was ich bei den wilden Indianern gesehen habe, die auf eine lärmende Art trauern. Klagelieder bei Trauer sollen nicht vorkommen.

In früheren Zeiten wurde der Tote unter einer Chapapa[1] begraben. Man gab ihm Chicha und Speise ins Grab mit. Was im Grabe nicht Platz hatte, wurde verbrannt oder zerstört.

In dem Zimmer, in dem der Guarayúindianer starb, wird Chicha aufgestellt. Dieses trinkt der Tote aus, denn am Morgen sind die Chichagefäße leer.

Ein Guarayú hat mir erzählt, daß man früher die Toten auch in irdenen Gefäßen begrub; und zwar deshalb, weil sie sich bei einer Überschwemmung in einem großen irdenen Gefäß retteten.

Sie erzählten mir auch, daß sie sich während der großen Flut auf einen hohen Berg flüchteten, „ihuitizuzu", der nicht weit von San Pablo liegt. Ein Mönch, „Mbaïri", führte sie dorthin. Dies deutet vielleicht auf ein historisches Ereignis und gibt uns eine Erklärung, wie solche Flutmärchen entstanden sind.

Nie versuchte ein Guarayú, mir die biblische Flutgeschichte

[1] Eine Matte aus zusammengebundenen Stangen.

oder irgendein anderes biblisches Ereignis zu erzählen. Diese scheinen nicht so leicht in die Sagenwelt der Indianer Eingang zu finden, wie man vielleicht glauben könnte.

Ein paar von ihren alten Märchen habe ich sie dagegen erzählen hören. Sie handeln vom Feuerraub und der Donnerhexe Vuáyvipayé:

Es war einmal ein Mann, der hatte kein Feuer. Die schwarzen Geier hatten das Feuer.

Der Mann badete sich in stinkendem Wasser, nahm einen Knüttel in die Hand, legte sich auf die Erde und stellte sich tot. Die Geier kamen und machten Feuer, um ihn zu verspeisen. Da sprang er auf und warf die Brände in die Richtung, in der der Frosch saß. Der Frosch nahm ein kleines Stück in den Mund und schluckte es.

Die Geier kamen zurück, aber das Feuer war erloschen. Da fanden sie den Frosch, den sie verdächtigten, daß er das Feuer gestohlen habe, und sie zwangen ihn, den Brand auszuspeien.

Der Mann badete sich wieder in stinkendem Wasser, legte sich mit einem Knüttel in der Hand auf die Erde und stellte sich tot. Die Geier kamen und machten Feuer, um ihn zu verspeisen. Er sprang auf und warf die Brände in die Richtung, in der der Frosch saß. Der Frosch nahm ein kleines Stück in den Mund und schluckte es.

Die Geier kamen zurück, aber das Feuer war erloschen. Diesmal hatte sich jedoch der Frosch so gut versteckt, daß ihn die Geier nicht erwischten.

Seitdem haben die Guarayú Feuer.

Wenn die Jäger früher tief in den Wald hineingingen, geschah es, daß sie zu einer Hütte kamen, wo ein altes Weib, Vuáyvipayé, mit ihrem Enkelkinde, einem halbwüchsigen Knaben, wohnte. Die Alte lud den Jäger ein sich auszuruhen. Wiederholt fragte sie ihn, ob er schlafe. Wenn er nicht antwortete, erschlug sie ihn mit einer Keule. Auf diese Weise verschwanden viele Jäger.

Da kam wieder ein Jäger. Die Alte lud ihn ein zu ruhen und zu schlafen. Der Enkel warnte ihn, er solle nicht einschlafen, sonst würde ihn die Alte erschlagen. Der Jäger glaubte ihm aber nicht.

Da warnte ihn das Kind noch einmal. Er legte sich nieder, schob sich jedoch ein wenig seitwärts.

Als ihn die Alte fragte, ob er schlafe, antwortete er nicht. Die Alte schlug mit dem Knüppel, wo sie seinen Kopf vermutete, traf aber statt dessen einen Klotz.

Der Jäger stand auf und begab sich zu seinen Verwandten. Mit einigen von den Klügsten seines Stammes ging er zur Hütte zurück. Dann legten sie Feuer an die Hütte, und die Alte flog brennend in die Luft hinauf. Wenn es blitzt und donnert, so ist die Alte draußen und fährt umher.

Die Guarayú fürchten den großen Urwald, besonders in der Nacht. Da gibt es Jaguare, die sie anfallen können. Wagen sie sich zu weit von zu Hause weg, so sind sie nicht mehr sicher vor den Siriono, den Wilden des großen Urwaldes. In der Nacht streifen dort auch die „Anhuér“, die Seelen der Toten, sie schrecken, wie gesagt, die nächtlichen Wanderer. So hörte ich z. B., daß ein Guarayúindianer erzählt habe, eines Nachts sei er einem „Anhuér“ begegnet, der ihn zweimal zu Boden schleuderte. Wären nicht andere Guarayúindianer gekommen, so wäre er erschlagen worden.

Einmal erzählte mir ein Guarayú einen Traum, den er gehabt hatte.

Er war über einen großen See geschwommen, vor ihm schwamm ein Mann, zu seinen Seiten zwei Alligatoren, bereit, ihn zu verschlingen. Er schwamm noch ein Stück, und dann wurde er von Fischottern umringt. Da sagte ihm der Mann, er solle tauchen. Er tauchte. Als er dem Ufer ganz nahe war, erwachte er. Sicher glaubte er, daß er dieses fürchterliche Abenteuer erlebt habe. Für den primitiven Menschen ist ja der Traum Wirklichkeit.

Hier finden wir auch das Märchen vom Fuchs und Jaguar wieder, das wir von Carmen kennen.

Der Jaguar tötete einen Hirsch. Als der Jaguar beim Fraße war, kam der Fuchs. Da sagte der Jaguar zu seinem Vetter: „Trage dieses Fleisch zu meiner Frau. Gib es ihr und komme gleich zurück.“ So geschah es jedoch nicht. Sobald der Fuchs

das Fleisch an die Frau des Jaguars abgeliefert hatte, blieb er und legte sich zu ihr. Und sie waren die ganze Nacht wach[1].

Der Spur des Jaguars folgend, ging dann der Fuchs und legte sich schlafen. Der Jaguar traf den Fuchs und kitzelte ihn an der Nase. Da sagte der Fuchs: „Daß diese Mücken mich nicht in Ruhe lassen, wo ich doch die ganze Nacht so wenig bei Frau Jaguar geschlafen habe[2]. Der Fuchs sah nichts und glaubte wirklich, es seien Mücken gewesen. Als der Jaguar das hörte, schrie er: „Ich töte dich. Ich fresse dich auf." Und er lief ihm nach, bis der Fuchs in ein Loch verschwand. Der Jaguar sagte zu seinem Compadre[3] Geier: „Komm her und halte ein Auge auf ihn, während ich nach Hause gehe und meinen Spaten hole."

Der Fuchs sagte zu dem Geier: „Paß auf und halte die Augen ordentlich offen." Als nun der Geier die Augen weit aufriß, warf ihm der Fuchs Erde ins Gesicht und lief davon.

Als der Jaguar kam, arbeitete er umsonst. Es war kein Fuchs zu finden[4].

Von Mond und Sternen sind noch manche alte Vorstellungen bei diesen Indianern lebendig. Der Mond ist ein Mann, sagen die Guarayú. Es war einmal ein Weib, das hatte einen Geliebten, der sie in der Nacht, wenn es recht finster war, besuchte. Er wollte nie sagen, wer er sei. Da bemalte sie ihm das Gesicht mit Kohle, so daß er ganz rußig wurde. Auf diese Weise entdeckte sie, daß der Mond ihr Geliebter war. Da sich dieser nie im Spiegel sieht und nie wäscht, so geht er jetzt noch rußig über das Himmelsgewölbe.

Manchmal kann es geschehen, daß der Mond von einem Jaguar angegriffen wird, dann tritt Mondfinsternis ein. Da gehen die Guarayú hinaus mit ihren Bogen und Pfeilen. Auf den Pfeilspitzen befestigen sie entkörnte, brennende Maiskolben, und so schießen sie gegen den Mond, um das wilde Tier zu verscheuchen.

---

[1] Gemildert.

[2] Gemildert.

[3] Compadre wird man, wenn man bei den Kindern des anderen Gevatter stand.

[4] Diese Version des Märchens erinnert teilweise an das, was mir die Chané am Rio Parapiti erzählten (siehe „Indianerleben"), teilweise an das, was ich in Carmen hörte.

„Urubu", den schwarzen Geier, nennen sie Orion. Neben dem Geier liegt ein Haufen Knochen von einer Schlange. Das ist der Dolch. Das südliche Kreuz mit den umgebenden Sternen ist „yándu", der Strauß. Die zwei großen Sterne im Zentauren sind „Tihuazu", der Hirsch. Venus ist „Yasitata guázu", der große Stern. Der große Bär ist ein Weg. Einen Sternhaufen im Süden nennen sie „Mutzu", das Nest des Aales.

Das Siebengestirn heißt bei den Guarayú „Piangi", aber sie wissen nicht, was der Name bedeutet. Wenn es verschwindet, beginnt die Zeit der Dürre, und wenn Orion nicht mehr sichtbar ist, beginnt eine Jahreszeit mit kaltem Tau. Hat „Piangi", wenn er weg war (unter dem Horizont) und wiederkommt, einen Ring, so bedeutet das Gutes. Hat er keinen, so werden alle sterben.

Ein Meteor ist ein Jaguar.

Das ist alles, was ich von den Himmelskörpern zu wissen bekam. Cardús erzählt, daß der Urvater der Guarayúindianer, „Abaangui", zwei Söhne hatte. Jeder von ihnen schoß einen Pfeil ab, der im Himmelsgewölbe stecken blieb. Darauf schossen sie wieder und trafen die Pfeile, die sie zuerst abgeschossen hatten und so fort, bis die Pfeile auf die Erde reichten. Dann kletterten sie an den Pfeilen auf das Himmelsgewölbe. Der eine ist nun die Sonne, der andere ist der Mond.

Abaangui hat vor Zeiten hier geherrscht. Eine neue Zeit ist angebrochen, eine neue Lebensanschauung.

Die Märchen werden vergessen werden. Die Urwälder werden abgeholzt werden. Die Guarayú brennen Kerzen vor den Heiligen. Die Kirchenglocken rufen sie zur Messe.

Tumpa tanderaaro, Maria, nderobapipo gracia reze. Yar nde pusi oicó: imombeucotupiri ereico cunaopacutu zui: imombeacatupiri abei nde membir Jesus. Santa Maria, Tupa zi, eyerure ore yangaipabae reze copipe, aeya oremano zuri moze, Amen. Jesus[1].

[1] Ave Maria. Aus Cartilla y Catecismo Novisimo de la Doctrina Christiana En el idioma de los Indios de Guarayos. Por el R. P. Prefecto de aquellas misiones (Sucre 1889).

Einundzwanzigstes Kapitel

Das Land der Guarayúindianer (Fortsetzung)

Arbeit, Wohnungen, Tracht u. a.

Sicherlich haben die Guarayú von den Missionaren gelernt fleißiger zu arbeiten, als wenn sie frei wären. Dies scheint jedoch nicht zur Erhöhung ihres Wohlstandes beigetragen zu haben. Die Guarayú arbeiten nämlich, wie ich schon erwähnte, jetzt nicht nur für sich selbst, sondern auch für die Kirche.

Obgleich die Guarayú lange Missionskinder waren, ist die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern ungefähr dieselbe wie bei wilden und halbwilden Stämmen.

Allerdings tragen hier auf den Märschen die Männer, was bei den Indianern, die unberührt von den Weißen sind, nicht vorkommt. Doch tragen Guarayúmänner fast nur für die Weißen, und nicht für sich selbst. Im Dorfe und von den eigenen Feldern ist das Tragen Sache der Frauen. Die Guarayú sind starke und gute Träger. So holen sie auf ihren Rücken die Post und vieles andere für die Mönche den 350—500 km langen Weg von Sta. Cruz zu den verschiedenen Guarayúmissionen. Nach ihren schweren Holzlasten zu schließen, sind auch die Frauen recht tüchtig[1].

	Männer	Frauen
Verfertigung von Waffen	+	—
„ „ Körben	+	—
„ „ Kanus	+	—

[1] In einem großen Teil Boliviens und auch in Peru spielen die Indianer eine sehr große Rolle als Träger. Es gibt Gegenden, wo alle Waren auf dem Menschenrücken transportiert werden. Die Quichuaindianer z. B. sind ausgezeichnete Träger.

	Männer	Frauen
Verfertigung von Tongefäßen	—	+
„ „ Hängematten	—	+
„ „ Baststoffen	+	—
„ „ Schmuckgegenständen	—	+
„ „ Fischnetzen	+	—
„ „ Stricken	+	—
Roden von Pflanzungen	+	—
Saat	+	+
Ernte	+	+
Hausbau	+	—
Fischfang	+	+
Jagd	+	—
Spinnerei	—	+
Kochen	—	+
Holztragen	—	+
Wassertragen	—	+
Tragen auf Märschen	+	+
Chichabereitung	—	+
Nähen	+	+
Arbeit für die Weißen	+	+

Die Guarayú arbeiten viel für die Mission, aber sie arbeiten auch verschiedenes für eigene Rechnung. Sie haben große, schöne Pflanzungen, die sie für sich selbst bebauen. Der Ackerbau ist die wichtigste Nahrungsquelle für diese Indianer, aber sie versorgen sich auch durch Fischfang und Jagd. Besonders in Yaguarú spielt das Fischen eine bedeutende Rolle im Guarayúhaushalt, denn der See bei Yaguarú ist außerordentlich fischreich.

Die Guarayú fischen mit Pfeil und Bogen, Lanze, Gift, Angelhaken und Körben. Außer dem Fischen mit Angelhaken sind alle diese Methoden sicher ursprünglich und nicht von den Missionaren beeinflußt. Ein großes Geschick entwickeln die Guarayú, wenn sie die Fische mit Pfeilen schießen. Dazu verwenden sie Pfeile mit Spitzen aus hartem Palmholz (Abb. 68b) mit zwei Reihen Widerhaken. Man hat mir versichert, daß sie auch Fische in



Tafel XXVII: Tanzende und spielende Mojoindianer vor der Kirche in Trinidad. (Nach d'Orbigny)



Tafel XXVIII: Mojoindianer tanzt vor einem Altar in der Kirche von Trinidad.
(Nach Keller-Leuzinger: Vom Amazonas und Madeira. Stuttgart 1874)

Bewegung erschießen, jedoch geschieht das Fischschießen immer nur auf einige Meter Entfernung. Den Aal stechen sie mit der Lanze, wozu sie zwei Lanzen benützen, eine längere und eine kürzere, von denen die eine mit der Linken, die andere mit der Rechten gehandhabt wird. Als Gift zum Fischen verwenden sie den Saft von Ochohó. Knaben und Frauen fischen mit runden Hamen und runden Körben (Abb. 69). Das Fischen mit dem Korb geschieht so, daß man den Korb vorsichtig unter die Wasserpflanzen schiebt und dann rasch hebt, wodurch man kleinere Fische, die sich dort befanden, einfängt. Aal u. a. werden mit großen länglichen Körben (Abb. 70) gefangen. Zwei Personen halten den Korb schief gegen den Grund. Einer oder mehrere stoßen mit Stangen auf den Grund, um die Fische gegen den Korb hin zu scheuchen, der so schnell aufgehoben wird, daß der Fisch darinnen bleibt. In dem verwachsenen Teil des Sees bei Yaguarú flicht man, wo sich die Fische sammeln, Zäune aus Palmblättern, so daß das Fischen mit Körben ergiebiger wird. Man sieht auch Frauen, die kleine Fische mit Stoffstücken fangen, ja sogar mit dem vorderen Teil des Kleides.

Angelhaken bekommen die Guarayú von den Missionaren. Unter diesen Haken sieht man einen besonderen Typus mit langem Stiel. Diese Angeln heißen „Palometahaken" und haben deshalb diese Form, damit die Fische mit ihren überaus scharfen Zähnen nicht die Schnur abbeißen können. Die Guarayú drehen starke Angelschnüre aus den Blattfasern einer Palme.

Ein sehr großer Teil der Guarayú verwendet Vorderlader, die sie von den Missionaren bekommen haben. Viele benutzen auch noch Pfeil und Bogen (Abb. 68). Die Guarayú sind eifrige Jäger, und die Jagd spielt für ihren Haushalt eine recht große Rolle. In der Nähe der Missionsstationen ist jedoch jetzt infolge des vielen Jagens nur noch wenig Wild. Für einen Stamm wie die Guarayú, der völlig seßhaft geworden ist, wird die Jagd stets eine untergeordnete Bedeutung haben. Rund um die Hausecken ist es bald Schluß mit der Jagd.

Zum Fangen von Vögeln und kleineren Säugetieren hat man Fallen, die recht sinnreich gemacht sind (Abb. 72, 73).

Gleich allen anderen Indianern haben auch die Guarayúindianer kein Verständnis für die Leiden eines angeschossenen Tieres. Eines Morgens hatte ein Guarayú, der mich begleitete, einen Papagei flügellahm geschossen. Am Abend fand ich den Vogel gerupft und — lebend im leeren Kochtopf. Als ich das sah, vergaß ich mich völlig und versprach ihm Prügel, wenn so etwas noch einmal vorkomme. Er war ganz erstaunt über meinen Zorn.

Das war ein christlicher Indianer. Die katholischen Mönche sagen nie ein Wort gegen die Tierquälerei.

Dank der Missionare haben die Guarayú heute recht viele Haustiere, Kühe, Pferde, Schweine, Hühner, Enten und Meerschweine. Die meisten Indianerfamilien in Yaguarú haben ein paar Kühe, der Häuptling hat Hunderte. Die Hunde sind von einer kläglichen Rasse, oder besser gesagt, Mischrasse. Typische Guarayúhunde gibt es nicht.

Selten sieht man wilde Tiere, die gezähmt werden. Die recht zahlreichen, nützlichen Haustiere haben die zahmen, unnützen, wilden Tiere verdrängt.

Bei Jagd und Fischfang geschieht es bisweilen, daß die Guarayú durch Bohren Feuer machen. Das Feuerzeug gleicht dem, das ich bei den Chacobo besprochen habe. Meistens verwenden jedoch die Guarayú Zündhölzer. Sie verstehen auch, in der Blumenhülse der Motacúpalme viele Stunden lang das Feuer zu bewahren, was natürlich z. B. bei längeren Fischfahrten vortrefflich ist. — Diese Blütenhüllen verbrennen nämlich äußerst langsam. Röstgestelle gleich denen, die ich bei den Chacobo abbildete, kommen auch hier vor.

Die Guarayú wohnen in Baracken, die sie unter Leitung von Missionaren erbauten. Diese Häuser sind ganz unpraktisch und ungesund, da der Luftwechsel schlecht ist. — Die Ursachen zu dem häufigen Vorkommen von Lungenschwindsucht müssen wir in den unpraktischen Wohnungen suchen. Luftige Hütten aus Palmblättern, wie bei den Yuracáre, wären viel besser, wenn auch mit Ziegeldach versehen. In jeder Hütte hängen eine Menge Hängematten für die verschiedenen Familienmitglieder. Unmassen großer Tongefäße zum Kochen von Speise und Trank stehen auf

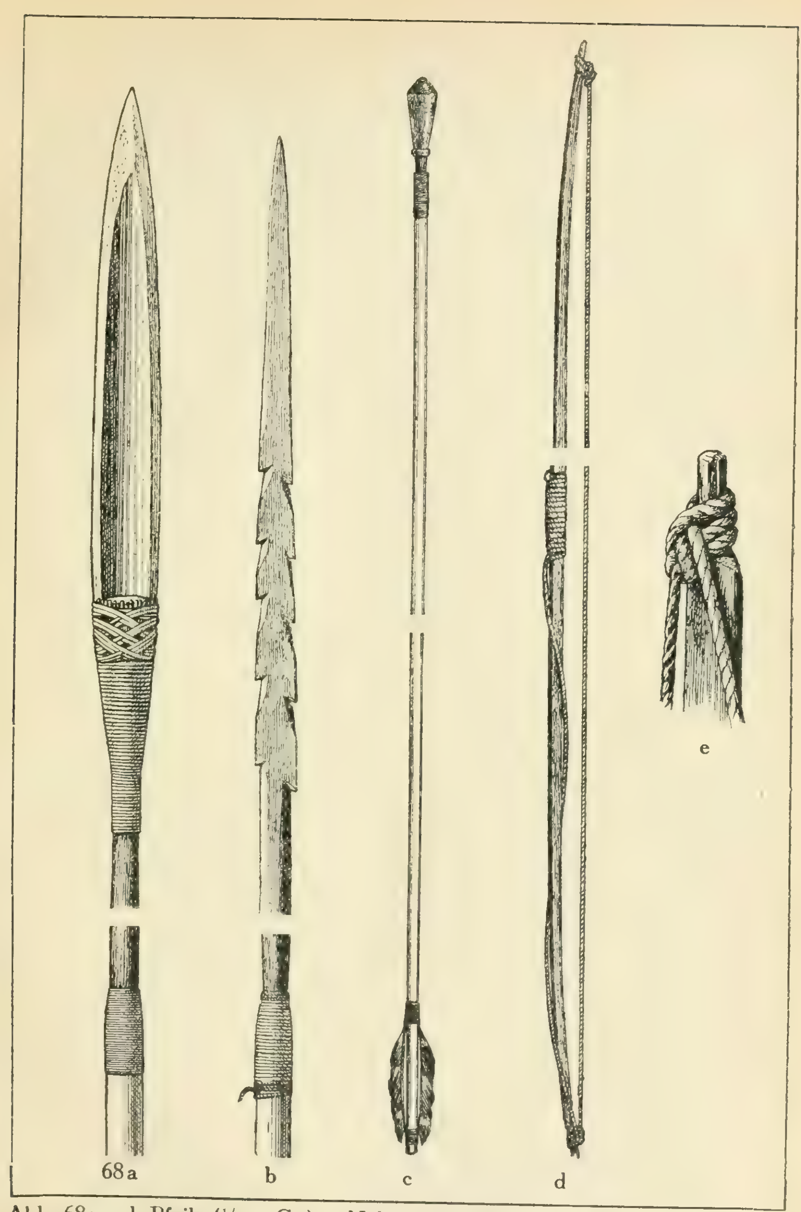


Abb. 68: a, b Pfeile (1/2 n. Gr.), c Holzpfeile für Vögel und kleinere Säugetiere (1/6 n. Gr.), d Bogen (1/8 n. Gr.), e unteres Bogenende (1/2 n. Gr.), Guarayú

dem Boden im Innern der Hütte. Dort ist auch die Feuerstelle. Überall sieht man die großen Tragkörbe leer oder voll mit Holz, Mandioca, Bananen und anderen Früchten. An dem Dache hängen Haken und oft auch Hängegestelle, im Winkel der Küche stehen Fischlanzen, Ruder und andere Geräte. Für die Weiber liegen aus Palmblättern geflochtene Sitzmatten am Boden. Da stehen auch Stühle und Bänke für die Männer. Sorgfältig sind Pfeile und Bogen aufgehängt, damit die Steuerfedern nicht beschädigt werden. Federn und anderes Zubehör für die Verfertigung von Pfeifen verwahren sie in länglichen, flachen Körben aus Motacú, die neben den Pfeilen hängen.

Die Guarayú verwenden keine Moskitonetze. In der Nacht werden die Türen der Hütten geschlossen und, durch den Rauch gegen die Moskitos geschützt, schlafen die Guarayú in der angenehmen Atmosphäre, die entsteht, wenn viele Personen in demselben raucherfüllten Raum leben. Es wäre vorteilhaft, wenn die Missionare bei den Guarayú den Gebrauch des Moskitonetzes einführten. Es wäre auch notwendig, soweit als möglich die unpraktischen Baracken gegen luftigere Hütten auszutauschen. In einer Hinsicht ist das Barackensystem gut, leider vielleicht notwendig, denn wohnten alle Guarayúfamilien in getrennten Hütten, dann würden die Missionsdörfer eine so große Ausdehnung haben, daß es für die Missionare, die ja viel zu wenige sind — zwei, häufig nur einer in jeder Mission —, schwer wäre, Zucht und Ordnung bei den Indianern zu überwachen. Besonders schwierig wäre es dann, bei Dörfern von großer Ausdehnung das Einschmuggeln von Alkohol zu verhindern.

Über das Barackensystem habe ich in einem anderen Zusammenhang gesprochen. Dort verurteilte ich es noch schärfer als hier. Es zerstört das Familienleben. Es ist auch sehr gefährlich, wenn eine Epidemie, z. B. Blattern oder Scharlachfieber, ausbricht. Die Guarayú sind nicht geimpft.

An den mit Erde beworfenen Wänden der Hütten sieht man nicht selten lustige Tierfiguren (Tafel XXXIV a, b).

Von der ursprünglichen Tracht der Guarayú ist nicht viel übrig. Die Männer sind wie die Weißen mit Hose und Hemd

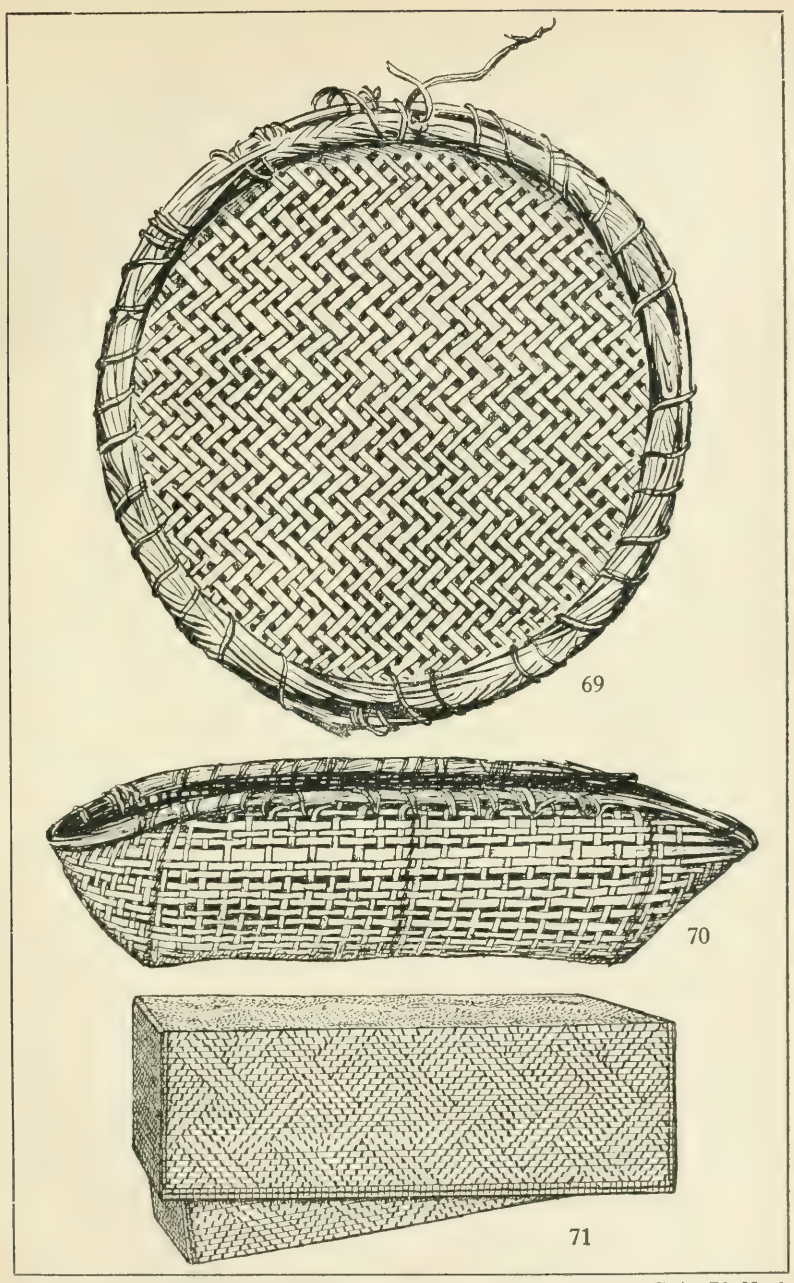


Abb. 69—71: 69 Korb zum Fangen von kleinen Fischen (1/12 n. Gr.); 70 Korb für den Aalfang (1/16 n. Gr.); 71 sehr sorgfältig geflochtener Korb aus den Blattscheiden des Pfeilgrases (1/6 n. Gr.), Guarayú

bekleidet. Kopfbedeckung wird selten verwendet, Schuhe fast nie, Sandalen nur manchmal. Bei der Arbeit tragen viele Männer Basthemden. Der Typus ist derselbe wie bei den Yuracáre und Chacobo, aber in der Regel an den Seiten geschlitzt. Mit einem Gürtel um den Leib wird das Hemd zusammengehalten. Auch Jacken aus Rindenstoff sind zu sehen, als gewöhnliche kurze Röcke genäht.

Die Frauen haben Tipoy aus ausländischen oder in der Mission gewebten Zeugen. Die Tipoys für die Frauen mit Säuglingen sind in der Regel so genäht, daß sie einen Schlitz haben, durch den die Brust herausgenommen wird, so daß die Mutter leichter dem Kinde Nahrung geben kann.

Die Männer verwenden keinen Schmuck. Die Frauen tragen Halsbänder und Armbänder aus Glasperlen. Manche tragen gleich mehrere Kilo um den Hals. Das bedeutet Reichtum. Die Armbänder tragen sie ober- und unterhalb der Ellbogen. Die Männer haben kurzgeschorenes Haar und keine langen Bärte wie zu d'Orbignys Zeit (Tafel XXXI). Die Frauen scheiteln das Haar in der Mitte und flechten es in zwei Zöpfe, die auf den Rücken hinabhängen. Sie salben das Haar mit dem Öle der Cusipalme.

Die Kleider, die die Guarayú in den Hütten und bei der Arbeit tragen, sind oft schmutzig und zerrissen. Zum Kirchgang aber ziehen sie die besten Kleider an.

Die Männer nähen und flicken wie die Frauen ihre Kleider selbst.

Inner- und außerhalb der Hütten sieht man Männer und Frauen mit ihrer Arbeit beschäftigt, oder sie haben sich versammelt, um Chicha aus Mais oder Mandioca zu trinken. Wie bei den anderen Indianern ist auch hier Chicha das Lieblingsgetränk. Bei einem Chichagelage sitzen die Männer für sich auf Stühlen und Bänken. Die Weiber sitzen am Boden auf Matten aus den Blättern der Motacúpalme. Die Hausmutter füllt Chicha aus den Töpfen in die Kalebassen, schenkt das Getränk dann in eine kleinere Kalebasse oder eine Tatumaschale[1] und reicht sie einem der Männer,

[1] Baumkalebasse.

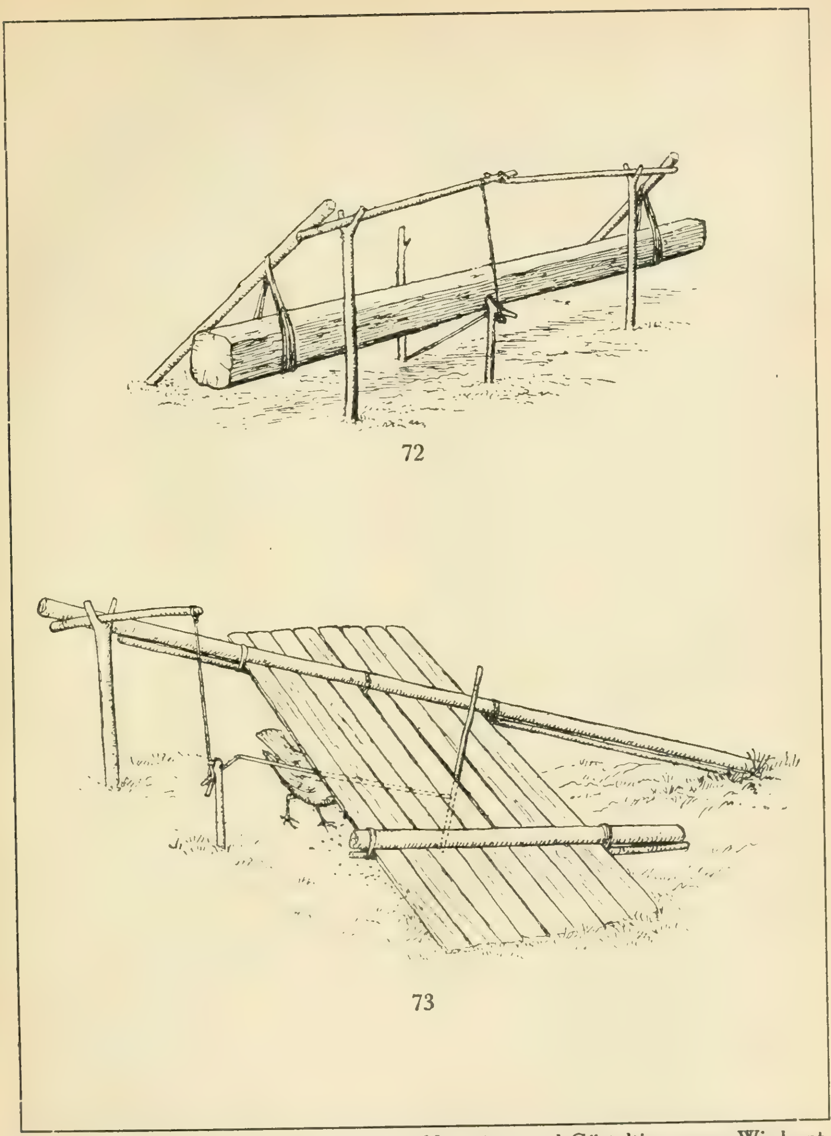


Abb. 72 und 73: 72 Falle für mittelgroße Nagetiere und Gürteltiere usw. Wird entlang des Steiges aufgestellt; 73 Falle für Tauben, Guarayú

der den männlichen Gästen kredenzt. Sie selbst oder mit Hilfe der weiblichen Angehörigen serviert den Frauen. Die Höflichkeit fordert, daß man austrinkt. Man kann jedoch von dem, was man bekommen hat, dem Servierenden anbieten.

Manchmal sind die Guarayú so glücklich, einen Liter Schnaps, den sie von den Weißen bekommen haben, wohl versteckt zu halten. Dann gilt es, so zu saufen, daß die Mönche nichts davon wissen, und mit Freunden, die nicht hinterher hinlaufen und es ausplaudern, denn sonst gibt es einen schrecklichen Lärm und Prügel.

Cardús[1] sagt, wenn die christlichen Guarayúindianer ihr Vaterunser beten und um das tägliche Brot bitten, so meinen sie Chicha. Ein fanatischer Missionsvorsteher, der begriff, daß der wirkliche Gott der Guarayúindianer Chicha heißt, drang einmal in ihre Hütten ein und zerschlug ihnen die Chichatöpfe. Es erwies sich jedoch als völlig unmöglich, ihnen diesen kleinen Lebensgenuß zu rauben. In der Tiefe des Urwaldes entstanden Chichabrauereien, wohin die Indianer zu dem herrlichen Getränk schlichen.

In einem Tragband, aus Baumwollfäden geknüpft, tragen die Guarayúweiber die ganz kleinen Kinder (Abb. 74). Eigentümlich sind die Gestelle, die sie für ihre Spindel haben (Abb. 76). Sie erinnern an ähnliche Dinge bei den Yuracáre.

Wenn der Magen nicht leer ist, so tummeln sich die Kinder des Urwaldes im mutwilligen Spiel. Die Kinder der Guarayúindianer müssen Ave Maria und Vater unser sagen können, sie müssen wissen, daß der Papst in Rom wohnt und derlei Dinge. Sie müssen lernen, daß die Jungfrau Maria auf recht unbegreifliche Weise ein Kind geboren hat.

Man sieht nicht viele Spielsachen hier. Doch haben alle Knaben Spielzeugbogen. Die kleineren Knaben besitzen auch Schwirrhölzer. Auch Bälle aus Maisblättern verwendet man. Die Mädchen spielen zuweilen mit Puppen aus Holz (Abb. 78) oder Stoff. Für ihre Puppen haben sie kleine Hängematten.

[1] Cardús a. a. O. 63.

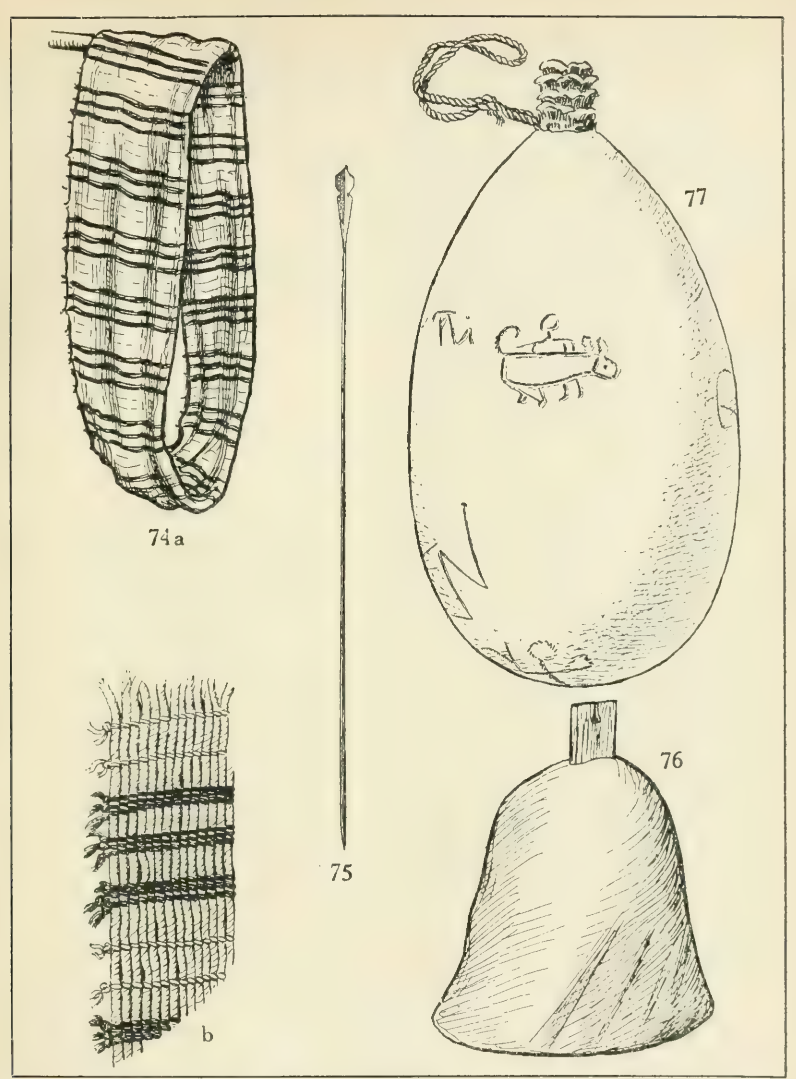


Abb. 74—77: 74a Band zum Kindertragen (1/8 n. Gr.), b zeigt die Technik (1/2 n. Gr.). Sie ist dieselbe wie bei den Hängematten. Diese Technik traf ich bei allen Stämmen, die ich in Bolivien, nördlich von Sta. Cruz, kenne. Südlich der Sta.-Cruz-Grenze kennen sie auch die von Norden eingewanderten Chiriguano und Chané, auch den Tsirakua ist sie bekannt. Unbekannt dagegen den Choroti, Mataco und Toba (siehe Abb. 79); 75 Spielzeugpfeil, aus einem Palmblatt gemacht (1/6 n. Gr.); 76 Spindelgestell aus ungebranntem Ton und Holz (1/4 n. Gr.). Die Spindel von gewöhnlicher Form ruht beim Spinnen in dem Loche des Holzstückes; 77 Verzierte Baumkalebasse (1/2 n. Gr.), Guarayú

An einem freien Tage lud ich die Guarayúindianer von Yaguarú zu einem Wettschießen mit Pfeil und Bogen ein. Als Preis setzte ich einen Winchesterkarabiner. Die Scheibe war 90 × 60 cm. Das Schwarze hatte einen Radius von 17 cm. Zum Scheibenschießen verwendet man hauptsächlich Pfeile mit Sirispitzen (Abb. 68b) sowie ein paar Urapia (Abb. 68c), dagegen keine Ótacuára (Abb. 68a). Auf 70 m traf niemand die Scheibe. Auf 25 m zählte ich 9 Schwarze, 22 Scheibentreffer und 52 Luftlöcher. Die Richtung war im allgemeinen gut, aber das Distanzschätzen fehlerhaft.

Die Guarayúindianer verwenden, wie gesagt, viele Vorderlader, denen sie vor Pfeil und Bogen den Vorzug geben, auch für den Fall, daß sie sich mit ihren Feinden, den Sirionoindianern, schlagen müssen, die sie Choriono [1] nennen.

Natürlich suchte ich in den Guarayúhütten nach Gegenständen, die sie als Erinnerungen an alte Zeiten bewahren. Alles, was ich von dieser Art finden konnte, waren ein paar schlecht erhaltene, sehr schön geflochtene Körbe (Abb. 71). Die Indianer erklärten diesen Mangel damit, daß die Missionen wiederholt von großen Feuerbränden verheert wurden, wobei alle ihre alten Sachen den Flammen zum Opfer fielen.

Diese Erklärung ist jedoch nicht hinreichend, sondern man kümmert sich nicht um die alten Erinnerungen. Mit Ausnahme der Pfeile, von denen ich schon sprach, verfertigen diese Indianer nichts auf eigene Faust, das von künstlerischem Geschick zeugt. Unter Leitung der Mönche machen sie nützliche, wenngleich nicht schöne Sachen. Werden sie von den Mönchen verlassen, so hört diese Tätigkeit auf.

Leider machte d'Orbigny keine vollständige Sammlung von den Guarayú. Sonst wäre es interessant gewesen, Vergleiche anzustellen. Alles Schöne ist offenbar verschwunden. Das Verlangen, sich selbst und seine Habe zu schmücken und mit Ornamenten zu verzieren, ist weg. Wenn jetzt der Guarayúindianer fein sein will, so zieht er ein buntes Hemd und frischgewaschene Hosen

[1] Die Chiquitano nennen sie Tápuí und die Mojo Mórocótchi.

an. Und das Hausgerät ist banalisiert worden. Man schafft an, was man braucht, aber nichts mehr. Es gibt keine richtige Festesfreude, die in der Kunst nach Ausdruck sucht.

Man kann viele Tage lang von Haus zu Haus gehen, ohne etwas echt Indianisches zu finden, nur was man für das tägliche Leben braucht.

Es ist langweilig bei den Guarayú. Als Ethnograph fühlte ich mich am wohlsten bei heidnischen Indianern. Übrigens auch als Mensch.

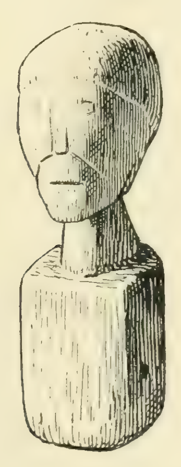


Abb. 78. Spielzeugpuppe, Guarayú

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Siriono

Die Indianer des tiefen Urwaldes

In den Urwäldern rund um die Guarayú wohnen die Sirionoindianer. Mehrere Male bin ich hier auf diese Wilden des großen Urwaldes zu sprechen gekommen und will nun etwas ausführlicher von ihnen berichten.

Hier in Nordostbolivien gibt es noch gewaltige Urwälder, wohin der weiße Mann nur selten oder nie seinen Fuß setzt. Will man in diese Wälder eindringen, so muß man sich oft Schritt für Schritt mit dem Waldmesser in der Hand Bahn brechen. Zuweilen wird der Weg von so dichtem Buschwerk versperrt, daß man während eines Tages nur einige Kilometer weiterkommt. Versucht man sich durch solches Dickicht ohne Waldmesser einen Weg zu bahnen, so ist man bald vor Ermattung aufgerieben, die Kleider sind zerrissen, die Hände zerfleischt. Verirrt man sich, so findet man nur selten einen Hügel, von dem aus man die Umgebung sehen kann. Selten gibt es Bäume, die soviel höher sind als die anderen, daß man von deren Gipfel Aussicht haben könnte.

Die Lianen werfen sich von Baum zu Baum, schlingen sich gleich Boaschlangen um die Stämme, bald wieder hängen sie wie feine Stricke von den Ästen herab und endigen in ein Bündel Luftwurzeln.

Der Boden selbst ist in diesem Walde ganz bloß. Die alten verfaulten Bäume dagegen grünen mit ihren Orchideen, Farnkräutern, kleinen Kakteen und vielen anderen Pflanzen, die auf Stämmen und Ästen schmarotzen. Das Ganze bildet oft ein solches Gewirr von Blättern, daß man erst eine Weile hinschauen muß,

ehe man begreift, welche Blätter zu dem Baume, welche zu den Lianen usw. gehören. Es gibt wirkliche Riesen unter den Bäumen des Urwaldes, besonders was die Höhe anbelangt. Bäume von gewaltiger Dicke sieht man jedoch seltener, als man in diesen Wäldern erwartet, wohin noch keines Holzfällers Axt gedrungen ist. Während der trockenen Zeit kann man in diesen Wäldern oft keinen Tropfen Wasser zum Trinken finden, und es kann gefährlich werden, sich zu verirren; während der Regenzeit sind alle tieferen Teile mit Wasser gefüllt, und wo man in der trockenen Zeit vor Durst umkommen kann, findet man in der Regenzeit keinen Grund. Wo richtiger Sumpfboden ist, da stehen die Gewächse so dicht, daß das Ganze kaum noch ein Buschwerk, sondern eine Mauer bildet. In dem echten Urwald gibt es keine Lichtungen, keine kleinen Grasflächen zur Abwechslung. Selten findet man zwischen Bäumen und Büschen soviel Raum, daß er als Lagerplatz dienen kann, ohne gerodet zu werden. Die Sonne scheint nie richtig in den tiefen Urwald hinein, sie rieselt nur zwischen den Blättern hindurch.

In diesem Wald ist es ganz still. Die Spuren, besonders an den Tränken, verraten jedoch, daß es hier viele Arten Säugetiere gibt. Da sieht man die charakteristische dreizehige Spur des Tapirs, die große Katzenspur des Jaguars, die Abdrücke von den kleinen, netten Hufen des Hirsches, die lustige Spur des Ameisenfressers, die zeigt, daß er auf dem Pfotenrande geht, u. a. Hier und da haben Herden von Nabelschweinen den Boden zerstampft und aufgewühlt. Zuweilen hört man den dumpfen Laut der Waldhühner, das Piepsen von Äffchen und das Gurgeln des Brüllaffen. Die Singvögel lieben den Urwald nicht; sie brauchen Sonne und Freude und halten sich deshalb fern.

Es ist schwer, in diesem Walde still weiterzukommen, schwer, sich anzuschleichen, wenn man schießen will. Wenn man es am wenigsten ahnt, fangen die Bäume rund herum an sich zu rühren; die Affen werfen sich von Liane zu Liane, halten einen Augenblick ein, starren verwundert auf das große, lange Tier auf dem Boden und stürzen dann in wilder Flucht dahin. Nicht selten halten sie es für das sicherste, sich im dichtesten Laubwerk der

Baumkronen zu verbergen, und es ist wirklich nicht leicht, sie in dem Gewirr von Blättern und Zweigen zu entdecken.

Es gehört nicht zu den angenehmsten Dingen, durch diesen Wald zu gehen. Die Pflanzen sind reich an Stacheln; einige Sträucher sind von giftigen Ameisen bewacht; Moskitos plagen den Wanderer Tag und Nacht; zahlreiche giftige Zecken beißen sich an dem Körper fest.

Geht man tief in einen solchen Wald hinein, so geschieht es manchmal, wenn man Glück hat, daß man einen Pfad trifft, der nicht mit dem Waldmesser, sondern mit der Hand gebahnt ist. Ein Gesträuch, das im Wege stand, ist abgebrochen, ein Ast zerstampft. Gleichsam aus Mutwillen haben die, die hier vorbeigingen, Blätter und Blumen von den Pflanzen am Wege abgerupft. Vielleicht findet man auch einen Platz, wo sie, die hier durchzogen, sich ausruhten, alles niederstampften, Feuer machten, Blätter zum Sitzen auf dem Boden ausbreiteten, aus Palmblättern gelegentlich einen Korb flochten, um Waldfrüchte oder Jagdbeute heimzutragen.

Wer den großen Urwald kennt, weiß, was das bedeutet. Da sind Urwaldwilde gewesen, Siriono. Er sieht sich vorsichtig um, als vermute er jemand hinter den Baumstämmen versteckt, der bereit ist, den todbringenden Pfeil zu senden. In Boliviens großen Wäldern stößt man oft auf Spuren von diesen Wilden. Wir finden sie nördlich von Sta. Cruz de la Sierra vom Rio Ichilo bis Guarayos, rund um Guarayos, in Mojos und zwischen Guarayos und dem Rio Iténes, also in einem gewaltigen Gebiet.

Kein Weißer kennt diese Wilden anders, denn als Feinde oder Gefangene; noch streifen sie unabhängig in diesen Urwäldern herum. Ob es ein oder mehrere Stämme sind, weiß man nicht.

Mit allen Indianern, die ich kenne, leben sie in tödlicher Feindschaft. Yuracáre, Guarayú und Chacobo, alle hassen und fürchten die Siriono.

Zehn Tage bin ich mit den Guarayúindianern in den Urwäldern herumgewandert, um Siriono zu finden, aber vergebens. Es war unmöglich, meine indianischen Begleiter zu bewegen, richtig in das Gebiet des Feindes einzudringen. Vielleicht war es auch am

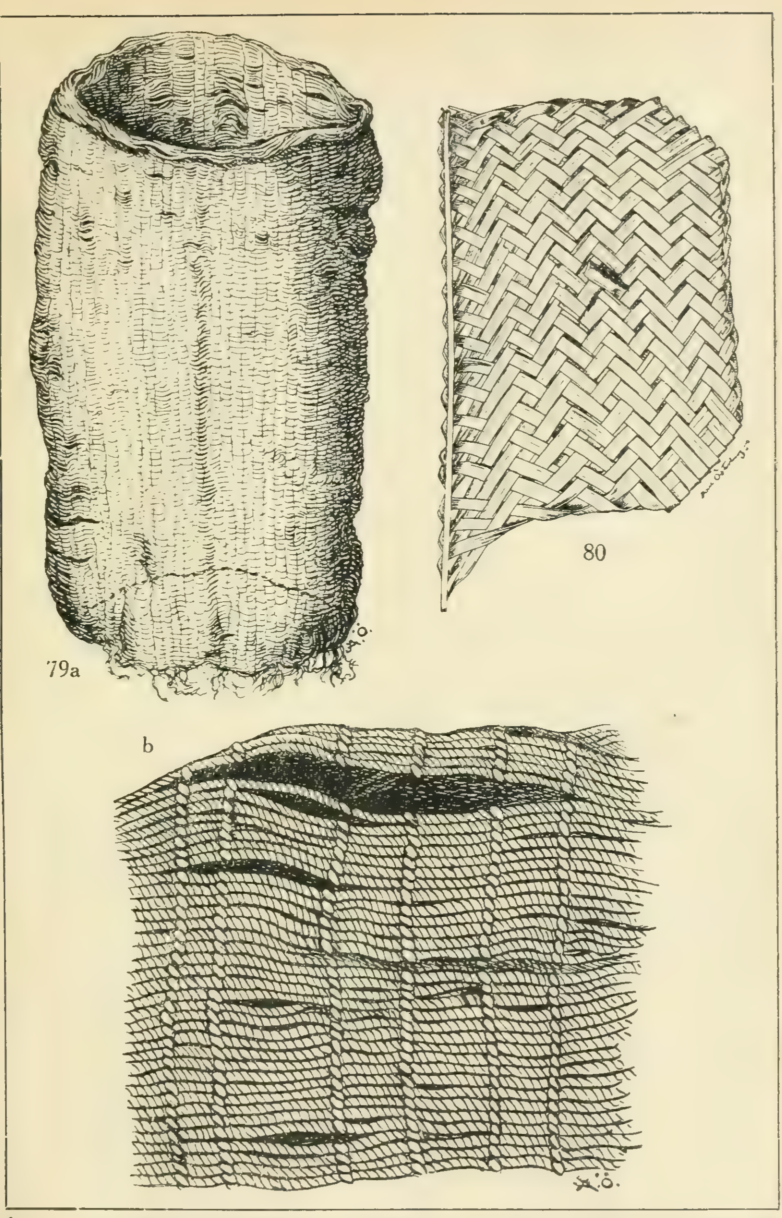


Abb. 79 und 80: 79a Frauenkleid aus Bast (1/2 n. Gr.), b zeigt die Knüpftechnik (2/3 n. Gr.), Siriono, Provinz Sara; 80 Gerät zum Anfachen des Feuers (1/5 n. Gr.), Siriono, Curichá

besten so, denn es ist unwahrscheinlich, daß es uns gelungen wäre, mit den wilden Indianern gut Freund zu werden.

Vor nicht langer Zeit hatte ein Franziskanermönch in Guarayos eine ähnliche Exkursion gemacht wie ich, und es war ihm wirklich gelungen, zu einer Sirionoansiedlung zu kommen. Da entspann sich ein blutiger Streit, wobei die Missionskinder einen Blutdurst entwickelten, dem der Mönch nicht Einhalt tun konnte. Sogar kleine Kinder erschlugen sie.

Wenn ein Guarayú einen Siriono erblickt, so sucht er ihn zu töten. Wenn ein Siriono einen Guarayú sieht, so tut er in der Regel das gleiche.

Nicht selten sind Reisende zwischen Sta. Cruz de la Sierra und den Guarayosmissionen überfallen und von den Pfeilen der Sirionoindianer verwundet oder getötet worden. Nicht lange bevor ich zu den Missionen kam, war ein Mönch während eines Rittes durch den Urwald von einem Pfeil am Schenkel verwundet worden.

Einer meiner Bekannten, Don Angel Parada, war als Knabe zusammen mit seinem Vater bei Bibosi von Siriono überfallen worden. Von einem Pfeil durchbohrt, fiel der Vater sogleich tot zu Boden. Auch der Knabe wurde von zwei Pfeilen durchbohrt; der eine ging durch die Brust, der andere durch die Schulter. Als die Sirionoindianer merkten, daß er dennoch nicht tot war, schlug ihm einer von ihnen mit dem Bogen auf den Schädel. Doch konnte Don Angel das Leben gerettet werden. Ich habe die fürchterlichen Narben auf seinem Körper gesehen.

Das Eisen hatte die „Steinzeitmenschen" aus dem Urwalde zu diesem Morde verleitet. Sicher ist es das Eisen, das sie zu anderen Überfällen verlockt.

In der Nähe der Guarayosmissionen überraschten einige Siriono ein paar Guarayúknaben. Sie nahmen ihnen ein Waldmesser weg, taten ihnen aber sonst nichts zuleide. So hat man mir wenigstens erzählt.

Auf dem Rio Piray kaperten sie vor wenigen Jahren ein Boot mit Stoffen u. a. Aus den Stoffen machten sie Stricke und Hängematten, die später von den Weißen erbeutet wurden. Die Post-



Tafel XXIX: Am Rio Blanco in der Nähe von Carmen



Tafel XXX: Altes Baureweib aus Carmen

boten zwischen Guarayos und Sta. Cruz de la Sierra sind mehrmals überfallen worden. Die Flußfahrten auf dem Rio San Miguel und Rio Blanco hält man infolge der Überfälle der Siriono für nicht ganz sicher.

Am schlimmsten sind jedoch die Weißen. Wo sie einen Siriono sehen, wird er wie ein wildes Tier niedergeschossen. Bei San Carlos in der Provinz Sara überraschte ein Jäger in einem Acker der Weißen ein wehrloses Sirionoweib mit ihrem kleinen Kinde an der Brust. Mit ein paar Schüssen tötete er die Schmarotzer.

In Mojos war ich als Gast bei einem Señor H., der viele Siriono geschossen und deren Kinder eingefangen hatte. Eine Frau ließ er auf einen Kehrichthaufen führen, ließ ein Grab für sie graben, schoß sie dann nieder und begrub sie.

Wie interessant wäre es, diese Menschen richtig kennenzulernen, diese Wilden des großen, tiefen Urwaldes, und ihr Freund zu werden. Sie sind sicher nicht schlimmer als die anderen Indianer; sie sind nur verfolgt und rächen sich manchmal dafür.

Alles, was ich von ihnen kennenlernte, waren zwei junge Burschen. Den einen habe ich in der Mission in Urubicha gesehen. Er ist als Kind gefangen worden. Den anderen traf ich, wie ich erzählte, am Rio Guaporé.

Dieser lebte mit einem Alten, vermutlich seinem Vater, als Schmarotzer in Don Enrique Cuellars Feldern. Dieses Schmarotzen in den Äckern anderer scheint übrigens eine Spezialität der Sirionoindianer zu sein. Vor mehreren Jahren pflegten sie in den Feldern bei Las Juntas am Rio Grande zu stehlen; das ist ein wichtiger Hafen, wo die Dampfer anlegen, die den Verkehr zwischen Sta. Cruz de la Sierra und den Kautschukbaracken vermitteln. Um Carmen herum und in Guarayos leben sie bisweilen auf ähnliche Weise.

Wer den großen, zusammenhängenden Urwald nicht kennt, für den ist dies unbegreiflich. Man muß diesen Wald kennen, um zu begreifen, daß „Steinzeitmenschen" dicht neben bewohnten, bedeutenden Orten leben können, immer sicher, in der Tiefe des Waldes verschwinden zu können, wenn sie verfolgt werden. Wir müssen uns vor Augen halten, daß es hier zahlreiche wichtige

Orte gibt, deren Umgebung nicht einmal eine Meile vom Hauptgebäude an in den Wald hinein erforscht ist. Ein solcher Ort ist z. B. Palmira am Rio Grande.

Ist alles, was man in Bolivien Siriono nennt, ein Stamm? Sind es Guarani? Oder ist es überhaupt eine Urbevölkerung? Es wäre interessant, auf diese Fragen eine Antwort zu bekommen.

Die riesige Verbreitung der Sirionoindianer, die in dieser Beziehung den Maku-[1] oder Muraindianern in Brasilien gleichen, ist bemerkenswert. Während die Yuracáre, Chacobo, Guarayú, Baure usw. nur eine begrenzte Ausbreitung haben, kommen die Siriono überall vor und werden von allen verfolgt. Ein Yuracáre hat nie etwas von einem Chacobo gehört, auch die Guarayú kennen die Chacobo nicht, aber sie alle kennen die Siriono.

D'Orbigny[2] rechnet die Siriono zu den Guarani. Er hatte Gelegenheit, bei Bibosi Gefangene zu studieren. Er sagt, daß deren Sprache „est le guarani corrompu, mais pas assez, néanmoins, pour qu'ils ne puissent s'entendre parfaitement avec les chiriguanos“. Cardús[3], der recht ausführlich über die Siriono spricht, hält sie für Guarani und findet, daß ihre Sprache dem Guarayú sehr ähnlich sei.

P. Rufino Holler, Missionsvorsteher in Yaguarú in Guarayos, baute 1903 nahe dem Rio Blanco einen Weg und stieß da mit einigen Siriono zusammen, die er auf Guarayú ansprach, was sie verstanden. Sie antworteten ihm auch mit einem Guarani, das er verstehen konnte. Die Guarayúindianer behaupteten mir gegenüber, daß die Siriono ein Guarani sprächen, das am ehesten dem Chiriguano gleiche. Cardús[4] sagt auch, daß ein Teil der Siriono eine andere Sprache spräche, welche die Guarayú nicht verstehen könnten.

Vergebens suchte ich den Jüngling in Curichá zu bewegen,

---

[1] Koch-Grünberg, Zwei Jahre usw., a. a. O.

[2] D'Orbigny, L'homme americain II 342—343.

[3] Cardús a. a. O. 279.

[4] Cardús a. a. O. 280. Er glaubt, es sei vielleicht Mojo.

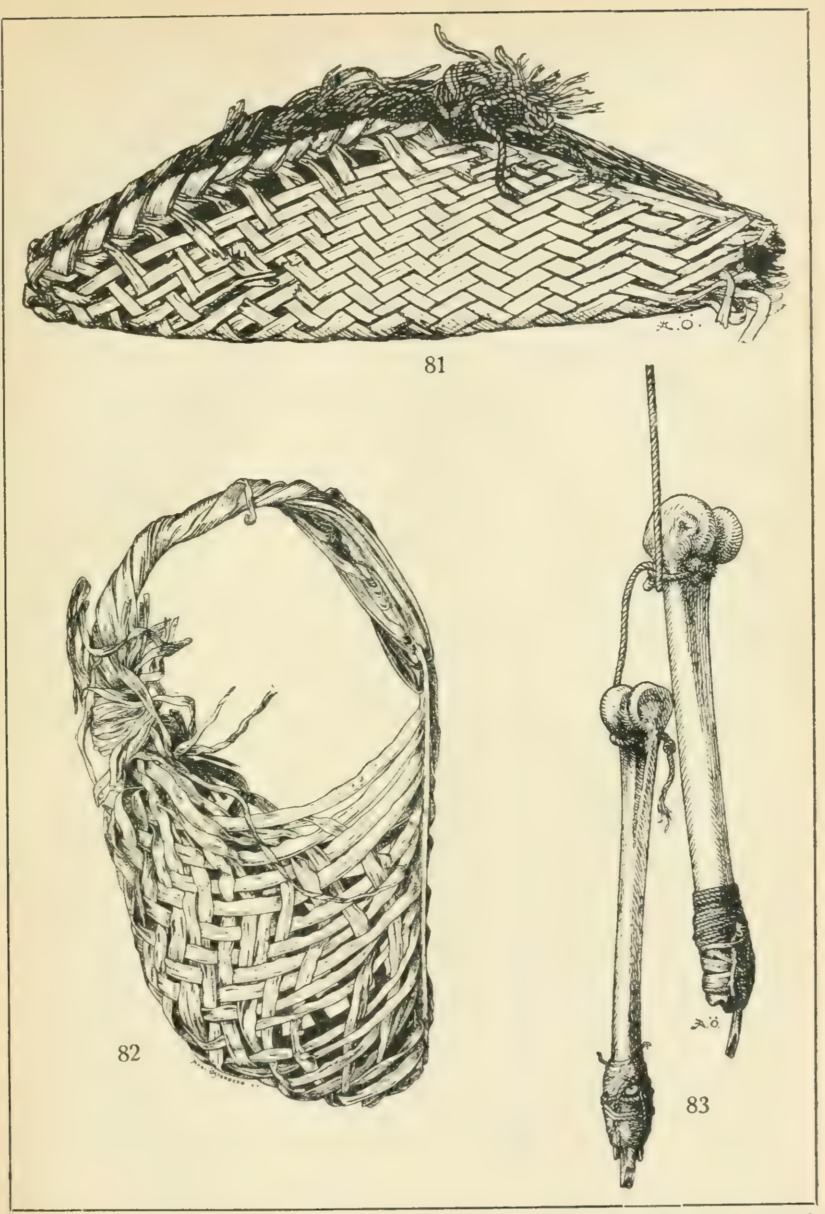


Abb. 81—83: 81 Korb zum Aufbewahren von Federn usw. ($^{2}/_{9}$ n. Gr.); 82 Tragkorb ($^{1}/_{6}$ n. Gr.), Siriono, Curichá; 83 Werkzeug aus gestielten Nagetierzähnen ($^{1}/_{2}$ n. Gr.), Siriono, Provinz Sara

mich etwas von seiner Sprache zu lehren. Das einzige, was mir gelang aufzuzeichnen, war folgendes:

Iúni = schlecht
Inyé = gut
Ä = ja
Ine = Wasser
Täta = Feuer (Guarani)
Denée = ich will nicht
Inéni = gehe nicht, bleibe hier
Bätte = gibt es nicht (Guarani)
Chö = Habt-acht-Signal.

Unzweifelhaft konnte der Bursche etwas Guarani, aber er sprach hauptsächlich eine ganz andere Sprache, die niemand in Cuellars Kautschukbaracke verstand, wo es doch Baure, Itonama, Chiquitanoindianer und Guarani sprechende Weiße gab.

Offenbar gibt es überall eine gewisse Gleichheit in der materiellen Kultur der Siriono. Sie haben ganz ungewöhnlich lange Bogen und Pfeile mit „peruanischer" Federbefestigung. Überall haben sie eigentümlich gestielte Nagerzähne (Abb. 83), die sie als Messer verwenden, sehr primitive Tragkörbe (Abb. 82), Hängematten aus Bast; sie haben keine Kanus, sondern passieren die Flüsse mittelst Lianen, die sie darüber spannen; sie haben Rauchpfeifen aus gebranntem Ton; häufig begraben sie ihre eigenen Toten nicht[1] (vgl. S. 121). Ich habe die Siriono „Steinzeitmenschen" genannt. Der Ausdruck ist jedoch nicht ganz zutreffend, da diesen Indianern Steinwerkzeuge vermutlich unbekannt sind, obwohl sie zum Teil in Gegenden leben, wo es Steine gibt. Sie verwenden nur Werkzeuge aus Zähnen, Holz und Schnecken.

Sicherlich sind diese primitiven Menschen ein näheres Studium wert. Vielleicht haben wir es hier mit einer Urbevölkerung zu tun, die älter ist als andere Indianerstämme dieser Gegend.

Es scheint jedoch schwer zu sein, mit ihnen in friedliche Berührung zu kommen. Sie wollen keinen Frieden mit den Weißen, deshalb leben sie auch länger als die anderen Stämme. Auf die Dauer sind die Weißen als Feinde weniger gefährlich denn als Freunde!

Es ist möglich, daß diese Gegenden zuerst von einer Ur-

[1] Cardús a. a. O.

bevölkerung bewohnt wurden, die eine eigenartige, primitive Kultur hatte. Als dann die Indianer hier eindrangen, folgten sie den schiffbaren Flüssen, deren Ufer sowie alle offenen Pampas und Seen sie in Besitz nahmen. Die Urbevölkerung suchte eine Zuflucht in den Urwäldern. Als die Weißen das Land eroberten, besetzten sie mit Leichtigkeit die schiffbaren Flüsse und die Pampas. Die meisten der dort wohnenden Indianer wurden unterjocht. Ein Teil flüchtete in die Urwälder, wo sie sich mit der Urbevölkerung vereinigten. Wie die Ureinwohner während der Herrschaft der Indianer unabhängig in ihren Urwäldern hausten, so ist es auch den Weißen noch nicht gelungen, sie zu unterwerfen.

Möglicherweise fingen die Chiriguano und Guarayú in früheren Zeiten die Siriono als Sklaven ein. Zum mindesten weiß man von den ersteren, daß sie Sklaven hatten. Auf diese Weise lernten sie Guarani, das sie dann an ihre Stammesgenossen weitervermittelten.

Es scheint, daß die Guaranisprache an mehreren Orten andere Sprachen zu verdrängen vermochte. In meinem Buche „Indianerleben“ lernten wir einen Stamm, die Tapiete, kennen, die Guarani als ihre Sprache angenommen haben, obwohl sie ursprünglich einer anderen Sprachgruppe angehörten. Ein anderes teilweise guaranisiertes Volk sind die Guayaki in den Urwäldern Paraguays, ein tiefstehendes Volk, das vieles mit den Siriono gemeinsam zu haben scheint. Auch die hochstehenden Chané, die ich ebenfalls im „Indianerleben“ schilderte, sprechen nunmehr Guarani, und die Reste, die es noch von ihrer ursprünglichen arowakischen Sprache gibt, sind ganz unbedeutend.

Bemerkenswert ist, daß von allen Siriono, die von den Weißen gefangen werden, nur sehr wenige längere Zeit leben. Sie sterben, weil sie Salz essen, sagen die Weißen in Bolivien. Der Gegensatz zwischen dem Leben im tiefen Urwalde und bei den Weißen ist wohl tödlich für sie. Sie vergehen, wenn sie in den Käfig kommen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Das Tiefland von Mojos

Wir haben die Guarayúindianer verlassen. Wir sind durch den großen Urwald zwischen dem Rio San Miguel und dem Rio Ivary geritten und befinden uns nun im Tieflande von Mojos. Der Rio Ivary mündet in den Rio Mamoré, den wir bereits kennenlernten.

Es ist gerade Mai, das Ende der Regenzeit. Die Ebene ist überschwemmt. Zuweilen müssen die Maulesel sich mit großer Mühe durch den Sumpf, der reich an Alligatoren und Boaschlangen ist, durcharbeiten; zuweilen ist er so tief, daß wir im Kanu fahren müssen und die Maulesel hinterdrein schwimmen.

Mojos ist ein sonderbares Land, ein Land der Gegensätze. Während der Trockenzeit hält es schwer, auf derselben Ebene einen Tropfen Wasser zu bekommen, und oft sieht man weit umher das Land vom Feuer verheert. Während der Regenzeit besuchen die Nachbarn einander im Kanu, zur Zeit der Dürre sieht man diese Kanus mitten auf der Ebene, wo es nicht die geringste Feuchtigkeit gibt, und wer mit den Verhältnissen nicht vertraut ist, könnte sich leicht fragen: was in aller Welt wollen diese Leute hier auf dem trockenen Lande mit Kanus machen? Mojos ist wirklich ein wunderliches Land; da schwimmt man mit dem Ochsengespann und fährt mit dem Kanu auf dem Lande herum. In den Wäldern wohnen Siriono, die hie und da von den Weißen heftig verfolgt werden. Auf den Pampas leben meist Weiße, die sich der Viehzucht widmen. Man ist auch hier mit dem Vieh schlimm gefahren. Jegliche Pferdezucht ist unmöglich infolge einer schweren Krankheit „el peste de caderas", die

in kurzer Zeit die meisten eingeführten Pferde und Maulesel tötet.

Eine selbständige indianische Bevölkerung findet man auf diesen Pampas nicht. Die Nachkommen der alten Mojoindianer sind, wie gesagt, in die Kautschukgegenden geführt worden, um dort zu sterben, oder sie dienen bei den Weißen. Sie sind simple Taglöhner, die kaum eine selbständige Kultur besitzen.

Indianer früherer Zeiten haben es verstanden, sich den Verhältnissen in Mojos anzupassen. Um sich gegen Überschwemmungen zu schützen, haben sie Wohnhügel gebaut und dammförmige Wege, auf denen sie trockenen Fußes von Dorf zu Dorf gehen konnten. Häufig wohnen die Weißen und ihre Knechte auf diesen Hügeln oder sie haben Felder darauf angelegt, d. h. auf denen, die am Rande des Waldes oder von Waldinseln liegen.

Don Casiano Gutierrez in der Provinz Sara hatte mir erzählt, man habe auf einem dieser Hügel sonderbare kleine Götterbilder aus gebranntem Ton und Ziegel mit Rillen [1] gefunden. Das hatte mich in das sumpfige Tiefland von Mojos gelockt.

Zwei Monate lang grabe ich in Mojos. Das Resultat dieser Ausgrabungen will ich in einer besonderen Arbeit publizieren[2]. So viel will ich jedoch von meinen Funden hier erwähnen, daß der Leser weiß, daß diese Gegenden einmal eine kunstfertige Indianerbevölkerung hatten, die große, gemeinsame Arbeiten ausführen konnte.

Gräbt man in den künstlichen Hügeln, so findet man schön bemalte Graburnen, in welche die Gebeine der Toten gelegt wurden, nachdem das Fleisch verwest war. Die Ornamentik auf diesen Urnen (Abb. 84) ist so eigentümlich, so verwickelt, so sicher gemalt, daß wir wohl kaum etwas Ähnliches bei den jetzt lebenden Indianern in Südamerika haben. Die Form der Tongefäße und verschiedenes andere zeigt, daß diese Halbkultur, von der wir hier Überreste finden, von der Inkakultur auf den

[1] Stücke von gerillten Schüsseln.

[2] Bereits erschienen in Bäßlers Archiv 1913. A. d. Ü.

Anden nicht beeinflußt war, sondern von dem nördlichen Südamerika und von Zentralamerika.

Die hiesigen Mojo- und Baureindianer sind Arowaken. Sie gehören also zu einer Stammesgruppe, die eine weite Ausdehnung besitzt von den Antillen bis Nordargentinien [1].

Bekanntlich gründeten die Jesuiten im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert im Lande der Mojo- und Baureindianer mächtige Missionen. Den Jesuiten verdanken wir eine recht gute Kenntnis der Verhältnisse in diesem Lande, ehe die Indianer von den Weißen zivilisiert wurden. Überaus interessant sind die Schilderungen, die José del Castillo [2] von diesen Indianern gibt. Sie machen den Eindruck großer Wahrheitsliebe und außerordentlichen Verständnisses. Wir ersehen aus ihnen, daß Bruder José de Zaragoza ein wirklicher Indianerfreund war.

Er schildert mit großer Zuneigung die Gemeinschaft der Mojoindianer.

Die Väter liebten ihre Kinder, und die Kinder gehorchten den Eltern, sagt Bruder José. Fast nie wurde jemand bestraft, denn keiner bedurfte der Strafe. Sie lebten stets froh und zufrieden. Selten oder nie hörte man Zank und Schelten. Die Kriege waren recht unblutig. Man hatte immer zu essen, denn die Felder, besonders die Mandiocapflanzungen, waren groß. Ihr kostbarstes Eigentum ließen sie offen liegen, denn keiner stahl. Erst als die Weißen nach Mojos kamen, begannen sie sich vor Dieben zu hüten. Ihre Kunstfertigkeit war groß; ihre Tongefäße, ihre Pfeile, ihre Häuser, ihr Federschmuck erweckte die Bewunderung von Bruder José.

Es ist ganz natürlich, daß Bruder José einiges von den Sitten und Gebräuchen dieser Indianer verurteilen mußte, aber er macht es auf eine verständnisvolle Weise.

So erklärt er ihre Sitte, den Säugling lebend mit der gestorbenen Mutter zu begraben, auf folgende verständige Weise [3]:

---

[1] S. „Indianerleben" a. a. O. 156.

[2] Castillo a. a. O.

[3] Castillo a. a. O. 375.

„Die Grausamkeit, Kinder, die ohne Mutter sind, welche ihnen Milch geben soll, und die so klein sind, daß sie ohne die Mutter sterben würden, lebendig zu begraben, hat ihre Ursache in dem Irrtum, daß das Kind von keinem anderen Milch annehmen wolle, und daß eine Frau nicht genug Milch für zwei habe.“ Sie glaubten, daß man in der ganzen Welt so handele.

„Sollen wir uns darüber wundern,“ sagt der gute Klosterbruder, „daß sich die Barbaren bei dieser Grausamkeit irren, wenn sogar Fürsten des Geistes in dieser Hinsicht irrten! Aristoteles riet die Fruchtabtreibung an, sagt Francisco de Sales [1].“

Castillo und vielleicht einige andere Mönche mit ihm stehen wohl einsam mit ihrem Verständnisse für die Indianer. So ruft er aus: „Das ist ein Unglück für die Indianer, ich meine auch die christlichen in Peru, daß es wenige gibt, die sie verteidigen, und unzählige, die sie, wenn schon nicht verfolgen, so doch mit Geringschätzung und Verachtung betrachten. Am Ende traf sie des Esels Schicksal. Er dient demütig, arbeitet viel, ist mit wenigem zufrieden, verlangt keine Ausgaben für Hufeisen, auch nicht für vergoldetes Zaumzeug, keinen feinen Sattel, sondern nur einen einfachen Packsattel, und der Lohn, den er bekommt, sind Prügel und Schimpfworte; und die Vorstellung, die man sich von ihm macht, ist eine sehr schlechte [2].“

Wären alle Missionare wie Bruder José, so müßten wir uns tief vor ihnen verneigen. Es gibt andere Jesuiten, die die Indianer von Mojo nicht mit Zuneigung geschildert haben, aber wir dürfen nicht vergessen, daß es in ihrem Interesse lag, deren Fehler zu betonen, auf daß ihre Bekehrungsarbeit um so außerordentlicher erschien.

Nahezu hundert Jahre lang herrschten die Jesuiten in Mojos, wo sie mehrere blühende Missionen gründeten. Die Kirchen zeugen trotz aller Plünderungen, trotz des Verfalles noch von dem ehemaligen Reichtume. In der Kirche in San Pedro allein gab es 1767 1000 kg Silber, sagt d'Orbigny [3]. Noch heute sieht man

[1] Castillo a. a. O. 376.

[2] Castillo a. a. O. 377.

[3] D'Orbigny, Voyage, Partie Historique 3:1, 132.

viele Silbergegenstände in den Kirchen, manchmal auch Gold und Edelsteine. Die Taufsteine sind aus Carraramarmor. Bewundernd stand ich vor mehreren schönen Gemälden in diesen Kirchen. Pfeiler, Bänke, Stühle, Altäre sind oft schön geschnitzt. Die Erinnerungen aus einer Blütezeit gewähren einen wunderbaren Anblick. Mehrere der alten Heiligenbilder sind sicher von Künstlern geschnitzt.

Allgemein wird zugegeben, daß die Indianer die einzigen sind, die diese Erinnerungen in den Kirchen zu bewahren suchten. Vieles wurde von den Weißen gestohlen, besonders von den Pfarrherren. Diese zeigen ein Unverständnis für diese Sachen, das empörend ist. In einer alten Jesuitenkirche z. B. hatte ein Priester den Taufstein aus Marmor mit einem Waschbecken aus widerlich bemaltem Blech vertauscht. In San Joachim trugen ein paar schön geschnitzte hölzerne Engel einige Bretter, auf denen die Köchin des Pfarrers sein schmieriges Eßgeschirr reinigte.

Über die Missionen der Jesuiten kann man sich nur schwer ein Urteil bilden. Das ist jedoch sicher: als sich die Jesuiten der Indianer in Mojos und dem nahen Chiquitos annahmen, waren diese teils den Sklavenhändlern in Sta. Cruz, teils den Räuberzügen der brasilianischen Mameluken ausgesetzt[1]. Unter der Leitung der Jesuiten konnten die Indianer die Sklavenhändler abwehren. So wurden die Mameluken von einem Indianerheer unter dem Jesuiten Arce geschlagen, worauf sie diese Missionen in Ruhe ließen.

Es scheint jedoch, daß die Jesuiten zuweilen sich nicht scheuten, mit Gewalt Indianer einzufangen, um sie zu dem milden christlichen Glauben zu bekehren[2].

In vielem herrschte wohl in den Jesuitenmissionen derselbe Geist wie heute in Guarayos. Vermutlich waren jedoch die Missionen der Jesuiten großartiger. Die Jesuiten schützten die Indianer gegen die anderen Weißen, aber beraubten sie ihrer Freiheit und machten sie so unselbständig, daß sie nach der Vertreibung der

[1] So hießen die Räuberbanden von Mestizen und Portugiesen, die von S. Paulo in Brasilien aus eine systematische Sklavenjagd auf Indianer betrieben.

[2] D'Orbigny, Voyage, Partie Historique 3: 1, 193.

Missionare eine leichte Beute für die rücksichtslosen Weißen wurden. Eigentlich bereiteten sie gegen ihren Willen den Untergang vieler Indianerstämme vor.

René Moreno[1] sagt folgendes über das System der Jesuiten, was uns eine gute Vorstellung davon geben kann, wie sie die Indianer erzogen.

„Niemand war beschäftigungslos, alle arbeiteten; arbeiteten gemeinsam unter der Vormundschaft der Priester, ohne persönliches Eigentum, ohne Geld, Kauf oder Verkauf kennenzulernen; sie empfingen alles aus den Händen der Mönche, von Nahrung und Kleidung für die Familie bis zu Heiligung und Religionsunterricht, von handwerklicher Unterweisung und Arbeitsbeispiel bis zu den gelegentlichen Strafen und bis zur Ewigkeit von Himmel und Hölle."

Daß für die Mojoindianer nach der Vertreibung der Jesuiten harte Zeiten begannen, erwähnt schon Viedma[2]. D'Orbigny sagt 1832, daß sich die Bevölkerungszahl in Mojos nach der Vertreibung der Jesuiten eher vermindert als vermehrt habe. Er liefert eine sehr interessante Statistik über die Zahl von Geburten und Sterbefällen bei den Mojoindianern in den Jahren 1828, 1829, 1830 und 1831 und kommt zu dem Ergebnis, daß in normalen Jahren die Geburten die Sterbefälle bedeutend überschreiten. Diese Vermehrung wird durch häufig auftretende, bösartige Epidemien neutralisiert. Das System der Missionare, die Indianer in großen Dorfschaften zu sammeln, hat sicher dazu beigetragen, die Epidemien verheerender zu machen.

		Geburten	Sterbefälle	auf 100 Geburten
Mojos[3]	1828	1572	1090	69,034 Tote
	1829	1540	1075	69,067 „
	1830	1591	1122	70,052 „
	1831	1385	2798	202,02 „

[1] René Moreno, Biblioteca Boliviana. Catalogo del Archivo de Mojos y Chiquitos (Santiago de Chile 1888).

[2] Viedma a. a. O. 141.

[3] D'Orbigny, L'homme américain I 50.

Es ist offenkundig, daß im Jahre 1832 die Entvölkerung von Mojos noch nicht ernstlich begonnen hatte. Die fürchterliche Verheerung datiert von der Entdeckung der Kautschukwälder. Um diese ausnützen zu können, brauchte man Arbeiter. Wenn sie nicht freiwillig kamen, band man sie mit den Fesseln der Schuldsklaverei und führte sie von ihrer Heimat fort, wie ich bereits berichtete.

Seit der Vertreibung der Jesuiten lebten die Indianer in Sklaverei. Diese Angaben macht sowohl d'Orbigny[1] 1832 als auch Gibbon[2] 1852.

Der gelehrte Franziskanermönch Ducci[3] ruft in seinem Tagebuch von 1805 entrüstet aus: „Wohin sind die 31400[4] Neubekehrten gekommen, die sich am Ende des vorigen Jahrhunderts in den Missionen in Mojos befanden, oder die 22000, die in den Provinzen Cordillera, Azero und Salinas unter der Leitung des Franziskanerkollegiums in Tarija standen? Sie sind wie durch ein Wunder verschwunden, und nur geringe Überreste bestehen noch, begraben in der gröbsten Unkenntnis und in die größte Armut versunken. Ist vielleicht der gegenwärtige Zustand der Mojoindianer ihrem Leben als Wilde im Urwalde vorzuziehen? Wir haben viele Gründe, diese Frage verneinend zu beantworten."

Wir wissen bereits, daß sie in die Kautschukwälder oder zu den Madeirafällen geführt wurden. Die noch da sind, sind Schuldsklaven.

Das bestätigt auch Dr. José M. Urdininea, „El Delegado nacional", in seinem offiziellen Rapport an die bolivianische Regierung. Er sagt folgendes[5]: „Dieses Departement ist vollständig entvölkert, weil man die Einwohner zur Gewinnung von Kaut-

[1] D'Orbigny, Voyage, Partie Historique 3: 1, 93 „Jamais je n'avais vu sous un gouvernement libre plus d'esclavage et de despotisme."

[2] Gibbon a. a. O. 235 246.

[3] Ducci, Diario de la visita etc. a. a. O. 104.

[4] Die Ziffer ist vermutlich zu hoch gegriffen. René Moreno (a. a. O.) gibt sie 1767 mit 18535 an.

[5] Zitat aus Pierini, Dos asuntos etc. a. a. O. 24 25.

schuk an den Madeira geführt, wovon selten jemand zurückkehrt.

Die Jndianer, die hier bleiben, sind wirkliche Sklaven. Ein Christ stellt einen Indianer in seinen Dienst für sechs Pesos im Monat und trachtet, ihm alles, was er für den Bedarf seiner Familie oder um sich zu betrinken verlangt, auf Vorschuß zu geben. Mit der Zeit wächst die Schuld. Und der Indianer stirbt, ohne bezahlen zu können, als Sklave, getrennt von Weib und Kind."

Über die Indianer sagt er weiterhin: „Diese sind nicht imstande freie Mitbürger zu sein, da sie sich nicht selbst regieren können; ihrem Charakter nach sind sie Kinder, und sie brauchen notwendig die Vormundschaft und den Schutz der Missionare, die ihnen als Väter und Verteidiger ihrer Rechte dienen.

Kurz gesagt, soll Beni[1] wieder auferstehen, so müssen die Indianer geschützt werden, man muß sie unter das alte System der Jesuiten stellen, das so ausgezeichnete Ergebnisse hatte. Man verwende dieselbe Methode, und man wird dasselbe Resultat erreichen.

In einer Zeit ohne Indianer wird es hier keinen Ackerbau, keine Schiffahrt, rein gar nichts geben, denn die hiesigen Weißen taugen zu nichts anderem als dazu, die Indianer auszunützen."

Das sind wahrhaft kräftige Lobesworte über die Indianer, nicht besonders schmeichelhaft für die Weißen.

Alle Indianer, die in die Kautschukwälder geführt wurden, sind natürlich nicht gestorben, sondern ein großer Teil lebt noch in den Baracken. Ein Teil hat auch Kinder. Vergleichsweise sind es jedoch sehr wenige. Die Sterblichkeit bei kleinen Kindern ist in den Kautschukwäldern sehr groß, so daß es sicher keine Vermehrung gibt.

Hier in Mojos hörte ich zum erstenmal von einem Herren, der die Schulden des Vaters erblich auf die Kinder übertrug. Ich glaube jedoch nicht, daß solche erbliche Schuldsklaverei gewöhnlich ist.

---

[1] Er meint hier das Departement Beni, zu dem der größte Teil Nordostboliviens gehört.

Um nicht ungerecht zu erscheinen, habe ich geforscht, ob die Indianer nicht von den Weißen, die keine Missionare sind, etwas Gutes gelernt haben. Aber wie ich auch suchte und grübelte, ich habe nichts gefunden. Die Indianer stehen in keiner Schuld zu ihren weißen Herren. Die Missionare lehrten und lehren sie recht viel.

Die Weißen hingegen schulden den Indianern sehr viel, das haben wir bereits erfahren — sogar die Entdeckung des Kautschuks; denn ehe die Weißen ihn kannten, verwendeten ihn die Indianer schon zu Spielbällen. Vielleicht wäre auch der Callahuayaindianer, der nach der Überlieferung die Kraft der Chinarinde über das Fieber entdeckte, wert, auf einem Felsen an den Madeirafällen ein Denkmal zu erhalten. Ohne das Chinin würden die Weißen in den fieberkranken Kautschukwäldern nicht leben können.

In der Regel scheinen sich die weißen Herren in Mojos recht schlecht zu stehen. Sie leiden selbst bei der Schuldsklaverei. Es erfordert recht viel Kapital, um genügend Indianer in Schulden setzen zu können.

Es gibt daher einige Weiße, die dies verurteilen. Sie können es jedoch nicht allein abschaffen, denn dann würden sie vermutlich ohne Arbeiter sein. Sie müssen sich dem Systeme fügen. Angenommen, sie bezahlen den Indianern nur den Lohn und verkaufen ihnen keinen Branntwein. Demoralisiert, wie diese heute sind, würden sie von einem anderen Herren Geld leihen, um ihren Bedarf an Branntwein und ihre Kauflust im allgemeinen zu befriedigen. Einmal in Schulden geraten, bleibt ihnen nichts anderes übrig, als in den Dienst des Gläubigers zu treten. Das Ergebnis würde sein, daß der frühere Herr einen Diener weniger, der andere einen Schuldsklaven mehr hat.

Die Ursache zu vielen Zwisten zwischen den Herren in ganz Nordostbolivien ist die, daß sie sich gegenseitig die Indianer wegstehlen. Ich habe einen guten Freund da draußen, der immer bestrebt war, daß die Indianer nur geringe Schulden hatten. Das hatte zur Folge, daß ihm ein schachernder Pfarrer mehrere Indianer wegnahm, indem er ihnen Geld lieh, um ihre Schulden zu be-

zahlen. Es liegt daher im Interesse des Indianerbesitzers, zu trachten, daß die Indianer nicht allzu kleine Schulden haben.

Um nicht auf diese Weise die indianischen Arbeiter zu verlieren, weigern sich die Herren Geld anzunehmen, wenn sich ein Indianer durch Bezahlung der Schulden loskaufen will. Sie erklären ganz einfach, der Vorschuß sei auf die Arbeit gegeben worden und müsse mit Arbeit zurückbezahlt werden. Zweifellos gibt es auch Herren, die unbekümmert die Buchführung verfälschen und die Indianer für erdichtete Schulden in Sklaverei halten[1].

Es liegt jedoch eine Gefahr in den großen Vorschüssen. Dem Indianer kann es gelingen zu flüchten, und das bedeutet einen ökonomischen Verlust. Leider sterben sie auch von den Schulden weg.

Die Schuldsklaverei kann hier vielleicht notwendig erscheinen. Bemerkenswerterweise sehen wir einen so warmen Indianerfreund wie Koch-Grünberg[2] diesen Gesichtspunkt verfechten. Er sagt über die Schuldsklaverei in Nordwestbrasilien: „Dieses System der Schuldsklaverei ist vom rein moralischen Standpunkte aus gewiß zu verwerfen, aber es ist in diesen Gegenden ein durchaus notwendiges Übel, um überhaupt Arbeitskräfte zu bekommen, und hat seinen Grund in der Indolenz der Indianer und ihrem Widerwillen gegen ungewohnte Arbeit. Es bedarf eines gewissen Druckes, um den Indianer zu einer regelrechten Arbeit zu bewegen, und dieser Druck wird eben durch die Schulden ausgeübt."

Dieses Mal hat Koch-Grünberg die Verhältnisse mit den Augen der weißen Patrone gesehen. Ich kann nicht einsehen, daß die Indianer irgendwie verpflichtet sind, für die Weißen zu arbeiten. Daß sie es jedoch ganz freiwillig tun auch unter ökonomisch gesunden Verhältnissen, um Werkzeuge, Kleider u. dgl. zu erhalten, zeigen die Verhältnisse in der Provinz Jujuy in Argentinien, wo sich jährlich Tausende von Indianern sammeln, um in den Zucker-

---

[1] Vgl. Balzan, Da Reyes etc. a. a. O. 50.
[2] Koch-Grünberg, Zwei Jahre usw. a. a. O. I 33—34.

fabriken zu arbeiten[1]. Ihrer Natur nach sind diese Chacoindianer nicht fleißiger als die in Nordbolivien und Brasilien. Sie haben dort nicht die Möglichkeit, Geld zu leihen oder Waren auf Kredit zu nehmen. Man ist stets ehrlich gegen sie. Sie werden demoralisiert, das ist wahr, aber sie sind keine Sklaven.

Wie sich die Verhältnisse entwickeln, sehe ich ein, daß man hier vor einem schwer lösbaren, sozialen Problem steht; aber es kann nicht richtig sein, die Schuldsklaverei ein „notwendiges Übel" zu nennen, wenn es auch in gewissen Gegenden ein gegenwärtig unheilbares Übel ist.

Nach beendigten Ausgrabungen reiten wir nach Loreto, das eines der blühendsten Dörfer zur Jesuitenzeit war. In Loreto zählte man 1691[2] 3822 Indianer, 1832 waren es 2145 und 1909 gab es da einige Greise, Witwen und Waisenkinder. Nur noch wenige Häuser in Loreto sind heute bewohnt. Es sind die Ruinen eines Dorfes.

In Masicito, nahe bei Loreto, am Rio Mamoré gehen wir an Bord eines kleinen Dampfers, der uns wieder nach Las Juntas bringt. Von dort setzen wir unsere Reise nach Sta. Cruz de la Sierra fort und dann im Juli weiter nach El Gran Chaco, an den Rio Pilcomayo, wo wir zum zweitenmal die Indianer besuchen, die ich in meinem Buche „Indianerleben" geschildert habe.

Damals waren sie noch unabhängig oder fast unabhängig von den Weißen.

Als ich wieder heimreiste nach Schweden, blieb Moberg da draußen in Bolivien am Rio Pilcomayo.

Er hat geschrieben und ein und das andere von dort berichtet.

Künftighin wird es schwer, vielleicht ganz unmöglich sein, das Indianerleben am Rio Pilcomayo in seiner Ursprünglichkeit zu studieren.

Die Indianer haben sich mit den Soldaten eines Forts, das flußaufwärts liegt, geschlagen, erzählt Moberg. Die Soldaten

[1] S. „Indianerleben" 4.

[2] D'Orbigny, Voyage, Partie Historique 3 : 1, 146.



Tafel XXXI: Guarayú zu d'Orbignys Zeit. (Nach seiner Reiseschilderung)



Tafel XXXII: Guarayúindianer von Yaguarú

schlachteten Hunderte von Indianern, Weiber und Kinder mitgerechnet. Aus Angst, überfallen zu werden, und im Glauben an eine falsche Nachricht, daß die Indianer sich bewaffneten, überfielen sie im Morgengrauen das Dorf, das zwei Meilen von dem militärischen Posten entfernt lag, und mit einigen Salven schlachteten sie die armen, schlafenden Indianer hin, die nur mit Pfeil und Bogen bewaffnet waren.

Das Dorf hieß „Tonés" und gehörte den Ashluslayindianern. Nie vergesse ich die Kinderspiele, die Tänze der Jugend und die Trinkgelage bei Toné!

Nun ist es still geworden auf dem Spiel- und Festplatze. Auch dorthin sind die Weißen mit ihrer „Zivilisation" gekommen.

Zuerst kommen die Soldaten mit Blei und Pulver. Dann kommen die Mönche zu den Überlebenden mit der „Religion der Liebe".



Abb. 84: Tongefäß, gefunden in einem Grab Mound Hernmarck (1/2 n. Gr.), Mojos

Vierundzwanzigstes Kapitel

Kulturgrenzen und Kultureinflüsse

Im dritten Kapitel dieses Buches sprach ich von natürlichen Kulturgrenzen und Kulturprovinzen in Bolivien, betonte besonders die Bedeutung der Sta.-Cruz-Grenze, wo so viele für die Indianer wichtige Gewächse ihre Nord- oder Südgrenze haben.

Gleichzeitig mit meinem Versuch, das Verhältnis der Indianer zu den Weißen zu schildern, suchte ich auch das Wichtigste von dem hervorzuheben, was ich sonst beobachtet und bei den Indianern gesammelt habe. Wir haben Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten in den Kulturen der Stämme gefunden, die bloß durch die Anpassung an die umgebende Natur und die Existenzmöglichkeiten, die sie bietet, erklärt werden können.

Wir können hier die natürlichen Kulturgrenzen noch recht gut studieren, dagegen sind die Schwierigkeiten sehr groß, um Kultureinflüsse der Stämme untereinander zu beobachten. Wir sind leider zu spät daran. Die Zusammenhänge zwischen den Stämmen, die es im Chaco noch gibt, sind hier verschwunden. Die verschiedenen Stämme wohnen, wie wir gesehen haben, ganz isoliert voneinander, in unzugänglichen Gegenden, abseits der großen Durchzugsstraßen.

Der Einfluß der Weißen hat in die meisten Kulturen der hiesigen Indianer tief eingegriffen.

Wenn wir daher die Anthropogeographie dieser Gegenden studieren, können wir unsere Forschungen nicht bloß auf die jetzt lebenden Indianer gründen, denn nur allzu wenige behalten ihre alte Kultur. Es sind nur noch Trümmer von den Stämmen, die früher hier lebten. Viel Interessantes finden wir in den Schriften

der alten Jesuiten[1]. Diese Mönche sahen hier die indianische Kultur nahezu ursprünglich, ohne wesentlichen Einfluß von seiten der Weißen. Auch die archäologischen Ausgrabungen können uns helfen, unsere Lücken in der Kenntnis der Indianer zu füllen.

Aber unsere Kenntnisse werden immer mangelhaft bleiben, denn die Jesuiten des siebzehnten Jahrhunderts hatten nicht dasselbe ausgedehnte Interesse wie wir. In der Erde findet man nur solche Dinge, die dem Verfaulen widerstehen konnten, hier fast nur Tongefäße. Es ist auch schwer zu sagen, von welchen Indianern die Gräber und Wohnplätze stammen, die wir finden.

Ich kann hier nicht über die Schriften der alten Mönche referieren. Ein oder das andere scheint mir doch wert hervorgehoben zu werden, manches hatte ich schon im vorhergehenden erwähnt.

Am höchsten unter allen Indianern dieser Gegend standen die Baure, deren Nachkommen wir als Schuldsklaven in San Joachim und Carmen antrafen. Sie hatten gut angelegte, befestigte Dörfer mit Straßen und Marktplatz, wo sich die Soldaten übten. Die Häuser waren gut gebaut und sehr rein gehalten. Die Wände der Räume waren mit feinen, eigentümlich geflochtenen Matten bekleidet. Ihre Feldarbeiten erregten die Bewunderung der Jesuiten[2].

Sie hatten, wie jetzt noch die Chacobo, Klubhäuser, wo sie unmäßig tranken.

Nach dem Jesuiten Marbán[3] lebten die Mojoindianer in Pfahlbauten. José del Castillo[4] bespricht näher ihre Häuser. Die Gebäude, in denen sie schliefen, waren viel besser als die Häuser in Peru. In jeder Hütte war Raum für sechs bis acht Hängematten, manchmal auch mehr. Das ganze Dach der Hütte ruhte auf einem Pfosten in der Mitte. Die Wände der Hütten waren mit Erde beworfen. Das Dach war mit langem Gras gedeckt. Das Essen kochten sie in einem viereckigen Haus mit offenen Wänden.

[1] S. meine Zusammenstellung in der Zeitschrift für Ethnologie V (Berlin 1910).

[2] Altamirano. Historia de los Mojos (La Paz 1891). Herausgegeben von M. V. Ballivìan.

[3] Marbán. Relacion de la Provincía de la Virgen del Pilar de Mojos. Bol. Soc. Geogr. (La Paz 1898).

[4] Castillo a. a. O.

Ihre Keramik mit stilisierter Tierornamentik war außerordentlich schön. Die Pfeile waren so fein gemalt, „als wären sie als Gabe für den König bestimmt“. Außer dem Wurfholz, das ich schon besprach, kannten sie das Blasrohr und die Schleuder, die nun alle vergessen sind. Sie hatten große Mengen Schmuckgegenstände, von denen die großen Federkronen, mit denen sie heute noch in der Kirche von Trinidad tanzen, erwähnt werden. Gleich den Baure hatten die Mojo Klubhäuser. Diese waren gut gebaut. Dort bewahrten sie ihre Waffen, ihren Schmuck, die Schädel der erschlagenen Feinde, Jaguarköpfe u. a. In den Klubhäusern hatten sie ihre Trinkgelage.

Die ersten Weißen trafen also, wie der Leser sieht, keine tiefstehenden Wilden in Mojos. Die indianische Kultur war sicher recht bemerkenswert.

Wir wissen, daß alles dies bereits verschwunden ist. Wir sind zwischen den Trümmern gewandert, und wir verstehen, daß die anthropogeographischen Studien hier auf große Schwierigkeiten stoßen müssen.

Es gibt einen Stamm hier, der vielleicht viel von der alten Kultur der Baureindianer bewahrt. Das sind die Iténe. Bei diesen wird jedoch, wie ich berichtete, kein Weißer willkommen geheißen. Einiges erkennen wir auch bei den Chacobo wieder.

Die ursprünglichen Indianer, die wir kennenlernten, sind die Siriono. Sie stellen vielleicht, wie ich schon sagte, die Reste einer Urbevölkerung dar.

Während der kulturelle Zusammenhang zwischen den Indianern der Gebirgsgegenden Boliviens und den Indianern des Tieflandes von Nordostbolivien recht unbedeutend war, machte sich hier sicherlich ein starker Kultureinfluß aus dem nördlichen Südamerika geltend.

Von Gegenständen, die für die peruanisch-bolivianische Bergkultur charakteristisch sind, und die wir bei den hiesigen Indianern finden, scheinen die langen Hemden die wichtigsten zu sein. Möglicherweise wurden sie auch erst von den Weißen hier eingeführt, vielleicht von den Missionaren, die über die Nacktheit empört waren. Sie glauben nämlich, wie so viele Leute bei uns,

daß Nacktheit gleichbedeutend sei mit Unsittlichkeit, ein Irrtum, dessen Ursache in ihrer eigenen sinnlichen Phantasie liegt.

Es ist interessant zu finden, daß weder die Yuracáre, Chacobo, Guarayú noch, soviel man weiß, die Siriono an ihren Tongefäßen Henkel haben. Dasselbe gilt auch von der Keramik, die ich in Mojos bei meinen archäologischen Grabungen fand. Henkel, wirkliche Handgriffe fehlen an allen Tongefäßen, die ich im Tieflande von Nordostbolivien angetroffen habe.

Wir dürfen die Bedeutung einer so wichtigen Erfindung wie des Henkels an den Tongefäßen nicht unterschätzen. Daß er in Nordostbolivien, wo der Einfluß der Weißen sich nicht geltend machte, unbekannt ist, kann seine Ursache nicht in den natürlichen kulturellen Voraussetzungen haben. Man kannte ihn nicht und hatte keine Gelegenheit, ihn von den Gebirgsindianern kennenzulernen.

Die Chiriguano und die Indianer in El Gran Chaco haben heute an allen ihren Gefäßen Henkel, aber man findet auch innerhalb des Chiriguanogebietes Keramik aus einer Zeit, da die Henkel dort unbekannt waren.

Von der Gebirgskultur stammen möglicherweise die eigentümlichen hölzernen Pfeifchen, die ich bei den Churápa- und Yuracáreindianern abgebildet habe. Besonders die eine Type (Abb. 9) ist auch von Peru bekannt; aber es ist glaubwürdiger, daß die Churápa und Yuracáre deren Gebrauch von den Chiriguano lernten. Indianerstämme, die weiter ab von der Gebirgskultur wohnen, kennen sie nicht.

Der Jesuit Eder[1] sagt ausdrücklich, daß die Indianer in Mojos keine Verbindung mit Peru, d. h. den Inkas, hatten. Sind die Kultureinflüsse aus dem Westen gleich Null oder nur unbedeutend gewesen, so waren sie desto größer aus dem Norden. Dies erfährt man vor allem aus den archäologischen Grabungen. Da findet man Dreifuß-Keramik, eigentümliche Gefäße mit durchlöchertem Boden, und mehrere andere Gegenstände, die auf solche Kultureinflüsse deuten.

---

[1] Eder a. a. O. 213.

Auch die jetzt lebenden Indianerstämme haben ein und das andere bewahrt, das sie von dem Norden lernten, z. B. die losen Füße zu irdenen Gefäßen, von denen ich bei den Movima sprach, und die eigentümlichen Holzstempel, die wir bei den Yuracáre kennenlernten.

Ich habe hier schon hervorgehoben, daß wir auf dem Flachlande von Bolivien einer Stammesgruppe begegnen, den Arowaken, die vom nördlichen Argentinien bis zur Küste von Florida in Nordamerika lebten.

Bei den archäologischen Grabungen habe ich Graburnen gefunden, in die man die Toten legte, nachdem das Fleisch von dem Skelette abgefallen war (Nachbegräbnis). Diese Sitte kam vermutlich mit den Arowaken von Norden. Man kennt sie von mehreren Stämmen im nordöstlichen Südamerika und auch aus dem Südwesten von Nordamerika.

Als wir den skulptierten Berg bei Samaipata verließen, sagte ich, daß wir die Gebirgskultur, die Inkakultur, hinter uns ließen. In der Ebene, nicht weit vom Gebirge, haben wir Trümmer einer indianischen Kultur gefunden, die mehr mit den Moundbuilders von Florida in Nordamerika als mit den Inkas in Cuzco Gemeinsames zu haben scheint. Dies ist das wichtigste Ergebnis meiner Forschungen in Südamerika.

Wir haben hier in Nordostbolivien einen Guaranistamm getroffen, die Guarayú. Sie haben mit den Guarani sprechenden Chiriguano, die ich im „Indianerleben" schilderte, den Kulturmythos vom Frosche, der das Feuer raubte, wichtige Details in dem Märchen vom Fuchs und Jaguar, die Sitte, in irdenen Gefäßen zu begraben, gemeinsam. Charakteristisch für diese beiden Stämme ist auch der Gebrauch von Hängehaken und Hängegestellen. Bei beiden findet man die Tabakspfeife. Den Guarayú fehlen jedoch die schöne Keramik der Chiriguano, die eigentümlichen hölzernen Pfeifchen und einige andere der feinsten Dinge, welche die Chiriguano verfertigen.

Die Chacobo sind ein Panostamm. Ihre Kultur zeigt nahe Übereinstimmungen mit den Caripunaindianern am Rio Madeira. Sie haben dieselben Hütten, dieselben Klubhäuser, denselben

Nasen- und Ohrenschmuck, dieselben Rindenkanus. Mit den Pano, Atsahuaca, die ich 1904 in den Grenzgebieten von Peru und Bolivien besuchte, haben sie weniger gemeinsam. Die Atsahuaca haben nicht die stattlichen Hütten der Chacobo und nicht dieselbe Art von Schmuckgegenständen. Sie haben aber viel mehr Pfeiltypen. Die Tragkörbe sowie die Körbe zum Verwahren des Federschmuckes sind bei den Chacobo und den Atsahuaca von einer schlagenden Ähnlichkeit. Sicher sind das Typen, die beide Stämme von der gleichen Gegend erhielten.

Die Yuracáre haben recht viel mit den Indianern im Chaco gemeinsam, wie das Tragnetz, die Pfeifen und einige eigentümliche Spielzeuge, die wir bei den anderen hiesigen Stämmen nicht antrafen.

Wir haben hier, sagte ich, unter Trümmern gesammelt. Für die Forschung ist es wichtig, soviel als möglich zu erhalten, ehe es zu spät ist, und es ist leider schon sehr spät. Es gibt Kautschukgegenden in Südamerika, in den Flußgebieten des Rio Beni und des Rio Madre de Dios, wo mehrere Indianerstämme aussterben, ohne daß irgend etwas von ihnen gesammelt oder aufgezeichnet wird. Ja nicht einmal ihre Namen werden der Nachwelt überliefert.

Obgleich ich selbst als Archäolog recht viel in Südamerika gearbeitet habe, muß ich doch zugeben, daß es gegenwärtig unermeßlich wichtiger ist, die noch lebenden Indianerstämme zu studieren, als archäologische Ausgrabungen zu machen. Mehr als es jetzt geschieht, sollten die Amerikanisten alle ihre Aufmerksamkeit auf die Indianer konzentrieren, die noch ihre ursprüngliche Kultur haben, und retten, was man retten kann.

Daß man nicht den richtigen Blick für die Sache hat, geht daraus hervor, daß man z. B. in Argentinien bedeutende archäologische Arbeiten macht, während man den Indianern, die noch im Gran Chaco in dieser Republik leben, nur geringe Aufmerksamkeit widmet. Vielleicht beruht das darauf, daß es bequemer ist, in Gegenden nahe der Eisenbahn zu forschen, als die Indianer in der Wildnis aufzusuchen.

Die Archäologie ist natürlich von größter Bedeutung, um die Geschichte der indianischen Rasse kennenzulernen, aber die

Vernichtungsgefahr ist bei dem toten Material nicht so schnell und so gründlich wie beim lebenden. Die alten Gräber und Wohnplätze könnten durch eine wirkungsvolle Gesetzgebung gegen Plünderung geschützt werden.

Wir dürfen auch nicht die Bedeutung der Forschung überschätzen. Sicher ist es wichtiger, etwas zur Verbesserung der Lage der Indianer zu tun, als Aufzeichnungen und Gegenstände von ihnen für Museen und Abhandlungen zu sammeln.



Abb. 85: Frauenfigur aus gebranntem Ton, Mound Velarde (1/2 n. Gr.), Mojos.

Schlußwort

Ich habe den Leser zu mehreren Indianerstämmen geführt, die unter ganz verschiedenen Verhältnissen leben. Wenn mich nun jemand fragte, welche von den Indianern das Problem Indianer und Weiße am besten verstanden haben, so würde ich zur Antwort geben: Die sich noch mit den Weißen raufen. Die Iténeindianer sind noch unabhängig, denn sie verteidigen sich, sie wollen keinen Frieden, sie wollen keine Sklaven sein. Auch sie gehen unter, aber sie sterben frei und überleben viele der zivilisierten Indianerstämme.

Als die Weißen nach Sta. Cruz de la Sierra kamen, lebten dort friedliche, unterwürfige Indianer. Diese sind ausgestorben oder vollständig mit den Weißen vermischt. Man verkaufte sie massenweise nach Peru zu den Grubenarbeiten. Die Chiriguano dagegen bereiteten den Weißen viele Sorgen durch ihre Streitlust, weil sie sich nicht unterwerfen wollten. Sie sind noch da, aber eigentlich nur in den Gegenden, wo sie ihre Unabhängigkeit am energischsten verteidigten. Diejenigen von ihnen, die in den ältesten Missionen nördlich des Rio Grande lebten, sind nahezu verschwunden, als Rasse ausgelöscht. Sobald die Missionare sie verließen, gingen sie unter.

Für die Indianer dieser Gegenden war es gefährlicher, ein Freund als ein Feind der Weißen zu sein.

Wenn ich sage, daß die Iténeindianer am besten das Problem Indianer und Weiße verstanden haben, so habe ich damit diesen Rassenkonflikt für unlöslich erklärt. Hier wie anderswo werden die Indianer untergehen.

Doch wäre es ein Glück, wenn die Indianer, die nun von den

Weißen abhängig sind, mit mehr Menschlichkeit behandelt würden, als dies jetzt geschieht. Ich muß hier zugeben, daß von allen Indianern, denen wir hier begegneten, diejenigen es am besten haben, die in den Missionen in Guarayos leben. Es ist daher zu hoffen, daß die bolivianische Regierung die Mönche in ihren Bestrebungen unterstützt und sie gleichzeitig dazu anhält, die Indianer zur Selbständigkeit zu erziehen.

Ein guter Vorschlag erscheint mir, die in der Regel versoffenen, sittenlosen Pfarrer in den Indianerdörfern durch Franziskanermönche zu ersetzen, die Autorität über die Indianer erhalten und die Möglichkeit, sie gegen die Weißen zu schützen. Das sind gewöhnlich Herren, die sich auch bei den Kautschukpatronen in Respekt zu setzen wissen.

Notwendigerweise müßte man den Indianern über das Land, das sie bebauen, Besitzrecht zuerkennen, aber nicht Eigentumsrecht. Das ist nur gerecht. Die Weißen betrachten nämlich die Landstrecken, die ausschließlich von Indianern bewohnt werden, als herrenlos, eine Rechtsauffassung, die nicht einmal die bebauten Felder der Indianer respektiert.

Sehr wichtig wäre es auch, so schnell als möglich die Eisenbahn von Argentinien nach Sta. Cruz de la Sierra und Quatro Ojos zu führen, teils um einer kommenden Negerinvasion mit der Madeirabahn entgegenzuarbeiten, teils um den Wohlstand dieser Gegenden zu erhöhen. In den Distrikten, die keinen Kautschuk liefern, gibt es sicherlich viel Armut, welche die Weißen zum Export der indianischen Arbeitskräfte verlockte. Durch die Eisenbahn vermehren sich die neueingewanderten Arbeitgeber, Deutsche, Engländer u. a., die die Löhne hinauftreiben. Infolge der Eisenbahn würden Kleider, Werkzeuge u. dgl. im Preise fallen. Damit will ich nicht gesagt haben, daß die Indianer vor dem Untergang gerettet werden können, aber es würde ihnen bedeutend besser gehen. Sicherlich wird auch die Madeira-Eisenbahn kräftig zur Verbesserung der Lebensbedingungen der indianischen Arbeiter beitragen.

Die Eisenbahn möge jedoch der bolivianischen Regierung keinerlei Hoffnungen auf eine große Emigration europäischer

Arbeiter in die Urwaldgebiete vorspiegeln. Diese bleiben in Argentinien, das ein für Weiße gutes Klima hat, oder ziehen möglicherweise bis in die bolivianischen Berggegenden. Deshalb ist es wichtig, mit der indianischen Arbeitskraft hauszuhalten und nicht Raubbau damit zu treiben.

In unserer Zeit sucht man durch Gesetzgebung Elefanten, Flußpferde, eigentümliche Baumarten, sonderbare Felsen vor der Zerstörungslust des weißen Mannes zu schützen. Wäre es nicht von noch größerem Interesse, seltene Menschengattungen zu erhalten, ehe sie verschwinden.

Wir Weißen sind doch selbst auch Menschen.

Auch hier stehen wir vor einem Problem, das auf die Dauer unlösbar ist. Da Nordostbolivien im Verhältnis zur Einwohnerzahl enorm groß ist, könnte sich ja die bolivianische Regierung den Luxus leisten, ganz einfach zuzusehen, daß die Indianer, die jetzt unabhängig sind, auch weiterhin von den Weißen in Ruhe gelassen werden, sowie man Santos Nocos kleinen Staat seit langem nicht beunruhigte.

Endlich hoffe ich auch, daß irgendein genialer Chemiker Kautschuk auf künstlichem Wege zu billigem Preise herstellt. Tut er dies bald, so wird er den Indianern nützen, außerdem wird er auch ein reicher Mann, und er nützt der von unserer Zeit so bewunderten Industrie, die angeblich in hohem Grade dazu beiträgt, die Menschen „glücklich" zu machen.

Anhang

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Taubstumme Indianer und ihre Zeichensprache

Bevor ich die Indianer, die ich hier zu schildern versuchte, verlasse, werde ich in Kürze einiges über ihre Zeichensprache erwähnen, teils weil man so wenig von derartigen Dingen aus Südamerika weiß, teils weil es allgemeineres Interesse zu haben scheint.

Eder[1] schreibt folgendermaßen über die Zeichensprache der Mojoindianer: „Wo sollen wir eine Erklärung suchen für ihre Fähigkeit, durch Zeichen und Gebärden miteinander zu sprechen? Angenommen, daß sprachlich verschiedene Indianer zusammentreffen, so wird nichts diese hindern, einander ihre Schicksale mit allen zugehörigen Nebenumständen mitzuteilen, genau und in der Reihenfolge zu berichten, was in ihren Missionen geschehen ist, bindende Verträge einzugehen und sich stundenlang miteinander zu unterhalten."

Etwas Derartiges habe ich während meiner Reisen nicht gesehen. Dagegen habe ich von verschiedenen Stämmen einige Zeichen gesammelt, welche die Taubstummen verwenden, um sich ihrer Umgebung mitzuteilen, von der sie allgemein verstanden werden. Verschiedene solche Zeichen habe ich notiert und abgezeichnet. Mit Ausnahme von einigen, die ich früher von den Tapieteindianern[2] beschrieb und abbildete, waren bisher keine Taubstummenzeichen aus Südamerika bekannt. Die Stämme, bei

[1] Eder a. a. O. 228.

[2] Indianerleben a. a. O. 315 ff.



Abb. 86: Taubstummenzeichen, Yuracáre

denen ich hier Taubstumme beobachtete, sind die Yuracáre, Chiquitaner, Baure in Carmen und Guarayú.

Yuracáre

In einer Yuracárehütte in der Nähe des Rio Chimoré gab es, wie ich erzählte, drei taubstumme Frauen. Diese verständigten sich untereinander und mit ihrer Umgebung durch Zeichen. Am Rio Chapáre soll es mehrere taubstumme Yuracáre geben. Nach Aussage des Yuracáreindianers Aguirre sind die Taubstummenzeichen von den Vorfahren ererbt. Mehrere der Zeichen sind recht schwer verständlich und scheinen rein konventionell zu sein. Die taubstummen Yuracáre machten einen intelligenten Eindruck und wurden von ihrer Umgebung mit größter Freundlichkeit behandelt.

Folgende Zeichen habe ich bei diesen Indianern notiert:

Wasser — Man macht eine trinkende Bewegung, indem man die Hand zum Munde führt.

Feuer — Der Zeigefinger wird zum Munde geführt, und man bläst (Abb. 86A).

Sonne — Man legt alle fünf Fingerspitzen zusammen und legt sie an die Stirne, d. h. man beschattet die Augen (Abb. 86B).

Mond — Man streichelt sich mit geschlossenem Zeige- und Mittelfinger am Kinn (Abb. 86C). Die Guarayú (siehe unten) geben den Mond auf ähnliche Weise wieder. Zu diesem eigentümlichen Zeichen kann ich keine Erklärung geben.

Ja — Man beugt den Kopf leicht nach vorne.

Nein — Man hebt den Zeigefinger vor die Nase und führt ihn auf und ab.

Morgen — Man schwingt die rechte Hand einmal um den Mund und streckt sie dann über die rechte Schulter. Das gibt eine deutliche Vorstellung, daß die Sonne untergeht und verschwindet.

Tabak — Man schlägt sich mit Daumen, Zeigefinger und Mittelfinger auf den Kehlkopf (Abb. 86D).

Wachs — Man steckt den Zeigefinger in den Mund und formt die Hand, als umfasse sie einen Ball.

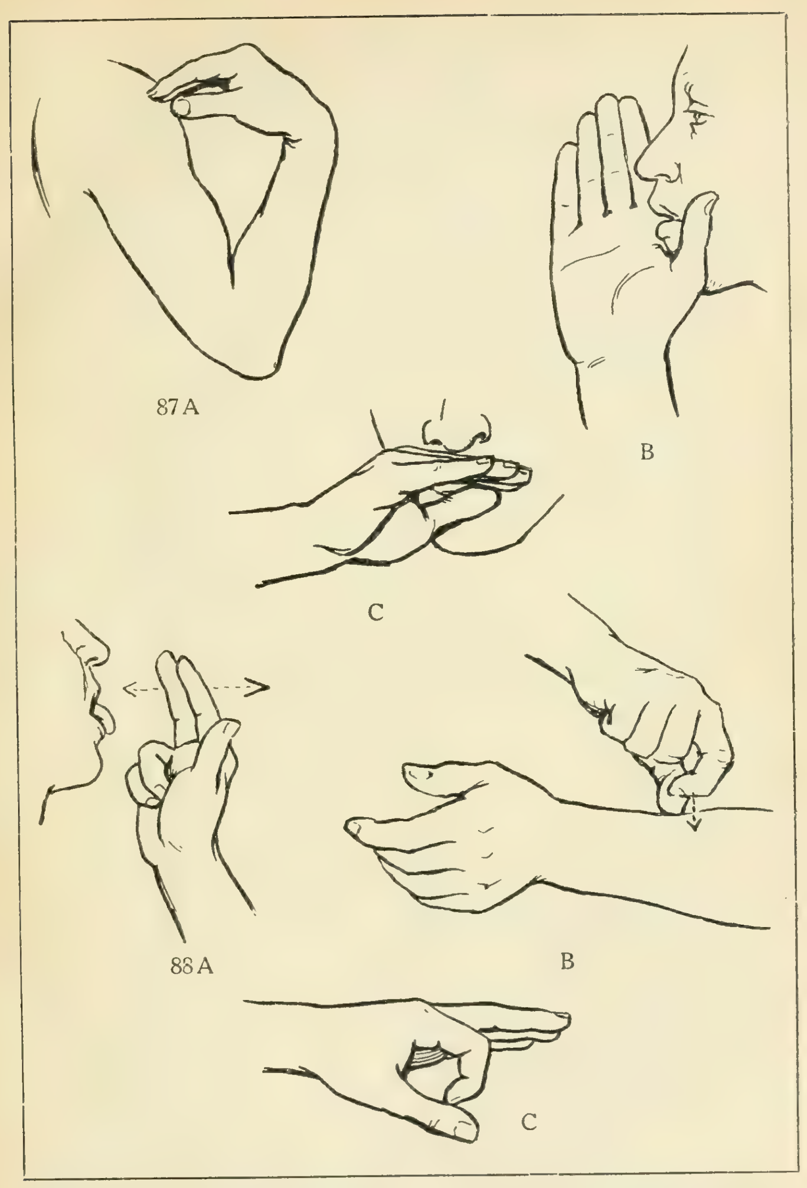


Abb. 87 und 88: 87 Taubstummenzeichen, Yuracáre; 88 Taubstummenzeichen, Guarayú

Alligator — Man nimmt die Nase mit fünf Fingern und zieht sie aus, um des Alligators lange Schnauze zu veranschaulichen.

Moskito — Man macht mit dem Zeigefinger eine bohrende Bewegung im Munde (Abb. 86G).

Wildschwein — Die Hand wird an den Mund gebracht, wie es Abb. 87B zeigt. Der Daumen stellt offenbar einen Eckzahn vor.

Holzstempel — Man führt den Zeigefinger an den Mund und klopft sich sodann auf die Wange, d. h. man druckt ein Ornament auf die Wange, wie die Yuracáre pflegen.

Pfeil und Bogen — Bogen spannende Bewegung.

Bruder — Man biegt den Arm und schlägt mit den Fingerspitzen gegen die Achsel. Vielleicht will man die Narben zeigen, die jeder Yuracáremann von den Duellen an der Achsel hat. (Abb. 87A).

Schwester — Man biegt den Arm und zeigt auf die Brust.

Frau — Man zeigt auf das lange Haar. Dieses Zeichen muß ganz modern sein, denn früher hatten bei den Yuracáre sowohl Männer als Frauen langes Haar.

Mutter — Man macht die Bewegung für Frau und klopft sich auf die Brust.

Hund — Die Hand wird gehalten wie auf Abb. 86E, darauf werden Daumen und Zeigefinger an den Mund geführt, und man schmatzt.

Haus — Aus Arm und Hand bildet man ein Dach (Abb. 86F).

Branntwein — Mit dem Zeigefinger zeigt man auf die halb herausgestreckte Zunge.

Jaguar — Die rechte Hand bildet eine Tatze.

Mann — Alle fünf Fingerspitzen zusammen werden an das Kinn geführt.

Banane — Daumen und Zeigefinger führt man horizontal gegen den Mund und macht eine kauende Bewegung (Abb. 86H).

Kanu — Man ballt die rechte Hand, biegt den Arm und macht die Ruderbewegung.

Pava (Hühnervogel, Penelope) — Man streicht mit Daumen und Zeigefinger an der Nase auf und ab.



Tafel XXXIII: Ufervegetation am Rio Blanco



Tafel XXXIV a: Tierfiguren (eine davon ein Pferd), von Guarayú auf die Hauswand gemalt



Tafel XXXIV b: Pferde, von Guarayú auf die Hauswand gemalt

Schlecht — Man führt die Hand wie bei „Banane“ zum Munde und klappt Daumen und Zeigefinger gegeneinander (Abb. 87C).

Guarayú

Bei den Guarayúindianern in Ascencion waren zwei taubstumme Brüder. Diese hatten keine anderen Taubstummen gesehen, eine verstorbene Schwester ausgenommen. Keine bestimmte Person hatte ihnen die Zeichensprache gelehrt. Die ganze Umgebung war Lehrer gewesen. Vermutlich hatten sie nicht, wie die Yuracáre, Zeichen gelernt, die von Generation zu Generation vererbt waren.

Einige von diesen Zeichen habe ich notiert.

Wasser — Man schlägt mit den Händen über die Schultern, ahmt die Bewegung nach, die man macht, wenn man badet und sich mit einer Baumkalebasse überschüttet.

Feuer — Nachahmung der Bewegung, die beim Anfachen des Feuers gemacht wird.

Mandioca — Man schnellt den Zeigefinger wiederholt gegen den Unterarm (Abb. 88B). Dieses Zeichen bedarf wirklich einer Erklärung. Wenn der Indianer eine geschälte, fertig geröstete Mandiocawurzel aus der Asche nimmt, so knipst er zuerst ein paarmal auf dieselbe, um Asche und Kohle wegzubringen. Dann beginnt er zu essen.

Aal — Fischfang mit der Lanze wird nachgeahmt.

Frau — Man zeigt auf Brust und Halsband.

Schöne Frau — Das vorhergehende + man streicht mit der flachen Hand über das Gesicht von oben nach unten.

Sonne — Zeigt die Bewegung über das Himmelsgewölbe.

Morgen — Das vorige + 2 (d. h. man streckt zwei Finger in die Höhe).

Mond — Man öffnet den Mund, streckt die Zunge heraus und bewegt zwei Finger vor dem Munde (Abb. 88A).

Motacúpalme — Nachahmung des Nagens, wenn man Motacúfrucht ißt.

Cusi — Nachahmung der Bewegung, welche die Frauen machen, wenn sie Cusikerne kauen und sich Palmöl ins Haar streichen.

Banane — Nachahmung der Bewegung beim Öffnen der Banane, um sie zu schälen.

Surubi (großer Siluroid) — Man setzt den Zeigefinger an den Mund, entsprechend den Bartfühlern des Fisches.

Tapir — Man zeigt auf ein großes Tier und macht eine stampfende Bewegung. Die Guarayú erzählen nämlich, als Tumpá[1] die Welt schuf, schuf er zuerst den Tapir. Dieser stampfte auf den Boden, um zu sehen, ob die Erde halte. Deshalb stampft er heute noch auf dieselbe Weise.

Jaguar — Man schlägt mit den Händen, als wären es Tatzen.

Mais — Man ahmt die Bewegung nach, wenn man Körner vom Maiskolben pflückt.

Salz — Schlecken der Hand.

Zucker — Man streicht zufrieden das Gesicht und macht die Bewegung des Umrührens. Dies zeigt, daß die Guarayú gelernt haben, Kaffee oder ähnliche Getränke zu trinken.

Tod — Man bedeckt das Gesicht mit den Händen und zeichnet ein Grab.

Erschrecken — Man fährt zurück.

Seele — Tod + Erschrecken.

Chicha aus Mais — Trinkbewegung und Streichen der Wangen.

Geld — Man bildet ein Geldstück mit der Hand (Abb. 88 C).

Nein — Mit halb aufgereckter Hand winkt man auf und ab.

Priester — Man zeichnet die Tonsur.

Sterne — Man zeigt mit allen zehn Fingern nach oben und bewegt sie hastig (das Blinken der Sterne).

Ja — Man nickt ein wenig mit dem Kopfe.

Affe[2] — Hüpfende Bewegung mit flach vor sich hin gestreckten Händen.

Brüllaffe[3] — Man zeigt auf den großen Kehlkopf.

Marimono[4] — Affe + groß.

---

[1] Tumpá — Hier ist wohl der christliche Gott gemeint.

[2] Cebus.

[3] Mycetes.

[4] Ateles.

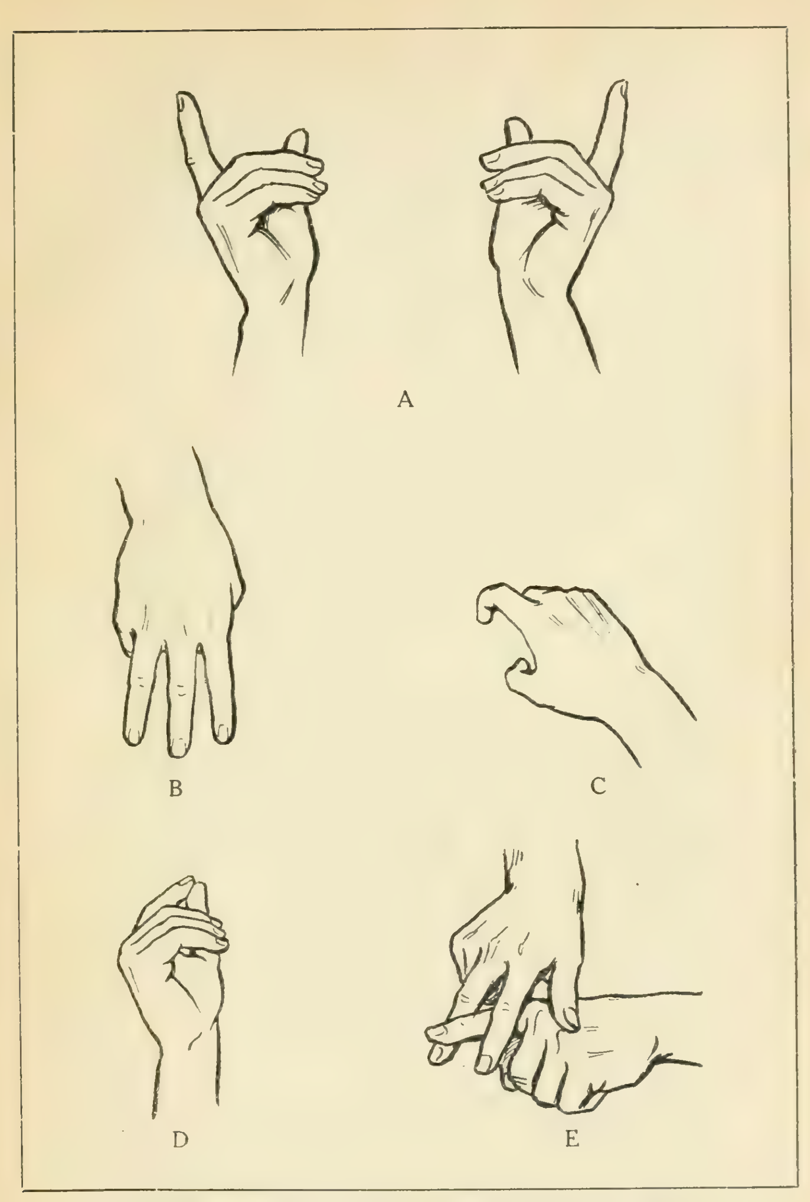


Abb. 89 Taubstummenzeichen, Chiquitano von San Miguel

Chiquitano aus San Miguel in Chiquitos

In San Joachim traf ich einen taubstummen Indianer aus San Miguel in Chiquitos. Er konnte einige halb verständliche Worte aussprechen. Meistens redete er jedoch durch Zeichen, z. B.:

Sonne — Die Hand wird geformt wie Abb. 89D zeigt, und die Bewegung der Sonne über das Himmelsgewölbe gewiesen.

Mond — Er formte die runde Scheibe des Mondes (Abb. 89A).

Wasser — Er machte eine trinkende Bewegung.

Essen — Das vorige, aber schneller.

Vater — Sprach er deutlich Táta aus.

Mutter — Sagte er Máma.

Frau — Er zeigte auf beide Brüste.

Schönes Mädchen — Er strich sich über das Gesicht und führte die Finger ins Haar (als wären es Locken?).

Gott — Er machte die Bewegung des Betens und sah aufwärts.

Fisch — Er brachte den Zeigefinger wie einen Haken an den Mund (Abb. 89C).

Jaguar — Er schlug tatzenartig mit den Händen und malte die Flecken auf den Körper.

Tapir — Er hielt drei Finger abwärts, siehe Abb. 89B.

Kuh — Bewegung des Melkens.

Pferd — Die eine Hand ritt auf der anderen (Abb. 89E).

Mein — Er schlug mit der Hand auf die Brust.

Dampfschiff — Er ahmte deutlich die Bewegung des Rades nach. (Die kleinen Flußdampfer hier sind in der Regel Raddampfer.)

Feuer — Er führte die Finger an den Mund und machte eine blasende Gebärde.

Branntwein — Bewegung des Trinkens und eine Grimasse.

Baure. Carmen

In Carmen de Mojos war ein taubstummer Baureindianer. Einen Teil der Zeichen, die er gebrauchte, habe ich notiert. Außer diesem gab es in Carmen noch zwei Taubstumme, die ich aber nicht gesehen habe.

Nur seine nächsten Angehörigen verstanden diesen Indianer.

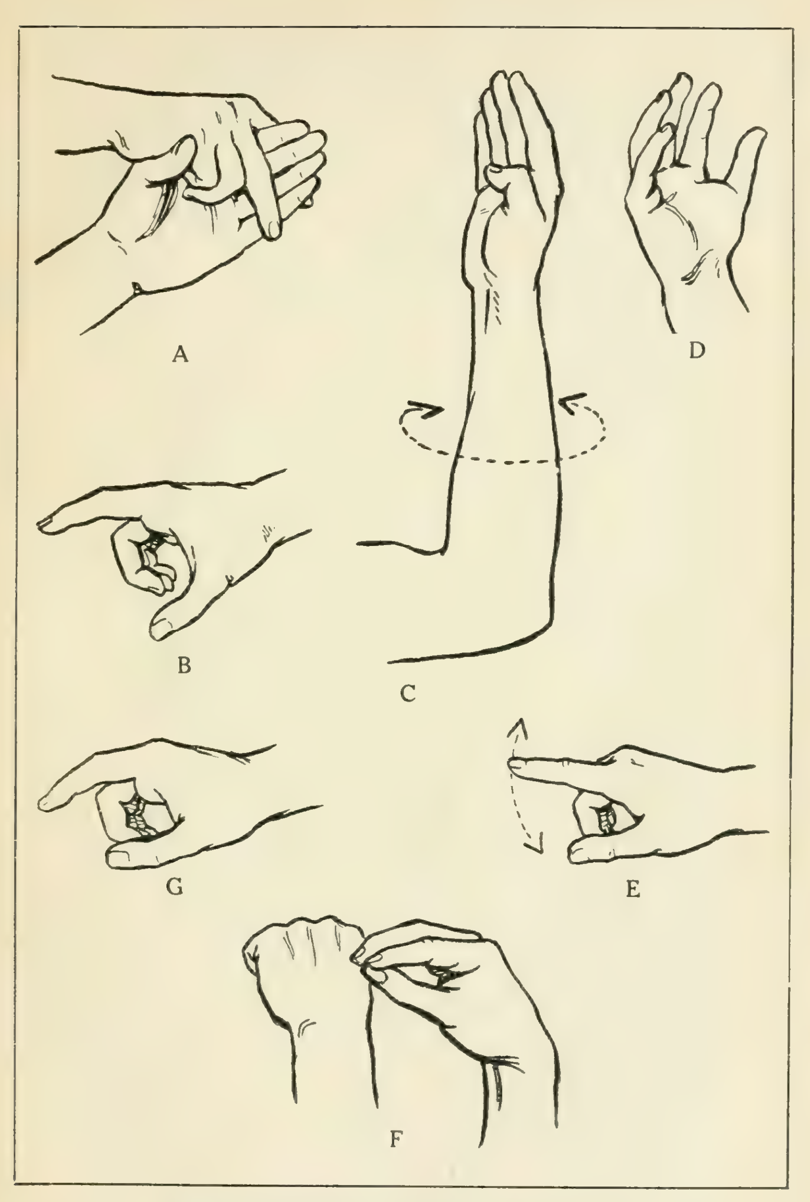


Abb. 90: Taubstummenzeichen, Baure, Carmen

Sie erklärten, daß er solche Dinge, wie z. B. Seele, Bruder, Morgen, gestern, die schwer durch Zeichen auszudrücken sind, nicht wiedergeben könne.

Fisch — Er wippte mit einem Finger auf und ab (Abb. 90E), die Bewegung der Schwanzflosse.

Pferd — Die eine Hand ritt auf der anderen (Abb. 90A).

Kuh — Er machte mit den Fingern Hörner auf die Stirne.

Frau — Zeigte mit der Hand die Länge des Haares.

Gott, Jesus Christus — Er streckte die Arme aus, so daß der Körper ein Kreuz bildete.

Hund — Er biß sich in die Hand.

Gut, ja — Er nickte.

Feuer — Er blies auf den Zeigefinger.

Wasser — Bewegung des Trinkens.

Chicha — Gebärde des Trinkens, dann kniff er die Augen zusammen, als ob es gut schmeckte.

Sonne — Er formte die Hand, wie Abb. 90B zeigt, und wies auf das Himmelsgewölbe.

Mond — Er formte die Hand, wie Abb. 90G zeigt, und wies auf das Himmelsgewölbe.

Katze — Er machte die Bewegungen der Tatzen mit den Händen.

Jaguar — Das vorige aber mit mehr Nachdruck.

Sterne — Er zeigte mit den fünf gespreizten Fingern (Abb. 90D) gegen den Himmel.

Tapir — Er markierte zuerst den dreizehigen Fuß und dann mit beiden Händen die rüsselartige Schnauze.

Satt — Er strich mit der Hand über die Kehle.

Gibt es nicht — Er hielt den Arm in die Höhe, wie Abb. 90C zeigt, und drehte ihn um seine eigene Achse.

Hungrig — Die vorige Bewegung, und dann strich er sich mit der Hand über den Bauch.

Palometafisch (Serrosalmo) — Er hieb mit den Fingern der einen Hand in die andere (Abb. 90F). Es ist, wie gesagt, gefährlich in einem Wasser zu baden, wo es solche Fische gibt.

Gefährlich — Er drehte schnell die ausgestreckte Handfläche nach oben.

Krank — Er führte die geballte Hand an die Wange.
Müde — Er griff an die Waden.
Viele — Er streckte alle gespreizten Finger in die Höhe.
Morgen — Er zeigte niedrig nach Osten.
Abend — Er zeigte niedrig nach Westen.
Durstig — Gibt es nicht + Wasser.
Salz — Er schleckte am Zeigefinger.
Zucker — Er sog am Zeigefinger.

Um eine solche Zeichensprache, wie sie die taubstummen Indianer verwenden, zu verstehen, tut man am besten, sich in die Situation zu denken, daß man sich nur durch Zeichen einer anderen Person mitteilen müsse, deren Sprache man nicht versteht, was einem Forschungsreisenden oft genug passiert. Mit Zeichen beschreibt man ohne Schwierigkeit ein charakteristisches Tier, man kann zeigen, daß man trinken will, daß man Feuer haben will u. dgl. Diese Zeichen beschreiben deutlich. Müßte man weiter auf dieselbe Weise fortfahren, so würde man sicher lernen die Zeichen wie die Indianer kurz und ausdrucksvoll zu machen, worauf man sich im Anfang nicht versteht.

Bei einem Versuch, solche Begriffe wie morgen, Bruder, gut, schlecht, Tod, Seele mit Zeichen auszudrücken, kommt man wahrscheinlich zu kurz. Wir sehen jedoch, daß auch solche Dinge von den taubstummen Indianern mit Zeichen wiedergegeben werden, ein Beweis für die große Mühe, welche die Umgebung auf deren Erziehung verwendet hat.

Von den hier mitgeteilten Zeichen sind die der Yuracáre die bemerkenswertesten. Diese sind, wie gesagt, von den Vätern her ererbt und Generationen lang ausgebildet worden. Unter ihren Zeichen gibt es rein konventionelle, die man ohne Erklärung nicht verstehen kann.

Auch scheint es mir, als ob sich die unabhängigen Indianer mehr angelegen sein ließen, ihre Taubstummen zu erziehen, als die zivilisierten.

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Kautschuk und Bergindianer

Ich habe versucht, das Verhältnis zwischen Indianern und Weißen auf dem bolivianischen Flachlande zu schildern. Es sind die Beobachtungen von meiner letzten Reise.

Schon in den Jahren 1904 bis 1905 bin ich in den Kautschukwäldern gewesen; damals in den Grenzgebieten von Bolivien und Peru. Am Lagerfeuer machte ich mir Notizen über Kautschuk und Indianer, vielleicht ist hier der richtige Platz, einige davon wiederzugeben. Sie bestehen aus dem, was ich sah und hörte. Diese Aufzeichnungen vervollständigen verschiedenes in diesem Buche.

Die Täler des Rio Mapiri, Rio Beni, Rio Madidi, Rio Tambopata und vieler anderer Flüsse sind reich an Kautschukbäumen. Des Landes eigene Einwohner und Ausländer haben von der Regierung in diesen Tälern auf mehr oder weniger große Landstrecken, sog. Gomales, die sie auswerten, Konzessionen erhalten. Auf den Gomales bauen sie eine oder mehrere Hütten, Barracas, wo sie ein paar Angestellte haben, deren Aufgabe es ist, die Wälder, in denen Kautschuk gesammelt werden soll, abzugehen, Werkzeuge, Essen usw. an die Arbeiter, „los picadores“, auszuteilen, Kautschuk zu übernehmen und zu wägen. Als „picadores“ verwendet man hier, außer Urwaldindianern und Mestizen, Quichuaindianer von den Bergen und Gebirgstälern der Anden, Nachkommen der Inkakultur.

Jedem Indianer wird ein gewisses Waldgebiet, „estrada“, angewiesen, wo er arbeiten soll. Das Kautschuksammeln geschieht auf folgende Weise: Von dem Kautschukbaume werden mit einer kleinen Axt an mehreren Stellen kleine Stücke der Rinde ab-

geschält und kleine Blechtassen unter der Wunde aufgehängt, um die herausperlende Milch, wie man es hier nennt, aufzufangen. Ein guter Picador kann ungefähr hundertfünfzig Bäume in einem halben Tag verwunden. Er geht am Morgen hinaus und betreibt dies bis Mittag. Nachdem er alle Bäume verwundet hat, sammelt er die Milch in ein größeres Gefäß und bringt sie zu seiner Hütte, wo geräuchert wird, damit sie fest und zäh werde. Das Räuchern muß noch an demselben Tage geschehen wie das Abzapfen, sonst verdirbt die Milch. Dabei geht es so zu: Ein kleiner Ofen wird in die Erde gegraben, aus dem durch ein kleines Loch der Rauch aufsteigt. Man verwendet das Holz einer bestimmten Palme. Ein Holzspaten wird in die Milch getaucht und in den Rauch gehalten, bis die Milch fest wird; dann wird er wieder eingetaucht usw. Schön langsam sammelt sich auf dem Spaten die Milch in einem großen Klumpen, dem sogenannten Bolacha. Diese Kautschukklumpen werden exportiert. Das ist in Kürze die Art und Weise der Kautschukgewinnung.

Wie gesagt, werden Indianer als Picadores verwendet. War man eine Zeitlang bei einer Kautschukbaracke, so wird es einem bald klar, daß fast alle Picadoren ihrem Herrn etwas schuldig sind, manche mehrere hundert, ja bis zu tausend Bolivianos. Ein Picador verdient seine dreißig Bolivianos im Monat, manchmal bedeutend mehr, wenn er geschickt und fleißig ist. Dieser Verdienst schmilzt jedoch rasch dahin, da alle Lebensmittel sehr teuer sind und der Picador während der Regenzeit nichts verdienen kann.

Die teuren Lebensmittel und die verlorene Arbeitszeit genügen jedoch nicht, um zu erklären, warum die Indianer ihren Herren so viel schuldig sind. Nein, die Schulden hatten sie bereits, als sie zu den Kautschukbaracken kamen. Wenn der Besitzer einer Kautschukbaracke indianische Arbeiter haben will, so schickt er einen seiner Angestellten zu einem großen Indianerfest, wo wild gesoffen wird, und leiht dort Geld her. Der betrunkene Indianer borgt und borgt, und schließlich sitzt er fest. Er kann seine Schulden nicht bezahlen, sondern muß zur Arbeit in die Kautschukwälder wandern. Tatsächlich ist er Sklave ge-

worden, der seine Freiheit für Jahre hinaus, vielleicht für immer verloren hat.

Wenn der Gläubiger den Sklaven nicht mehr braucht, so verkauft er ihn, ja, er verkauft ihn. Das geschieht so: Eine andere Person übernimmt die Schulden, und eines schönen Tages merkt der Indianer, daß er seinen Herrn gewechselt hat und zur Arbeit auf eine andere Gummibaracke getrieben wird. Flieht er, so wird er bald festgenommen, und dann, wehe ihm, dann wird er gründlich mißhandelt.

Um die Indianer zu den Kautschukbaracken zu locken, richtet man dort eine Branntweinbrennerei ein, denn man weiß genau, daß die dem Trunke verfallenen Indianer wie die Ameisen zum Zucker kommen. Die Mühle mahlt Branntwein, Kautschuk, Gold, Krankheit und Elend.

Die Kautschukbaracken sind ein Unglück für dieses Land. Sie geben Gold an nur wenige und bringen Elend über viele.

Die letzte Ursache zu dem Unglück der Indianer ist natürlich ihre Leidenschaft für den Branntwein. Es gibt hier keinen, der versucht, die Sauferei zu vermindern, dagegen unzählige, die sich des Lasters der unglücklichen Quichuaindianer bedienen, um — Gold zu machen. An dem zähen Kautschuk kleben Verbrechen.

Vielleicht zweifelt ihr, aber es ist volle Wahrheit, hier herrscht noch die Sklaverei.

Die Wege, die von den Bergen zu den Kautschukwäldern führen, sind fast ausschließlich mit indianischen Arbeitskräften angelegt worden, die äußerst schmutzig bezahlt wurden.

Massenhaft hat man hier Quichuaindianer zum Trägerdienst gepreßt, um Waren in die Kautschukwälder und Kautschuk aus ihnen heraus zu bringen. Infolge des ungesunden Klimas ist eine große Anzahl von ihnen dem Fieber erlegen.

Die Armut in den Gebirgstälern, wo die Quichua wohnen, die mit den Kautschukgegenden in nächster Berührung stehen, ist sehr groß. Die Schwierigkeiten, die Bedürfnisse des Lebens zu kaufen, sind dort außerordentlich. Die indianische Rasse ist abgestumpft und versoffen. Die Weißen leben ausschließlich als Parasiten der

Indianer und respektieren weder ihr Besitzrecht an die Erde, die ihre Väter gerodet, noch ihre persönliche Freiheit.

Ganz sicher kommen auch Grausamkeiten gegen die Indianer vor. Viele Quichuaträger mußten in den Urwäldern Perus verhungern, weil die Provinzbehörden das Geld gestohlen hatten, das von der Regierung zu ihrem Unterhalt bestimmt war. Ich selbst mußte meine Träger zweimal bezahlen, das eine Mal dem Gouverneur, der das Geld stahl, das andere Mal den Trägern selbst. Derartiges dürfte sehr gewöhnlich sein.

Zuweilen kommt das Raubtier im Menschen zum Vorschein. Ich kenne einen Herren von La Paz, der mit einem Deutschen eine Kautschukbaracke am Rio Mapiri leitete. Eine tödliche, ansteckende Krankheit brach in der Baracke aus. Um der Krankheit Einhalt zu tun, ermordeten diese Herren die kranken Indianer — sie warfen sie ganz einfach in den Fluß. Das hat der Pazeño mir selbst erzählt. Er hielt es für eine humane Handlung.

Wir dürfen nicht glauben, daß die Europäer immer so human sind, wenn sie Kautschukpatrone werden. Wohl bekannt war z. B. der Franzose M., der am Rio Madidi Indianerkinder raubte. Es waren Tacana. In der Nacht lagerte er am Flußufer. Die gefangenen Kinder schrien und weinten und waren nicht zu beruhigen. M. fürchtete, daß sein Lagerplatz durch das Geschrei den Vätern der Kinder verraten würde, und daß diese in ihrer Verzweiflung versuchen würden, sie ihm wegzunehmen. Da nahm der Franzose ein Kind nach dem andern bei den Beinen und zerschmetterte ihnen die Schädel an den Steinen des Flußufers.

Denkt daran, daß auch die Indianer ihre Kinder lieben. Aber ich wiederhole noch einmal, daß diese Grausamkeiten, im großen gesehen, eine weit geringere Bedeutung haben, als die ökonomische Unterdrückung der Indianer, denn diese ist allgemein; man begegnet ihr überall. Es war sicherlich noch ein Glück für diese Kinder, daß sie ermordet wurden, daß sie nicht zu Kautschukarbeitern, zu Dienern der Weißen erzogen wurden.

Das eine ist offenkundig, wohin man in den Kautschukwäldern Südamerikas geht, überall trifft man die gleiche Unterdrückung der Indianer. Überall derselbe Konflikt — viel Kautschuk, d. h.

Gold, und die Schwierigkeit, Arbeitskräfte zu bekommen, die das Gold holen. Der Goldhunger zwingt die Weißen zur Rücksichtslosigkeit.

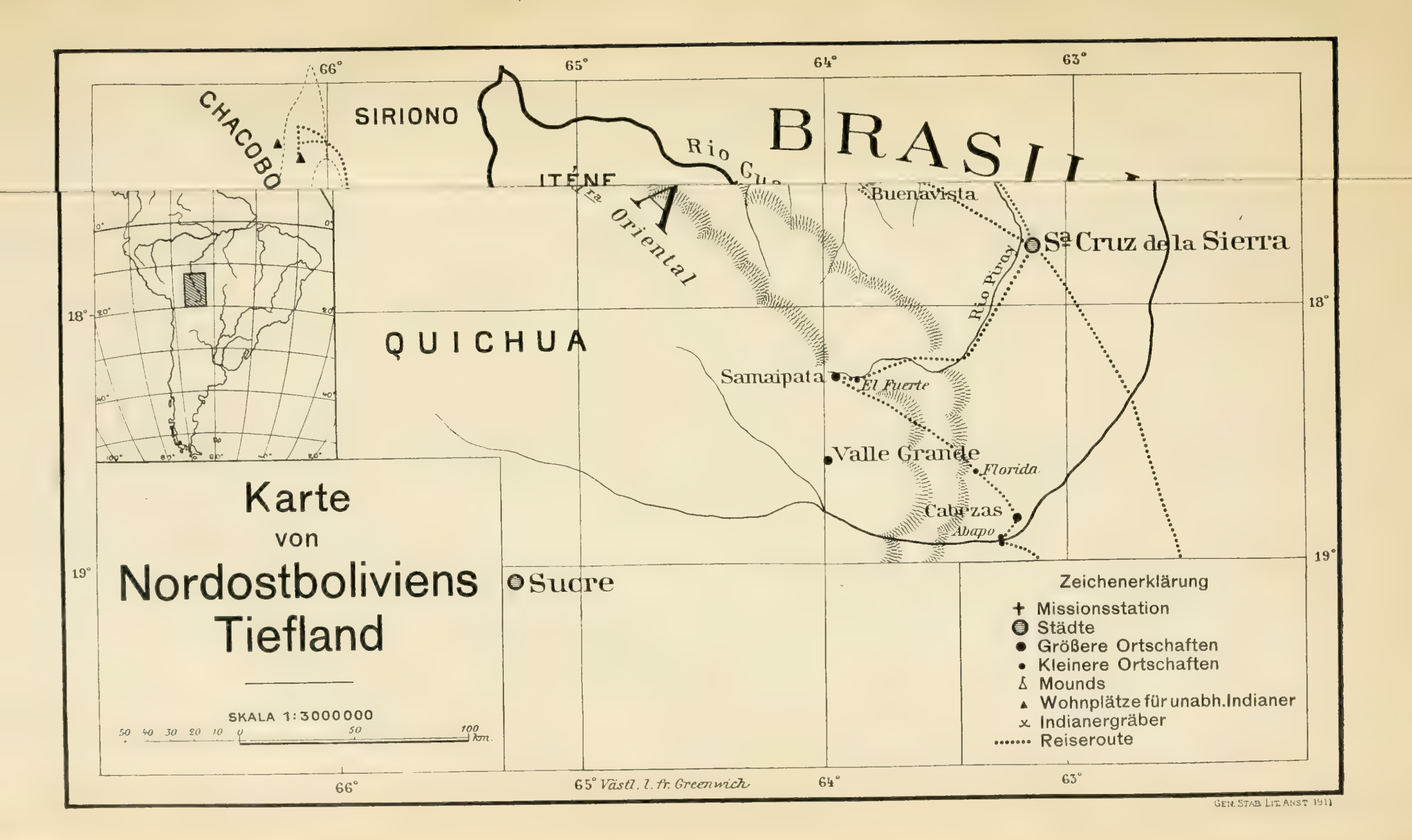
Überall Raubbau, ob es Menschen oder Tieren, Bäumen oder Gruben gilt — stets der gleiche Raubbau, immer derselbe Konquistadorengeist, früher vielleicht großzügig, jetzt klein und kümmerlich.

Ende

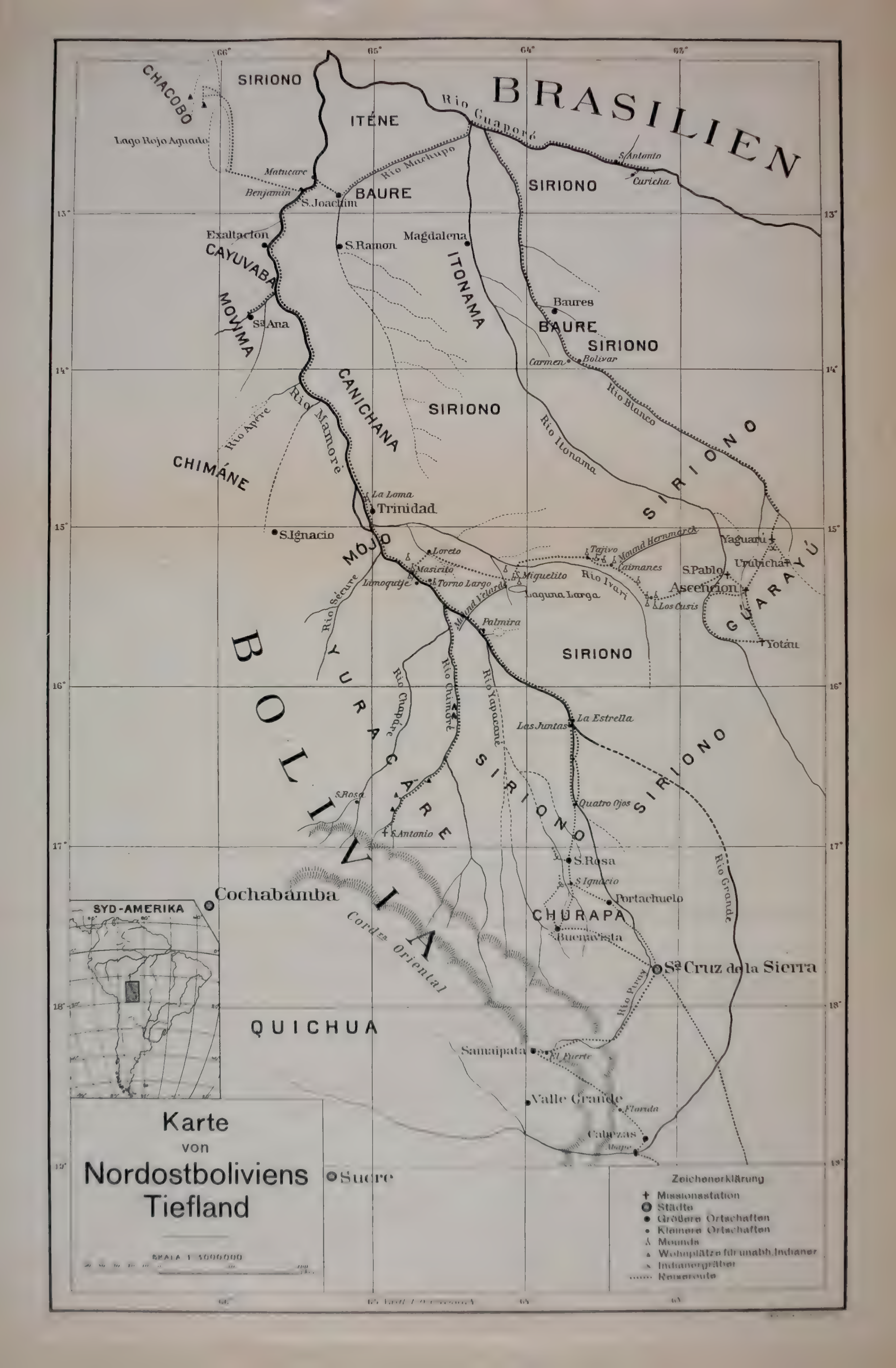
Verzeichnis der Tafeln und Abbildungen

a) Tafeln

b) Abbildungen



Karte
von
Nordostboliviens
Tiefland
SKALA 1:3000000
50 40 30 20 10 0 50 100 km.
CHACOBO
SIRIONO
ITÉNE
BRASI
A
Rio Gu
Oriental
QUICHUA
Buenavista
Sa Cruz de la Sierra
Rio Piray
Samaipata
El Fuerte
Valle Grande
Florida
Cabezas
Abapo
Sucre
66°
65°
64°
63°
18°
19°
65° Västl. l. fr. Greenwich
Zeichenerklärung
Missionsstation
Städte
Größere Ortschaften
Kleinere Ortschaften
Mounds
Wohnplätze für unabh. Indianer
Indianergräber
Reiseroute
GEN. STAB LIT. ANST 1911



Karte
von
Nordostboliviens
Tiefland
Skala 1 : 4000000
SYD-AMERIKA
Zeichenerklärung
Missionsstation
Städte
Grössere Ortschaften
Kleinere Ortschaften
Mounds
Wohnplätze für unabh. Indianer
Indianergräber
Reiseroute
BRASILIEN
BOLIVIA
CHACOBO
SIRIONO
ITÉNE
BAURE
CAYUVABA
MOVIMA
ITONAMA
CANICHANA
CHIMÁNE
MOJO
YURACARE
GUARAYÚ
CHURAPA
QUICHUA
Rio Guaporé
Rio Machupo
Rio Mamoré
Rio Apere
Rio Itonama
Rio Blanco
Rio Ivari
Rio Sécure
Rio Chapáre
Rio Chimoré
Rio Yapacaní
Rio Grande
Rio Piray
Cordra Oriental
Lago Rojo Aguado
Matucare
Benjamin
S. Joachim
Exaltacion
Sta Ana
S. Ramon
Magdalena
Baures
Carmen
Bolivar
S. Antonio
Curicha
La Loma
Trinidad
S. Ignacio
Loreto
Masicito
Limoquije
Torno Largo
Miguelito
Laguna Larga
Mound Velarde
Palmira
Tajivo
Mound Hernmarck
Caimanes
S. Pablo
Ascencion
Los Cusis
Yaguarú
Urubichá
Yotaú
La Estrella
Las Juntas
Quatro Ojos
S. Rosa
S. Ignacio
Portachuelo
Buenavista
Sta Cruz de la Sierra
Cochabamba
Samaipata
El Fuerte
Valle Grande
Florida
Cabezas
Abapo
Sucre

Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart

Studien und Forschungen zur Menschen- und Völkerkunde

Unter wissenschaftlicher Leitung

von Georg Buschan

*

1 Friederici, Dr. Georg, Die Schiffahrt der Indianer. Mit 12 Abbildungen. Geheftet . . . . M 150.—

2 Kohlbrugge, Dr. J. H. F., Die morphologische Abstammung des Menschen. Kritische Studie über neuere Hypothesen. Geheftet M 135.

3 Kiekebusch, Albert, Der Einfluß der römischen Kultur auf die germanische im Spiegel der Hügelgräber des Niederrheins. Mit einem Anhang: Die absolute Chronologie der Augenfibel. Geheftet M 135,—

4 Eickhoff, Dr. Heinrich, Die Kultur der Pueblos in Arizona und New Mexico. Mit einer Karte. Geheftet . . . . M 135.—

5 Lasch, Dr. Richard, Der Eid. Seine Entstehung und Beziehung zu Glaube und Brauch der Naturvölker. Eine ethnologische Studie. Geheftet M 190.

6/7 Schmidt, S. V. D., P. W., Die Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeschichte des Menschen. Mit 3 Tafeln. Geheftet . . M 340.—

8 Weißenberg, Dr. S., Das Wachstum des Menschen nach Alter, Geschlecht und Rasse. Mit 22 graph. Tabellen und 2 Tafeln. Geheftet M 225.—

9 Loth, Dr. phil. und med. Eduard, Beiträge zur Anthropologie der Negerweichteile (Muskelsystem). Mit 53 Figuren. Geheftet . M 375.—

10 Classen, Dr. K., Die Völker Europas zur jüngeren Steinzeit. Ihre Herkunft und Zusammensetzung. Mit 2 Karten. Geheftet . . . M 135.—

11 Eisenstädter, Dr. Julius, Elementargedanke und Übertragungstheorie in der Völkerkunde. Geheftet . . . . M 300.—

12 Burger, Dr. Friedrich, Die Küsten- und Bergvölker der Gazellehalbinsel. Ein Beitrag zur Völkerkunde von Neuguinea unter besonderer Hervorhebung rechtlicher und sozialer Einrichtungen. Mit 10 Tafeln, 2 Karten und 4 Abbildungen im Text. Geheftet . . . . M 165.—

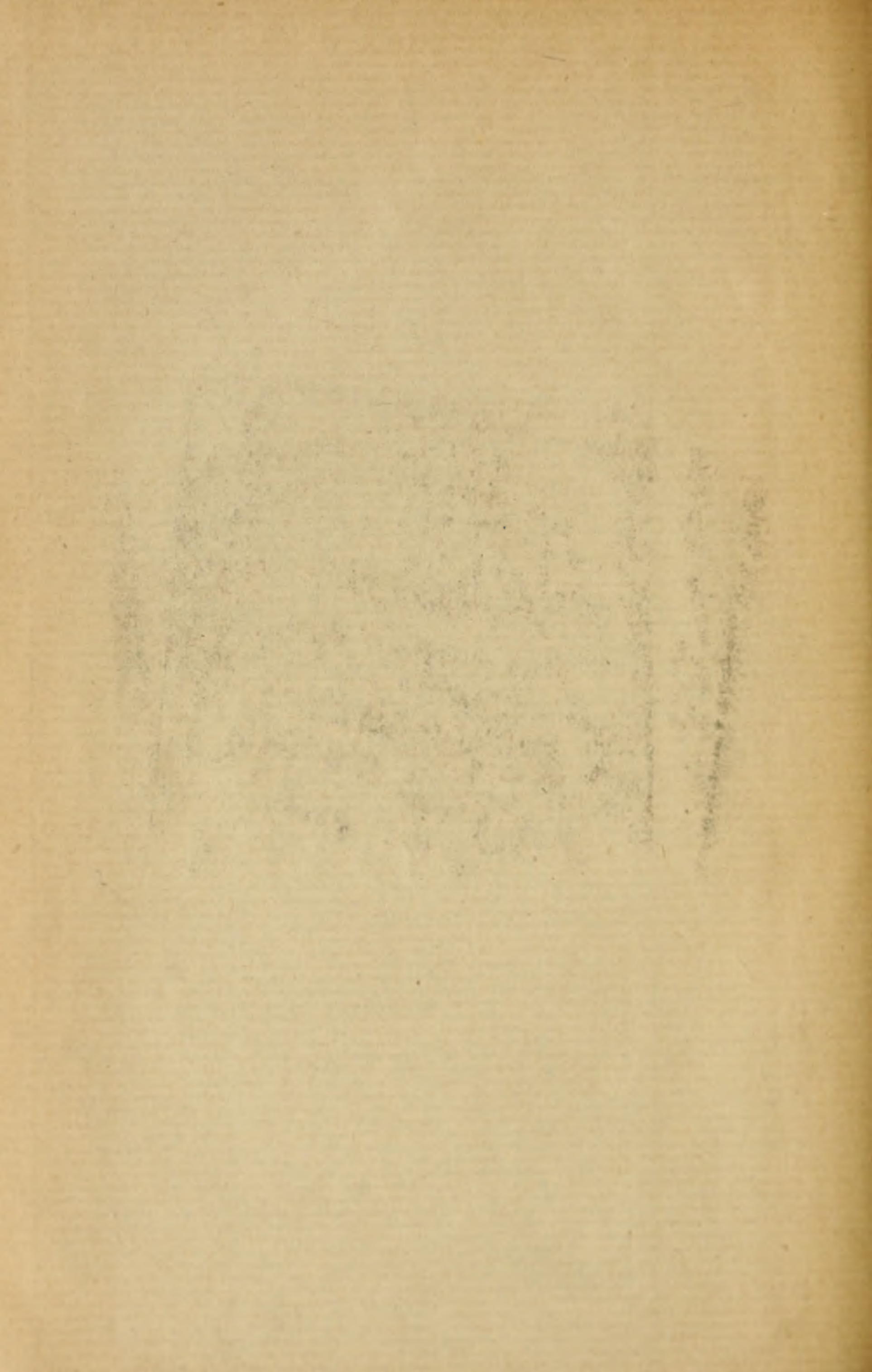
13 Schwerz, Dr. Franz, Dozent für Anthropologie an der Universität Bern. Die Völkerschaften der Schweiz von der Urzeit bis zur Gegenwart. Eine anthropologische Untersuchung. Mit 5 Tafeln und 88 Abbildungen im Text. Geheftet . . . . M 300.—

14 Festschrift, Eduard Hahn zum sechzigsten Geburtstag, dargebracht von Freunden und Schülern. Geheftet . . . . M 300.—

15 Classen, Dr. K., Über den Ursprung der Germanen. Mit besonderer Berücksichtigung der Polygenese des Menschengeschlechts. Geheftet M 120.—

Die Preise gelten im September 1922






UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 19 24 05 007 1